

Emile Claassen

Das
Schweige
Kartell

Kirchen-Thriller

blattFuchs Verlag





blattFuchs  Verlag

1. Auflage 2016

© blattFuchs Verlag
Dr. Karl-Georg Schroll
54459 Wiltingen

Umschlagfoto: freeflickr.com
Umschlaggestaltung: Schroll KG

ISBN: 978-3-946652-13-7
www.blattfuchs.de

Emile Claassen

Das
Schweige Kartell

Kirchen-Thriller

Prolog

Die Sonne brannte heiß auf die Felder, die das malerische Dorf im Voralpenland umgaben. Hinter einer beschaulichen Kapelle, die am Feldweg in der Nähe des Ortes stand, spiegelte sich unten in der Senke in einem kleinen, von Büschen umstandenen See, das Sonnenlicht. Ein junger Mann in Mönchskutte näherte sich der Kapelle. Er wischte sich den Schweiß ab, als er am Eingang verharnte. Ihn umfing ein Hauch von Weihrauchduft. Seine Augen gewöhnten sich schnell an das Dämmerlicht im Inneren. Er tippte zwei Finger ins Weihwasserbecken, kniete kurz, trat vor und schritt an vier schmalen Bankreihen vorbei zu dem kleinen, an der Stirnseite angebrachten Altar. Der junge Mann raffte seine schwere Kutte, als er vor den Altarstufen niederkniete. Dankbar für die Kühle in der Kapelle schaute er zur kleinen roten Flamme des *Ewigen Lichts* empor und bekreuzigte sich ein zweites Mal. Aus der Kutte entnahm er einen Rosenkranz.

Kerzen an den Ecken des Altartisches spendeten diffuses Licht. Manchmal flackerten die Flammen, als zöge ein plötzlicher Luftstrom durch das Gemäuer. Ihr Licht fiel auf einige bizarre Holzfiguren. Schatten spielten an der Wand. Ein Krippenensemble. Maria und Josef, von der Größe eines Unterarms. Grobe, von schwerer Hand geschnitzte Gesichter und Leiber. Beim Kind waren Kopf, Arme und Beine nicht weiter ausgearbeitet. Da hatte es an filigranen Messern gefehlt – oder an Geschick. Ochs und Esel. Diese Figuren waren ihm vertraut, seit er laufen konnte. Die Farben waren verblichen, auch schon abgesplittert. Das darunterliegende Holz trat dunkel hervor.

Die Hitze draußen betäubte jedes Geräusch. Er schloss die Augen. Seine Finger ließen den Rosenkranz Perle für Perle durch seine Hand wandern. Sein schwerster Gang stand noch bevor.

Dafür versenkte er sich in ein langes Gebet. Die Rache ist mein, sagte der HERR. Seine würde kommen wie das Amen in der Kirche.

Als er in das kleine Landarbeiterhaus eintrat, saßen sie in der Küche, rund um den großen Holztisch. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, grüßte kurz – sie nickten schweigend – und trat durch den kleinen Flur in die dahinterliegende Wohnstube. Sie war eng. Der Sarg nahm den halben Raum ein. Sie hatten die Fensterläden vorgelegt, auch wegen der Hitze, damit der Körper nicht so schnell verging. Grünschillernde Fliegen kreisten um den Aufgebahrten. Zwei große, mit Devotionalien geschmückte Kerzen, auf hohen, geschmiedeten Ständern, brannten an jeder Seite des Sarges. Die waren teuer, dachte er. Und seine Eltern arm. Er roch Formaldehyd. Aus seiner Tasche entnahm er einige Körner Weihrauchharz, legte sie auf die Kerzenschalen und entzündete sie. Mit einigen Handbewegungen fächelte er den aromatisch duftenden Rauch über die Ausdünstungen des vor ihm liegenden Leichnams. Er sollte auch die Fliegen vertreiben. Auf die Kniebank, die sie an das Kopfende gestellt hatten, ließ er sich nieder. Erst sprach er ein kurzes Gebet. Dann schaute er fast unmittelbar auf das Gesicht seines jüngeren Bruders. Als würde wieder diese kalte Hand nach seinem Herzen greifen. Ein Schockzustand. Der gleiche, als er seinen Bruder aufgefunden hatte.

Loisl riefen sie ihn, nach seinem Urgroßvater Aloys benannt. Ein Gesicht voller Vertrauen. Seinem größeren Bruder wollte er nacheifern. Auch in den Orden eintreten. Er hatte ihn gebeten, noch ein wenig zu warten. Mit vierzehn sei man noch nicht so sicher. Und sicher müsse man sein, wenn man dem HERRN dienen wolle. Für ihn selbst war es weniger eine Glaubensfrage gewesen. Er war klug gewesen, Klassenbester, Zulassung zum Gymnasium. Aber das große Handicap: Seine Eltern waren einfache Landarbeiter. Zwar war der Aufschwung, jetzt gut fünfzehn Jahre nach dem Krieg auch in den hintersten Provinzen der Re-

publik angekommen, nur bei seinen Eltern war das vielgepriesene Wirtschaftswunder ausgeblieben. Er wollte Theologie studieren, das Priesteramt anstreben. Der Eintritt in einen Mönchsorden schien ihm der richtige Schritt zu sein. Jetzt war er Novize.

Loisl wurde schon früh mit acht Jahren Ministrant. Der neue Vikar hatte es ihm angetan. Er brachte für die Jugendlichen Leben ins Dorf. Abwechslung in der Freizeitgestaltung. Nicht nur Feuerwehr, Trachtengruppe und Schützenverein. Alleine wie teuer schon die kleinen Uniformen waren. Oder ein Trachtenjanker. Das konnten sich nur die Töchter und Söhne der Großbauern leisten. Aber nicht eine Landarbeiterfamilie mit fünf Jungen und vier Mädchen. Loisl war der Jüngste gewesen.

Er schaute in das ruhige Gesicht des kindlichen Leichnams. Es sah entspannt aus. Vor drei Tagen hatte er ihn gefunden. Hinter dem kleinen, alten Stall, wo früher Ziegen drin gestanden hatten. Da stand der Loisl mit herabgelassener Hose und presste das sorgfältig zurechtgeschnittene Zeitungspapier vom Abort zwischen seine Gesäßbacken. Ein dünner Blutstreifen rann die mageren Oberschenkel herab.

Im Inneren zitterte er wieder, als er sich daran erinnern musste. Er wusste sofort, was geschehen war. In ihm klangen die Stimmen nach, die ihm schon vor einiger Zeit Geschehnisse andeuten, die keiner im Dorf auszusprechen wagte. Seit seinem Eintritt in den Orden galt er als moralische Instanz. Er war hier geboren und aufgewachsen. Er hatte es aber nicht glauben wollen. Und dann stellte man auch keine Fragen, die peinlich hätten sein können.

Diese waidwunden Augen, die sein Bruder auf ihn richtete. „Ich habe gesündigt“, wisperte der Kleine.

„Nein, nein“, hatte er ihm gesagt. „Es ist nicht deine Schuld.“

Er fühlte sich schuldig. Seinem Bruder gegenüber und wegen seiner Kirche.

„Ich schäme mich so“, hatte Loisl gesagt. Ohne Tränen in den Augen. „Ich kann es nicht aushalten.“

Eine gute Woche und ein paar Tage hatte er es ausgehalten. Dann fand man ihn. Er hing am Dachbalken des kleinen, alten Ziegenstalls.

Als er wieder in die Küche trat, starrten ihn die bleichen Gesichter seiner Familie an. Wie in Stein gehauen. Sie erwarteten von ihm eine Antwort.

„Ich weiß, wer es war. Ich weiß, was zu tun ist. Ich werde für mein Handeln den HERRN um Verständnis bitten.“

Die Versammelten nickten zustimmend, als er grußlos das Haus verließ.

Kapitel 1

Montag, 26. Juli 2010 – mittags

„Und dann hat sie die Flatter gemacht ...“ Sie ließ das Ende des Satzes leicht nach oben hin ausklingen. Fast wie bei einer Frage. Aber es war keine Frage, es war eine Feststellung.

Johann Wahlberg zog seinen Kopf zurück und die Mundwinkel herunter. Diese flapsige Bemerkung war nicht angemessen. Mit gerunzelter Stirn starrte er auf sein Gegenüber. „... die Flatter gemacht“, murmelte er mit betont angewidertem Gesicht. Laut sagte er zu Liz Tappert: „Ziemlich daneben, deine Bemerkung. Für einen Selbstmord ...“

„Tschuldigung, fiel mir gerade so ein, so als Metapher. Wenn jemand über die Reling geht, dann fliegt derjenige schon ein paar lange Meter bis er unten ankommt.“ Mit unterkühlter Stimme fuhr sie fort: „Und Selbstmord ist freiwillig.“

„Hm, das ist noch fraglich.“ Vielleicht war es auch Mord? Er präziserte: „Das weiß keiner.“

Liz Tappert kritzelte Figürchen auf ihren Schreibblock. Sie hob den Kopf und richtete ihre hellblauen Augen erwartungsvoll auf ihn. Sie wollte mehr wissen.

„Die Ermittlungen der französischen Polizei in Cherbourg laufen noch“, fuhr er fort. „Ich schätze, wenn sie keine Leiche im Wasser finden, dann stellen sie die Ermittlungen bald ein. Schließlich war sie keine französische Staatsbürgerin.“

Sie stippte langsam einen Keks in ihren Kaffee. Mit Mühe brachte sie das aufgeweichte Gebäck noch bis zum geöffneten Mund. Ein dünner Kaffeefaden rann an ihrem schmalen, spitzeckigen Kinn herunter. Leichte Röte überzog ihr Gesicht, als sie Wahlbergs betont kritischen Blick auf sich ruhen fühlte. Innerlich

belustigt bemerkte er den Ärger der Chefredakteurin. Rasch stand die Großgewachsene auf und hastete zum kleinen Handwaschbecken neben ihrer Bürotür. Sie beugte sich etwas vor und schaute in den über dem Becken montierten Spiegel. Wahlberg rückte seine Brille zurecht und betrachtete währenddessen ihr Hinterteil in der paillettenbesetzten Designerjeans. Noch ganz propper, dachte er, so für ihre Anfang fünfzig. Missmutig tupfte sie mit einem baumwollenen Taschentuch an Mund und Kinn herum.

„Hast du Anfragen von der irischen Polizei?“ Sie richtete sich auf und strich ein wenig über die glatten, rotbraun gefärbten, hinten zu einem Mafiososchwänzchen gebundenen Haare. Sie verwendet immer zu viel Gel, stellte er fest.

„Nein. Da wird es auch keine geben. Die Franzosen werden sich an die Iren wenden und mitteilen, dass jemand aus Irland – sagen wir mal – über Bord gegangen ist.“

„Und die Iren?“

„Na, die werden warten, bis eine Leiche auftaucht – wenn eine auftaucht.“

Liz Tappert hatte wieder ihren Platz eingenommen. „Woher weißt du eigentlich so genau, dass diese Frau aus Irland war? Sie könnte doch auch eine Französin gewesen sein.“ Die Chefredakteurin überlegte kurz. „Oder jemand mit irgendeiner anderen Nationalität oder ...?“

Wahlberg unterbrach sie. „Wir saßen abends noch auf einen Drink an der Bar. Nicht lange, dann begleitete ich sie noch bis zu ihrer Kabine ...“

„Du bist und bleibst doch ein Schwerenöter ...“

Er zog eine unfreundliche Grimasse. „Nicht so, wie du denkst.“ Ihre Bemerkung ärgerte ihn. „Sie war eine ältere Frau. Ich hatte den Eindruck, sie lebte mehr in ihrer Vergangenheit.“ Wahlberg hing seinen Erinnerungen nach. Mit leiser Stimme sprach er weiter. „Anderntags, so gegen Mittag, klopfte ich an ihre Kabinentür. Unverschlossen. Leer. Nur ihre Reisetasche lag da. Ordentlich ge-

packt, als wenn sie sie gleich abholen würde.“

„Irgendeine Nachricht?“

„Keine gefunden. Vielleicht hatte die Polizei in Cherbourg Erfolg.“ Er verschwieg, dass er das Gepäck vorsichtig inspiziert hatte. Das, was er da entdeckt hatte, erwischte ihn ungeschützt. „Was wolltest du denn noch von ihr?“

Er hob die Schultern an. „Was wohl. Mich verabschieden. Cherbourg war schon in Sicht.“

„Gab es denn einen plausiblen Hinweis, dass sie Irin war?“ Tappert hakte ungeduldig nach.

„Sie erzählte mir von Dingen und Orten, die nur eine Irin erlebt haben dürfte.“

„Wie war ihr Name?“

„Róisín Kennedy.“

„Róisín? War das der Vorname?“

„Ja. Übersetzt aus dem Gälischen bedeutet er *Rose*.“

„Aha, *Rose Kennedy*?“ Sie hob den Kopf ein wenig an und nickte. „So wie die Mutter von ...?“

„Ja, genau.“ Er fügte erklärend hinzu: „In Irland ein üblicher Name. Nicht nur Róisín, auch Kennedy.“

„Ja, ist schon gut.“ Tappert klang ziemlich genervt. „Ich brauch keine Belehrungen.“ Sie sammelte sich schnell. „Du willst jetzt dieses Verschwinden einer mehr oder weniger unbekanntem Irin aufgreifen?“

„*Verschwinden* klingt aber nach Beschönigung. Wenn jemand über Bord geht ...?“ Wahlberg schaute sie eindringlich an. „Selbstmord oder Mord ist hier die Frage.“ Er zögerte ein wenig. „Vielleicht hängt es mit ihrer Vergangenheit zusammen.“

Sie zog ihre Augenbrauen zusammen und schaute ihn fragend an.

„Missbrauch. Róisín Kennedy war noch ein junges Mädchen, als sie gekidnappt wurde. Erst mit einundzwanzig Jahren, konnte sie flüchten.“

„Was war der Grund?“

„Du meinst, warum sie abhaute?“

„Nein, nein. Warum wurde sie entführt?“

„Sie stellte eine Gefahr für Männer dar.“

Liz Tappert blieb der Mund offen stehen. Sie rang sich eine Bemerkung ab. „Glaub ich nicht.“ Empört fuhr sie fort: „Was ist das denn für eine verquaste Moral? Wer steckte dahinter?“

„Nun, im Prinzip die katholische Kirche Irlands. Konkret waren es die *Schwestern der Heiligen Magdalene*. Die betrieben unzählige Wäschereien für gefallene Frauen und solche, für die Gefahr bestand, dass sie fallen würden oder könnten.“

Liz Tappert konnte sich kaum beruhigen. „Was für ein Eingriff in die Persönlichkeitsrechte – dann ist sie abgehauen?“

„Sie hatte diese Ausbeutung, diese Demütigungen nicht mehr ertragen können. Das hatte sie mir erzählt. Sie hatte das Bedürfnis über ihre Vergangenheit zu reden.“ Wahlberg schwieg und fixierte ihre Augen. „Und sie sagte mir später, sie habe Krebs.“

„Krebs? Das erklärt vieles. Auch einen Selbstmord.“

„Sicher. Aber wenn es doch Mord war? Wenn etwas anderes dahintersteckte?“

„Was sollte denn dahinterstecken?“

Er zuckte resignierend mit den Schultern. „Ich weiß es nicht. So widersprüchlich. Sie machte auf mich einen schwermütigen Eindruck. Andererseits wirkte sie so entschlossen.“ Er kratzte an seiner Wange. In seinem kurz geschorenen Bart juckte es. „Als hätte sie ihr Leben schon abschließend geplant.“ Wahlberg war unschlüssig. „Ich weiß nicht recht. Aber ich würde der Sache gerne nachgehen.“

„Wie und wo hast du sie getroffen?“

Wahlberg dachte nach. „Nun, wie der Zufall so spielt ... So eine Fähre ist übersichtlich. Es gab nur noch einen freien Platz an einem Tisch ...“

„Wie war dein Interview mit diesem irischen Musiker? Na, wie hieß er noch?“ Sie strengte sich an, mit ihm auf gleicher Wellenlänge zu bleiben.

Typisch, dachte er, sie springt wieder von einem Thema zum anderen. „Solltest du eigentlich wissen. Schließlich hast du mich beauftragt.“ Als er in ihre zusammengekniffenen Augen blickte, antwortete er rasch: „Chris O'Malley. Gitarrist, Singer und Songwriter. Mit einer so intensiven, ausdrucksstarken Stimme! Lebt im County Clare, unweit von der Steilküste im Westen der Insel. Sind dir die Cliffs of Moher ein Begriff? Da in der Nähe ...“

„Krieg dich wieder ein“, unterbrach sie Wahlberg mit rauher Stimme. „Ich bin mir sicher, du warst voll in deinem Element.“ Ihre Stimme hatte einen neidischen Unterton.

Er grinste sie an. „Da bringe ich auf jeden Fall viel mit. Irische Geschichte, irische Musik, irisches Schicksal. Da war schnell ein Gesprächsfaden mit Róisín Kennedy geknüpft.“

„Dann solltest du dich öfter mal fürs Feuilleton einspannen lassen?“

Wahlberg wusste jetzt nicht, ob sie ihn auf den Arm nehmen wollte.

„Entschuldige, Liz. Aber ich schreibe fürs Feuilleton. Schon vergessen?“

„Nun.“ Sie ließ sich nichts anmerken und sprang wieder zurück zum Anfang. Ihre Augen glänzten. „Was hat sie dir erzählt? Was wäre an der Geschichte mit der Selbstmörderin dran ...“ Sie hob die Hand, um Wahlbergs Einwand abzublocken. „Beruhige dich, Mord als Alternative, ist schon klar ... Also, was wäre dran oder besser noch drin? Für uns als Zeitung?“

„Ihr Schicksal. Wie ich schon sagte. Sie war eine der Insasinnen der berüchtigten *Magdalene Laundries*. Sie hatte mehrfach die Härten des Lebens aushalten müssen. Ich muss ja zugeben – je mehr ich über sie nachdenke, desto mehr zweifle ich auch an meiner Selbstmordtheorie. Sie erschien mir hartgesotten. Ob so jemand freiwillig aus dem Leben scheidet? Ich tippe eher auf ein Verbrechen.“

„Aber sie hat Krebs“, wandte sie ein. „Sagte sie zumindest.“ Zweifel klangen durch.

„Das ist mir klar. Viele setzen ihrem Leben ein Ende, wenn der Krebs unheilbar ist.“

Liz Tappert zückte den Kuli und beendete ihre Kritzeleien.

„Nun, fassen wir mal zusammen. Da verschwindet jemand – egal ob aufgrund von Mord oder Selbstmord – und dann dieser Missbrauch.“

Sie war jetzt ganz in ihrem Element als Chefredakteurin. „Vielleicht sind diese beiden Stränge zu einer Story zu verknüpfen?“

Sie durchforstete auf einmal aufgeregt ihre Papierablage. „Von diesen Wäschereien habe ich neulich schon gehört. 2002 gab’s einen *Ryan-Report* über Kindesmissbrauch in Irland, der vor Kurzem ergänzt wurde.“ Sie schwenkte einen Zeitungsauszug. „Die Ergebnisse bilden einen guten Hintergrund.“

Ihr Gesicht war jetzt von einer hektischen Röte überzogen. „Während du in Irland warst, wurde auch ein katholischer Geistlicher ermordet ...“

„Das war ich nicht ...“ Wahlbergs dünner Witz kam bei seiner Chefin nicht an.

„Blödmann. Das war in Nordirland, genauer im ländlichen Umfeld von London-Derry.“

„Ich hatte auf dem Weg an die Westküste davon gelesen. Da gab’s dann wieder Zunder. Verdächtig wurden militante Protestanten.“

„Gab es einen Zusammenhang zu den Missbrauchsfällen in Irland?“

„Das weiß ich nicht genau. In der *Irish Times* stand, dass über die Leiche Kleeblätter verstreut worden waren.“

„Du meinst das irische Nationalsymbol ...? Ein bewusster Akt?“ Tappert hielt den Atem an. „Das wäre ja unglaublich.“

„Vielleicht eher ein Ablenkungsmanöver“, meinte Wahlberg. „Ein bisschen psycho oder so ähnlich.“

Nach einer Weile sagte sie: „Könntest recht haben. Das passt nicht zu militanten Protestanten.“

„Aber vielleicht zu Róisín Kennedy ...?“

Sie drehte aufreizend langsam den Kopf zu ihm. Sie blickte ihn etwas abschätzig an. „Da unterstellst du jetzt was, gell? Die arme Frau rächt sich nach vierzig Jahren. Ist doch absurd.“

Wahlberg verzog keine Miene.

„Du willst unbedingt diesen Job, oder? Könnte spannend werden. Aber der Zweck heiligt nicht alle Mittel.“

„Das ist aber *mein* Job.“ Selbstbewusst lachte er ihr ins Gesicht. „Ihr habt mich für solche Storys eingestellt, schon vergessen?“ Wahlbergs Stimme klang ärgerlich. „Und ich glaube, es würde der WOCHENZEITUNG gut zu Gesicht stehen, wenn wir dieses merkwürdige Verschwinden von Róisín Kennedy mit den jetzt bekannten irischen Skandalen und Tragödien in der katholischen Kirche verbinden würden. Und dann veröffentlichen. In ganz Europa ist der Teufel los. Fast jedes Land hat seine Apokalypse. Das wäre das Thema ... – und die anderen Gazetten auf dem Markt, schau dich doch mal um – die berichten auch darüber. Sogar *direkt* aus Irland.“

Sie schnaufte tief durch. „Okay, okay.“ Zwei steile Falten standen auf ihrer Stirn. Sie wollte nicht klein begeben. „Aber mit dem, was du schon im Hinterkopf hast, und dem besagten Ryan-Report, hätten wir auch einiges, woraus sich eine gute Story schneiden ließe.“

„Das reicht nicht für einen seriösen Bericht. Vor Ort zu sein ist wichtig.“

„Das ist aber nicht ganz ungefährlich.“ Tappert legte ihr Gesicht bewusst in sorgenvolle Falten. „Wenn du in die dortigen Ermittlungen hineingerätst, dann könntest du in Verdacht geraten. Du hast der Polizei Mitteilung gemacht. Du hast Róisín Kennedy möglicherweise als Letzter gesehen. Du könntest für die Polizei einen Täter abgeben.“

„Ist das jetzt dein letzter Versuch, mich von Recherchen in Irland abzuhalten?“

„Also, das Risiko würdest du eingehen?“ Sie zwinkerte ihm spöttisch zu. „Aber eigentlich willst du nur Urlaub dort machen,

gib's zu.“ Sie warf ihm einen anzüglichen Blick zu.

Wahlberg ging nicht darauf ein. Er atmete aber, mit nach oben gerichteten Augen, tief durch.

„Es ist eine interessante Story, mit der sich die WOCHENZEITUNG profilieren könnte – wohlgemerkt: könnte.“ Er blieb beharrlich. „Ich schreib dir auf, was ich bisher habe. Dann reichst du es weiter, okay?“

Wahlberg wartete nicht mehr auf ihr Einverständnis. Er wedelte mit der Hand, als er das Büro der Chefredakteurin verließ.

Kapitel 2

Montag, 26. Juli 2010 – nachmittags

Draußen umfing ihn warme Frühlingsluft. Paul Lincke, schoss es ihm durch den Kopf: *Berliner Luft, Luft, Luft ...* Es war früh am Nachmittag. Strammen Schrittes marschierte er zur U-Bahn-Station Hallesches Tor. Vier Stationen weiter beförderte ihn die Rolltreppe im Bahnhof Friedrichstraße zur S-Bahn hoch. Vier Minuten Fahrzeit bis zum Hauptbahnhof. Zufrieden stellte er fest, dass die Verbindung nach Bremen stand. Er freute sich auf einen entspannten Abend in seiner Wohnung in Vegesack. Jetzt hatte er noch fünfundzwanzig Minuten Zeit für Kaffee und ein heißbegehrtes Croissant.

Wahlberg überdachte das gerade geführte Gespräch mit Liz Tappert. Ihre hochgewachsene Gestalt, ihr maskuliner Habitus, kluge Augen, eingebettet in herbe Gesichtszüge. Ihm fehlte das Frauliche an ihr. Nicht leicht für ihn, bei ihr anzuknüpfen, Brücken herzustellen. Wahlberg musste plötzlich an Paul Steinert denken, der Kollege aus früheren Zeiten. Verdammter Dickschädel, wie Wahlberg Steinerts Tod im Nachhinein kommentierte. Er hatte ihn in Mainz auf die Spur gebracht. Mit großem Verdross musste Wahlberg feststellen, dass die Krähen im Mediengeschäft unter sich einig waren. Trotz Konkurrenz hackten sie sich gegenseitig kein Auge aus.

Seine Mainzer Ergebnisse verschwanden, wie vor fünf Jahren, wieder im Giftschränk der Redaktion. Er war den Mächtigen wieder zu nah gekommen, aber diesmal hielt er dagegen. Mit einer Buchveröffentlichung über die Mainzer Ereignisse hatte er sich schadlos gehalten. Und zwar an denen, die wieder Aufklärung und Transparenz in der Politik verhindern wollten.

Irgendwie geht's immer weiter, war er überzeugt. Aus heiterem Himmel erhielt er Mitte Januar eine Einladung. Die WOCHENZEITUNG wollte ihn sprechen. Das war jetzt knapp vier Monate her. Eine Empfehlung von Horst Hansen, hieß es. Sein ehemaliger Chef hatte wahrscheinlich ein schlechtes Gewissen, mutmaßte er, weil der Buchabsatz noch nicht besonders florierte. Wir sind ein linksliberales Blatt, das wöchentlich zum Wochenende erscheint, eröffnete man ihm am Anfang des Gesprächs. Ob er sich vorstellen könne mitzuarbeiten. Sein Profil als investigativer Journalist würde passen.

Das Einstellungsgespräch mit den beiden Herausgebern Harald Johnson und Benjamin Marx war ihm noch in guter Erinnerung. Marx witzelte. Zwar sei er nicht mit ihm verwandt, aber man wisse es natürlich nie genau. Die WOZ stünde aber durchaus in einer kritischen und linken Tradition, wo der Marxismus nicht ausgespart bliebe. Liz Tappert war auch dabei. Sie erschien ihm angestrengt. Zusammengekniffener Mund. Als hätte sie Mühe, die Ansichten der Herausgeber zu teilen. Wir machen viel Hintergrundberichte, klingt es heute noch in seinem Ohr. Ob er Interesse hätte, als sogenannter Fester Freier zu arbeiten. Er willigte ein. Er wusste, ein solcher Vertrag als zusätzliche Einkommensquelle war nicht zu verachten. Das ließ ihm Zeit, seine Buchprojekte weiterzuverfolgen.

Wahlberg warf einen langen Blick auf die vorbeieilenden Wiesen und spärlichen Wälder der ehemaligen DDR. Bevor Wahlberg sein Notebook öffnete, rief er bei Liam Brady an, um den morgigen Termin zu bestätigen. Sie hatten ein Treffen verabredet, sobald er wieder aus Irland zurück sei. Nicht nur Chris O'Malley würde Thema sein, sondern auch seine Begegnung mit Róisín Kennedy. Die Ereignisse auf der Fähre spulten sich wieder wie ein Film ab. Nachdenklich stützte er sein Gesicht in seine Hände, die Arme ruhten auf der Tischplatte. Dann ließ er behände seine Finger über das Keyboard gleiten.

Damals, nach der knapp dreistündigen Bahnfahrt von Dublin nach Rosslare Harbour, betrat er am späten Nachmittag abgesspannt und müde die Fähre nach Cherbourg. Die letzte Nacht im Dubliner Stag's Head war nicht ohne Nachwehen geblieben. Verdammte viel Irish Music, die sich nicht trocken konsumieren ließ. So genehmigte er sich noch zwei sattschwarze Guinness, Irlands flüssiges Gold. Nach dem Ablegen ging er auf das Oberdeck. Der Bug drehte sich behutsam in Richtung Frankreich. Die sich langsam rotfärbende Abendsonne schien auf das Heck.

Róisín Kennedy stand achtern an der Reling, gekleidet in einem altmodischen Schwarz. Eine aufkommende Böe zerrte an ihrem Rock. Ein paar Haarsträhnen, die sich aus der straffen Frisur gelöst hatten, flogen ab und zu hoch, als wollten sie mit dem Wind spielen. Sie selbst stand dort regungslos. Wie ein ebernes Monument, kalt und unnahbar, hatte er sie empfunden, obwohl ihre kleine, schmale Gestalt eher Beschützerinstinkte weckte.

Sie starrte über das vorbeigleitende Hafengelände. Wie in Trance. Ihre Augen fixiert auf die langsam ins Meer eintauchende Sonne. Bald wird der Hafen Rosslare außer Sicht sein und Irland in den Fluten der Celtic Sea versinken. Dieses starre Sehnen sei denjenigen Iren eigen, so hatte Wahlberg in früheren Gesprächen vernommen, die jahrelang, bisweilen jahrzehntelang, ihrer Heimat entsagen mussten. Abschied nehmen, der schmerzhafteste Verlust, kerbte jedoch noch tiefere Spuren in die irische Seele. Es rührte ihn. Eine faszinierende, wenn auch düster wirkende Person, fand er, als er später die Treppe in Richtung Unterdeck nahm.

Der Zugbegleiter riss Wahlberg aus seinen Gedanken. „Frisch gebrüht“, warb der Uniformierte, der mit Kaffee vor ihm stand. „Dann nimm ich einen“, sagte er, „damit die Geister weiter lebendig bleiben.“

Plötzlich schob sich Julia in seine Gedanken. Er runzelte die Stirn. Warum war sie nicht nach Irland mitgekommen? Julia, seine Liebe in Mainz. Sie wollten sich häufig gegenseitig besuchen.

Wurden die Beziehungsfäden schon wieder dünner? Aber die damaligen Erlebnisse auf dem Fährschiff verdrängten wieder diese Erinnerungen.

Als er an Bord seinen Platz fürs abendliche Dinner einnahm, empfingen ihn am Tisch smaragdgrüne, von langen Wimpern umrahmte Augen. Die dunkel gekleidete Frau vom Oberdeck. Ihre Hände waren in dünne, weiße Handschuhe gehüllt. Zu seiner Verwunderung führte sie damit ihr Besteck. Das Essen verlief weitgehend schweigsam. Dann überraschte sie ihn.

„Did you have a nice time in Ireland?“

„Yes, lovely.“

„Where have you been?“

„In four places. Dingle Peninsula, Cliffs of Moher, Doolin and Galway.“

Ihr einziges Gespräch während des abendlichen Essens. Beim anschließenden Kaffee stellte sie fest: „Sie sind Deutscher.“

Verblüfft antwortete er: „Ja. Sie auch?“

Sie verneinte. „Ich bin in Irland geboren.“

„Sie sprechen akzentfrei Hochdeutsch. Es schimmert eine leichte süddeutsche Färbung durch. Leben Sie dort?“

„Früher – aber jetzt nicht mehr.“ Sie sah ihn prüfend an und schwieg.

Wahlberg schätzte das Alter seiner Gesprächspartnerin auf etwa sechs Jahrzehnte. Ein paar silberne Fäden durchzogen wie dünne Zierbänder ihr glattes, dunkles, fast schwarzes Haar. Sie muss früher einmal sehr hübsch gewesen sein, dachte er, als er ihr ebenmäßiges, von einigen Falten durchzogenes Gesicht betrachtete. Auffallend waren ihre vollen, schön geschwungenen Lippen, die ihr Alter fast vergessen machten.

„Ich habe Sie an der Reling stehen sehen. Sie schauten wie gebannt auf die Sonne.“

„So sah es aus.“ Ihr fein gezeichneter Mund gab ein kleines Lächeln preis. „In Gedanken saß ich am Strand von Loch Swilly.“ Sie ahnte

schon, was er fragen wollte. „Ganz weit im Norden, im County Donegal, in der Provinz Ulster. Ein langgezogener Meeresarm, in den sich der Nordatlantik ergießt. Schmale Hügel und weiße Strände begleiten ihn. Da waren Sie sicherlich noch nie?“

„Sie haben recht. Es soll dort sehr romantisch und wild sein.“

Sie nickte. Ihr Blick kehrte sich wieder nach innen.

„Meinten Sie mit Ulster Nordirland?“

„Ulster ist geteilt.“ Ein harter Zug um den Mund ließ ihre Lippen schmal erscheinen. „Sechs von neun Counties im Norden hat man uns gestohlen. Irland bestand einmal aus vier Provinzen. Jetzt sind es nur noch drei.“

Das Mobiltelefon holte ihn aus seinen Erinnerungen zurück.

Liz Tappert fragte: „Sitzt du schon im Zug?“

„In einer halben Stunde kommt schon Hamburg. Was gibt's denn so Dringendes?“

„Im internationalen Ticker habe ich gerade gelesen, dass an der französischen Atlantikküste, in der Nähe von Cherbourg, eine weibliche Leiche angetrieben wurde. Alter etwa fünfzig bis sechzig Jahre.“

„Könnte sein. Könnte aber auch nicht sein.“

Nach der Unterbrechung ließ er wieder seine Finger über die Tastatur tanzen.

„Es fällt Ihnen schwer, Abschied zu nehmen?“

„Nun, die meisten meiner Landsleute kommen zum Sterben nach Hause.“ Ihre Smaragde ruhten unergründlich auf ihm. „Ich war sehr lange fort.“ Das klang düster, fast bedrohlich. „Ich besuchte das Grab meiner Mutter. Es ist das Einzige, was mir noch in Irland geblieben ist.“

„Jetzt fahren Sie wieder nach Deutschland?“

„Es gibt noch einiges zu regeln“, antwortete sie mysteriös.

Róisín Kennedy bemerkte Wahlbergs irritierten Blick, seine gerunzelten Stirnfalten. Ihr schöner Mund verzog sich zu einem bitteren

Lächeln. „Es ist mein Schicksal.“

Wahlberg brachte zwei Gläser John Powers an den Tisch. Er freute sich schon lange auf diesen guten Tropfen.

„Es ist uisque baugh, Lebenswasser“, sinnierte sie. „Sláinte!“ Dann schwieg sie. Er hörte, wie sie mit leisem Schlürfen das scharfe Getränk in sich hineinsog.

Der Whiskey lockerte ihre Zunge. „Ich musste waschen. Damals in Irland. Handarbeit, ganz schlimme Handarbeit.“ Sie deutete auf ihre behandschuhten Hände. „Sie sind von Lauge fast zerfressen.“ Sie erhob sich. „Kommen Sie ...“, sie deutete auf den Tisch, „... und nehmen Sie die Gläser mit.“

Obwohl es erst Ende Juli war, setzte die Dunkelheit relativ früh ein. Wahlberg schaute in die beginnende Dämmerung, als sie in den Hamburger Hauptbahnhof einliefen. Er griff zum Handy. Er wusste, dass Liz meist länger im Büro saß.

„Diese weibliche Leiche, von der du sprachst, gab es Auffälligkeiten in der Bekleidung?“

„Solche Details konnte ich nicht erkennen. Warum?“

„Mir war gerade eingefallen, dass Róisín Kennedy so feine, weiße Baumwollhandschuhe getragen hatte. Und zwar ständig. Auch beim Essen.“

„Wieso trägt man Handschuhe beim Essen? Um das Besteck zu schonen?“ Sie lachte meckernd.

„Lass mal deinen Zynismus außen vor.“ Er fühlte Wut in sich aufsteigen. Sein Ton wurde harsch. „Ihre Hände sollen durch Lauge verunstaltet gewesen sein. Das wäre ein Hinweis, dem du mal nachgehen könntest.“

In ihrer Kabine setzte Wahlberg sich auf das Bett. Sie öffnete eine kleine Reisetasche und zog eine flache Halbliterflasche aus dem Seitenfach. „Kein Powers“, sagte sie, „Poitín.“ Sie schenkte großzügig ein. „Sie kennen Poitín? A very hard stuff.“ Sie kippte den Inhalt des Glases mit einem Ruck. Wahlberg hatte schon böse Erfahrungen mit

dem klar und wässrig aussehenden Schnaps gemacht, aber er kippte mit.

Er müsse genau zuhören. Ihre Stimme klang etwas schleppend. „Es war in den sechziger Jahren. Damals war ich vierzehn. Man hatte mich gekidnappt, weil ich ein hübsches Gesicht hatte.“ Róisín Kennedy sprach emotionslos, wie von einer Sache. „Ich stelle für Männer eine Gefahr dar, wurde mir gesagt. Man brachte mich von Donegal nach Sligo zu den Magdalene Laundries. Near 100 miles far from home.“

Die Smaragde musterten ihn hart mit einer gnadenlosen Kälte. Als wäre er für das damalige Geschehen verantwortlich. Wahlberg duckte sich fast.

„Wir knieten morgens und abends auf dem Boden, um den Holzfussboden zu schrubbten. Viele sind früh gestorben. Die meisten an Krebs. Oder diese missgebildeten Babys. Es waren diese Chlordämpfe in den Reinigungsmitteln.“

„Babys? In den Wäschereien?“

Róisín wischte sich ein paar Tränen aus den Augen. „Wir waren Sex-Futter für die Priester. Manchmal mussten wir uns vor den Schwestern nackt aufstellen – Fleischbeschau in Reih und Glied. Ich hatte doppeltes Glück. Einmal, dass ich nicht dran glauben musste. Ich war damals zu dünn.“ Unwillkürlich verzog sich ihr Mund zu einem mageren Lächeln. „Zum andern, dass ich später, nach meiner Flucht, einen gesunden Sohn zur Welt bringen konnte.“

Als sie Wahlbergs fragenden Blick bemerkte. „Nein, keinen Priesterbalg. Einige Jahre nach meiner Flucht.“

Schwermut beschlich ihn langsam wie ein Gift. Aber viel Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht mehr. Er atmete auf und löste sich von der ominösen Gestalt, die ihm lebendiger denn je vorkam. Der ICE fuhr in den Bremer Hauptbahnhof ein. Beim Aussteigen überlegte er. Etwas war hängen geblieben. War es das Lied über die *Magdalene Laundries*, das jetzt in seinem Unterbewusstsein rumorte? Oder ein anderes Lied? Hatte Róisín in der IRA

gekämpft? Ein Motiv für späte Rache und einen an ihr verübten Mord? Wahlberg war felsenfest davon überzeugt, seine selbst auf-erlegte Irland-Mission zu erfüllen.

Kapitel 3

Dienstag, 27. Juli 2010 – tagsüber

„Hi.“ Sie schüttelten sich die Hände. Liam Brady umfasste seine große Tasse mit dampfendem Orange Pekoe, als wollte er sich daran wärmen. Er grinste Wahlberg an. „Na, zerfrisst dir Róisín Kennedy immer noch das Gehirn?“

Wahlberg winkte ab. Er hatte schon telefonisch dem aus dem County Kerry stammenden Iren von seinen Irritationen erzählt. „Wenn du Tee willst, dann schenk dir ein. Oder stehst du auf härteren Stoff?“

Wahlberg lächelte schmal zurück. „Ich glaube, Tee ist gut. Mein letztes Schnapsenerlebnis ...“ Es blieb ein schiefes Grinsen auf seinem Gesicht hängen.

„Und dann noch Róisín Kennedy“, hakte Brady nach. „Die hat’s dir wohl angetan?“

„Eine attraktive Frau. Zwanzig Jahre jünger. Wer weiß ...?“

Brady stieß einen komisch klingenden Seufzer aus. „Ja, die romantischen Deutschen. Es gab Zeiten, da war alles was grün, war gleich gut ...“ Als er Wahlbergs erstauntes Gesicht sah, korrigierte er sich. „Alter, damit meine ich keine Partei.“

„Ist mir schon klar. Nach deiner Meinung ist Bölls Tagebuch die Wurzel allen Übels ...“

„Die in den 1970er Jahren aufkommende Irish-Folk-Bewegung hat den ganzen Hype noch verstärkt.“

Wahlberg lachte hechelnd. „Aber du warst doch hier in Bremen einer der Protagonisten ...“

Brady klopfte sich mit dem Finger an die Stirn. „Nobody is perfect. – Aber der helle Glanz ist vorbei, seitdem der Keltische Tiger auf dem Bauch gelandet ist.“

„Du meinst als Bettvorleger.“

„Wie auch immer. Auf jeden Fall passen diese Irland schwer erschütternden Entdeckungen über Kindesmissbrauch genau in das wirtschaftliche Desaster hinein.“

Wahlberg nickte zustimmend. „Ich sag’s ja. Die Strafe Gottes. Hier ist dir das erspart geblieben. Bist mit einer Deutschen verheiratet, hast zwei Kinder, Professor an der Uni Bremen. In Irland wären wahrscheinlich die Chancen für dich schlechter gewesen.“

„Du bist ein Scherzkeks und wahrscheinlich neidisch. Du läufst unstet durch die Weltgeschichte, warst mal kurz verheiratet ...“

Wahlberg wehrte ab. „Ist schon gut, Liam. Wenn wir weiter frozeln wollen, dann bei einem guten Guinness. Lass uns mal zur Sache kommen.“

„Wie es beliebt. Chris O’Malley oder dein Schnapsenerlebnis?“

„Mein ‚Schnapsenerlebnis‘ ist nicht ganz so heiter, wie es sich zunächst anhört.“

„Setz dich endlich mal hin!“ Brady kratzte in seinen Kinnbart hinein, während er sich erhob und zwei mit Klausuren gefüllte Aktenordner von seinem Besucherstuhl räumte.

Der Professor war gut einen Kopf kleiner als Wahlberg. Genau im Zentrum seines Hinterkopfes stach eine kahle Stelle, einer Tonsur ähnlich, aus seinem kurz geschnittenen Haar hervor. Wahlberg verfolgte nun seit gut zwanzig Jahre die sich langsam, aber ständig vergrößernde *Kniescheibe*. Genauso lange führte Brady den Lehrstuhl Anglistik an der Universität Bremen. Literaturwissenschaft und Lyrik waren seine berufsbedingten Hobbys. Beide lernten sich damals über ein Song-Projekt kennen.

„Eigentlich will ich gar nicht wissen, welche Geschichten du aus meiner alten Heimat mitbringst. Die Iren sind bekannt für gute Storys, aber auch dafür, dass die Wahrheit häufig auf der Strecke bleibt. Vielleicht hat dir Missis Kennedy auch eins übergebrannt.“ Bradys Augen funkelten spöttisch.

„Du hast heute aber eine negative Einstellung.“

Brady zuckte mit den Schultern. „Ich hab heute meinem täglichen Aufheller entsagt.“

Wahlberg schaute ihn, wie ein Vogel, von der Seite an. Was ist mit ihm los, fragte er sich, fuhr dann aber fort. „Sagt dir der Begriff *Magdalene Laundries* etwas?“

Bradys Gesichtsmuskeln zogen sich zusammen. „Mhm. Na klar. Was ich zuvor schon im Zusammenhang mit Kindesmissbrauch sagte. Da kocht seit Langem einiges hoch in Irland. Vor Kurzem habe ich gelesen, dass man in Dublin auf einem ehemaligen Klostergelände 165 Leichen aus einem Massengrab exhumiert hatte, Skelette von Frauen und Kindern. Einige lagen da schon mehr als fünfzig Jahre drin, andere waren aus der neueren Zeit.“

„*Róisín* war eine von den Insasinnen. Die *Laundries* waren im ganzen Land verteilt. Sie war in Sligo – man könnte fast sagen: interniert.“

„Sie hat mit der Geschichte dein Herz weichgekocht, oder?“

Wahlberg ärgerte sich innerlich über Liams abschätzigste Art. Aber er ging nicht näher darauf ein. „Irgendwie. Ja – nein. Es war eine irgendwie absurde Situation. In der Schiffsbar hatte ich sie nach dem Essen zu einem Glas *Powers* eingeladen ...“

„... ja, *Powers*“, Brady schmatzte genießerisch mit den Lippen, „den Whiskey bekommt man hier nicht.“

„... sie lud mich dann in ihre Kabine ein.“

Brady hob betont seine Augenbrauen an, sagte aber nichts. Wahlberg boxte ihn leicht auf den Oberarm. Brady setzte eine betont ernste Miene auf.

„Sie öffnete ihre kleine Reisetasche. Zauberte eine flache Halbliterflasche aus dem Seitenfach hervor. ‚Kein *Powers*‘, erklärte sie mir, ‚*Poitín*, a very hard stuff.‘ Sie schenkte großzügig ein.“

Brady griff in den untersten Winkel seines Schreibtisches. Er hielt eine Miniflasche mit einem klaren, wässrig aussehenden Schnaps in der Hand. „Ich hab auch *Poitín* hier. Wenn du willst?“ Er schaute Wahlberg anzüglich an. „Aber das ist ein industriell gefertigter, einer für Touristen. *Róisín* hatte sicher einen echten,

schwarzgebrannten in der Tasche.“

„Genau. Sie kippte den Inhalt des Glases in einem Ruck runter. Ich hatte in Dublin schon böse Erfahrungen mit dem Zeug gemacht. Aber die Atmosphäre war so unreal. Nein, eher surreal. Also kippte ich mit. Sie schenkte nach. Ich kippte wieder. Sie sang mehrere Lieder, zwischendurch weinte sie leise. Daran konnte ich mich am anderen Morgen, wenn auch verschwommen, erinnern. Wie ich in meine Koje gekommen bin, weiß ich nicht mehr.“

Brady blickte interessiert auf. „Kannst du dich wenigstens noch erinnern, welche Lieder das waren?“

„Ja, an das erste ganz genau. Das handelte von diesen Wäscherien und den unbarmherzigen Schwestern.“

„Kenn ich. Es ist so bedrückend. Wir haben uns mit dem *Child Abuse* in Irland literarisch befasst. Das Lied heißt so wie die Einrichtungen: *The Magdalene Laundries*.“ Brady sang mit seiner leicht rauchigen Stimme ein paar Zeilen daraus.

*„Most girls went there pregnant
Some by their own fathers
Bridget got her belly
From the parish priest ...“*

„Nicht leicht zu interpretieren“, urteilte Wahlberg.

„Das stimmt“, antwortete sein Gegenüber, „die Melodie trägt nicht richtig.“

„Wer hat es geschrieben?“

„Joni Mitchell. Vermuten einige. Sie muss das Thema damals ganz aktuell aufgegriffen haben. Sie komponierte es wahrscheinlich Mitte der 1990er, als die Einrichtungen der *Magdalene Sisters* in Irland allmählich öffentliches Thema wurden.“ Brady öffnete eine Internetseite und gab den Begriff ein. Auf YouTube intonierte Chris O’Malley den Magdalenen-Song.

„Damit hatte ich nicht gerechnet. Eine Überraschung.“

„Das sind bisher nicht die einzigen gewesen. Es gibt zahlreiche Interpretationen. Wie viele?“ Brady zuckte mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Aber wenn du dich mit dem Thema näher befassen willst, nutze alle Quellen. Im Internet gibt es viel zu diesem Thema.“

„Ist schon gut, Liam. Mir gegenüber brauchst du nicht professoral werden.“

Brady grinste ihn wieder an. „Na ja, du kennst mich ja.“ Er hielt kurz inne, fragte dann: „Welche Lieder hatte sie denn noch so drauf?“

„Ich glaube, es war ein Kampflied der IRA. Und ein Lament auf einen Toten.“

„Mhm. Woher, sagtest du, kam sie?“

„Aus Donegal. Buncrana hieß der Ort. Nicht weit von der Grenze zu Nordirland.“

„Schönes Stück Land. Ich war ein paar Mal im Sommer da.“ Brady seufzte laut. „Schöne Sandstrände. Wir sind rauf bis Malin Head.“ Er lächelte versunken. „Da, wo für Iren der Nordpol anfängt.“

Wahlberg schaute irritiert.

„Es ist der nördlichste feste Punkt auf der irischen Insel. Man fährt über Buncrana dort hin“, erklärte er seinem verdutzten Besucher. „Danach kommt eigentlich nichts mehr. – Zumindest für die Iren.“

„Warum ist es wichtig, woher sie kam?“

„Ach so, ja. Möglicherweise ist sie nach ihrer Flucht aus der Wäscherei nach Nordirland rüber. Das muss wahrscheinlich in der heißen Zeit gewesen sein, also in den 1970ern. Ergo“, er hob die Stimme, „könnte sie Kontakt zur IRA gehabt haben.“ Brady überlegte. „Ist möglicherweise auch nur eine Spekulation.“

„Aber das gäbe der Sache noch einen zusätzlichen Drive. Könnte es mit der IRA oder solchen Kontakten zu tun haben? Späte Rache für irgendetwas? – Denk dran, Liam. Sie ist verschwunden.“

Brady hob die Schultern an. „Ich bin kein Experte für die IRA.“ Er wackelte ein wenig mit dem Kopf, verzog sein Gesicht

wieder zu einem kleinen Lächeln. „Höchstens für die Lieder. Oder besser: die Texte von solchen Liedern.“ Sein Ausdruck wurde ernster. „Es ist eine bewiesene Tatsache, dass es unterschiedliche Strömungen bei der IRA gab, die sich zum Teil auch blutige Konkurrenz gemacht haben. ‚Verräter‘ wurden die nach deren Meinung Abtrünnigen genannt – und hingerichtet. Aber einfach über Bord geworfen? Da hab ich doch meine Zweifel.“

„Dann bliebe noch Selbstmord.“

Brady kratzte wieder in seinen Kinnbart hinein. Sein Schulterzucken nahm demonstrative Dimensionen an. In die plötzlich eingetretene Stille ertönte ein Piepen. „Oh, verdammt.“ Er sah entschuldigend zu Wahlberg. „Mein Termin.“ Er kramte umständlich sein Handy aus der hinteren Hosentasche. „In einer Viertelstunde ...“

„Ist schon gut.“ Wahlberg verspürte einen kleinen Stich, dass er so schnell ausgebootet wurde. „Ich überlege mir die ganze Zeit, ob ich nicht sofort nach Irland zurückfahren soll, um für ‚Klar-schiff‘ zu sorgen?“

„Wenn es dich in deinem Job vorwärts bringt?“ Brady klang skeptisch. „Andererseits ist der ganze Kontext, in dem das liegt, auch eine große Chance – für einen guten Journalisten.“ Er grinste ihn wieder anzüglich an.

„Zweifelst du daran?“, spöttelte Wahlberg zurück. Er wusste, wie das gemeint war. „Ich glaub, ich will.“

Als sie sich verabschiedeten, fragte Brady beiläufig: „Wie geht es eigentlich Julia? Ich hab lange nichts mehr von ihr – und auch über ihr gehört?“

Wieder so ein unbeabsichtigter Stich. „... über sie ...“, berichtete er Brady, der erst nicht genau wusste, was gemeint war. Wahlberg kniff die Lippen zusammen. „Ich auch nicht ...“

Auf dem Weg zum Hauptportal nahm er sich vor, heute Abend unbedingt mit ihr zu telefonieren, um endlich zu erfahren, warum sie nicht mit nach Irland gefahren war.

Kapitel 4

Mittwoch, 28. Juli 2010 – tagsüber

Liz Tappert klingelte am nächsten Morgen Wahlberg mit munterer Stimme aus dem Bett. Er lag noch in seinem Federpfuhl, wenn auch mit der Morgenzeitung. Ihre Stimme am Telefon klang wie aufgebrezelt in seinen Ohren: „Na, Johann, schon ausgeschlafen?“ Als er nur in den Hörer brummte, schob sie noch ein fröhliches „Es ist doch schon halb elf“ hinterher. Dumme Tussi, dachte er. Ihm schwante schon, dass ihre aufgesetzte Fröhlichkeit für ihn in Schwierigkeiten münden würde.

„Dein Exposé will ich erst gar nicht diskutieren. Da fehlt mir ein größerer Zusammenhang. Missbrauch bei den *Magdalene Sisters* ist zu wenig. Ist schon durch die Gazetten gegangen. Der Film, der in der deutschen Version *Die unbarmherzigen Schwestern* heißt, soll nicht ganz glaubwürdig sein.“

Das klang nach billigem Triumph in seinen Ohren. Er rappelte sich auf.

„Nun, Liz.“ Er versuchte zu retten, was vielleicht noch zu retten war. „Róisín Kennedy hat jahrelang in Deutschland gelebt.“

„Und wenn schon. Die Story gibt so nichts her.“

„Es kann sein, dass sie sich gezielt aus der Gegenwart verabschieden wollte.“

„Du denkst, sie hätte was zu verbergen und hat einen Selbstmord vorgetäuscht?“

„Es könnte in diese Richtung laufen. Es könnten auch politische Hintergründe ...“

„Hör mir damit auf“, unterbrach sie ihn. „Das ist reine Spekulation.“ Sie verstummte kurz. Neugierde klang durch, als sie fragte: „Woher willst du so was wissen?“

„Ich hatte gestern eine lange interessante Unterhaltung mit einem Insider“, bog er sich das Gespräch mit Liam Brady zurecht. „Ein Ire“, ergänzte er, „der sich vorstellen könnte, dass sie in den 1970ern hier in Deutschland untergekrochen ist. Bei einigermaßen Talent, sagt er, lernt man auch ein gutes Deutsch sprechen, wenn man hier lange genug wohnt. Er sei schließlich der beste Beweis.“

Wahlberg wählte sich auf der richtigen Spur, als Liz Tappert vorsichtig, als befürchtete sie, klein beizugeben, weiterfragte: „Hast du eine Ahnung, wo sie gewohnt haben könnte?“

Wahlberg musste wohl oder übel ein wenig von seinem Wissen preisgeben.

„Süddeutschland vermutlich“, war seine verhaltene Antwort.

„Aber Hallo. Johann, was ein Zufall“, schallte es ihm munter entgegen. „Dann setzen wir dich vielleicht sogar auf die richtige Spur. Da brauchst du auch nicht so weit zu fahren.“

„Wieso?“, fragte er verdutzt.

„Na, weil es passt. Du hast gestern kritisiert, wir wären thematisch nicht auf der Höhe der Zeit. Dein Wunsch war, dass sich das ändert.“

Wahlberg hielt den Atem an. Ihm schwante nichts Gutes.

„Also, wir schicken dich nach Bayern.“ Sie lachte dröhnend in sein Ohr. „Das könnte dir wahrscheinlich mehr weiterhelfen, als wenn du nach Irland fährst.“

Wahlberg atmete tief durch und versuchte, sich zu beruhigen. „Nach Bayern? Du willst mich doch nicht verarschen, oder?“

„Das kommt ja immer auf einen selber an ...“

„Sicher. Ob man sich verarschen lässt.“ Was führst du im Schild, Liz?, dachte er. Laut und mit sarkastischem Unterton sagte er: „Um was geht’s denn da?“

„Na endlich taut dein viel gerühmtes journalistisches Gespür wieder auf.“

Sie fühlt sich absolut stark, ging es ihm durch den Kopf. Aber warum demonstriert sie das so?

Liz Tappert fuhr fort: „In Gathling, einem Dorf bei Wasserburg, wäre beinahe ein Priester gelyncht worden.“

„Hm, ungewöhnlich, aber durchaus spannend“, bemerkte er höflich.

„Dieser Lynchmob“, sagte sie flapsig, „ist wahrscheinlich dem Pfarrer auf die Spur gekommen. Du weißt, diese abartigen Sexpraktiken der Katholen.“ Er spürte ihr lustvolles Schaudern durch das Telefon, gefolgt von einem stakkatohaften, kehligen Lachen. „Da kannst du herumschwelgen. Du fährst mit dem Auftrag hin, Hintergründe zu ermitteln.“

Als Wahlberg dachte, die Chefredakteurin wolle das Gespräch beenden, schoss sie noch eine Frage ab.

„Weißt du, dass in Bayern Mitte der Sechziger schon mal ein Priester umgebracht wurde?“

„Na, da hast du aber in der Kürze schon gut recherchiert. Mal in Irland, mal in Bayern.“ Dieses Spitze konnte er sich nicht verkneifen. Aber Liz Tappert zeigte sich unbeeindruckt.

„Worauf willst du hinaus?“, fragte er. „Hat das was mit der Lynchgeschichte zu tun?“

„Weiß ich nicht. Vermuteter Hintergrund damals: sexueller Missbrauch. Die katholische Kirche hatte es vertuscht. An dem Priester wurde offensichtlich ein Racheakt vollzogen. Zu dem Mord hatte sie geschwiegen. Der Täter wurde nie gefasst.“

Wahlbergs Interesse stieg um einige Grad an. „War das auch in diesem kleinen Dorf, in das ich fahren soll?“

„Nein, ein paar Kilometer nördlicher. Aber noch ziemlich nahe am Ort des früheren Geschehens. Der Tatort war Freising.“

Wahlberg erstarrte förmlich. Freising, Freising, pochte es in seinem Schädel. Das deutsche Ausweispapier von Róisín Kennedy, das er in der Tasche entdeckte hatte. Es war in Freising ausgestellt worden. Er hielt lange den Atem an, dann ließ er die Luft langsam ausströmen. Er kommentierte: „Wenn es einen Zusammenhang gäbe, dann liegen die Ereignisse aber zeitlich sehr weit auseinander.“

„Ja, fast fünfzig Jahre.“

Beide nahmen sich eine Pause zum Nachdenken.

Tappert ergriff zuerst das Wort. „Das ist doch ein gefundenes Fressen für solch einen investigativen Journalisten wie dich.“

Scheiß Ressentiments, stach es ihm ins Gehirn. Warum hackt sie immer auf meinen Kompetenzen herum?

„Noch etwas, was du wissen solltest: Der bedrohte Priester hält sich augenblicklich in einem Krankenhaus in Wasserburg am Inn auf.“ Sie ergänzte: „Das kam noch über den Ticker.“ Zu Wahlbergs Erstaunen lachte die Chefredakteurin plötzlich laut auf. „Hier steht auch noch, dass das Ganze eine Verwechslung gewesen sei. Sie hätten beinahe den Falschen aufgehängt. Irre, nicht ...?“

Jetzt war Wahlberg irritiert. „Wenn es eine Verwechslung war, was soll ich dann noch da?“

„Na, klär doch mal die Hintergründe ab, warum es dazu kam, wer daran beteiligt war.“ Anzüglich meinte sie: „Das wäre doch auch was für deinen Bauch, oder? Und Marx hat schließlich schon die Reisespesen befürwortet.“

War es ein Wink des Schicksals? Je mehr er nachdachte, umso mehr war er davon überzeugt. Wo ihn das Schicksal letztendlich hinwinken würde, ahnte er noch nicht. Für Róisín Kennedys ominöses Verschwinden könnten hier möglicherweise Hinweise gefunden werden. Missbrauchsfälle, Freising, der Ausweis. Lief alles in eine Richtung?

Das mittelalterliche Flair der ehemaligen Salzstadt Wasserburg hatte er in einem kleinen Spaziergang erkundet. Den Abend verbrachte er in einer urbayrischen Gastwirtschaft. Er genoss eine feine Auswahl an G'schmankerln. Entgegen seinen Gewohnheiten genehmigte er sich ein paar halbe Liter vom süffigen dunklen Bier. Allmählich konnte er sich mit seinem neuen Auftrag anfreunden. Die Spannung stieg in ihm. Mal schauen, wo und bei wem ich hier andocken kann, ging es ihm durch den Kopf.

Kapitel 5

Donnerstag, 29. Juli 2010 – vormittags

Wahlberg saß am Vormittag Hubert Winkelmoser, Lokalredakteur der *Wasserburger Rundschau*, gegenüber.

„Ja, wo sind Sie untergebracht?“, wollte der etwas schmalbrüstige Kollege wissen. Er strich sich mit der Hand, in einer Verlegenheitsgeste, über seinen dunklen, zum Kragen hin ausgefransten Haarkranz.

„In den *Paulaner Stuben*. Ein imposantes Gebäude ...“

„Ja, freilich.“ Winkelmoser hob stolz den Kopf. „Das Haus steht schon seit dem späten Mittelalter, eigentlich sind es zwei. Im 18. Jahrhundert wurden beide durch diese Rokokofassade zusammengefasst. Ist schon ein prächtiger Bau.“ Er schaute ihn neugierig an. „Und jetzt sind Sie wegen dem versuchten Mord am Pfarrer da?“

„So ist es. Ein Lynchversuch soll es gewesen sein. Wie kommt es, dass die Leute hier so heißblütig sind?“

„Na, na. Heißblütig sind die nicht. Alle gut katholisch. Aber die Medien haben in der letzten Zeit halt viel ausgegraben. Man könnte fast sagen, europaweit. Da kann schon bei einigen die Sicherung durchbrennen.“

„Wie kann es sein, dass er das Opfer einer Verwechslung wurde? Oder wollte man ihn bloß hochscheuchen? Hat er Dreck am Stecken?“

„Ja mei. Verwechslung ist gut.“ Er kicherte vor sich hin. „Eine Verwechslung war’s bestimmt nicht.“

„So ist es bei uns in Berlin über den Ticker gelaufen.“

„Eine Verwechslung kann es deshalb schon nicht sein, weil der Pfarrer überall gut bekannt ist. Das Ganze ist ein Gerücht.“

Wahlberg setzte sich auf den Besucherstuhl. „Wegen einem Gerücht bin ich also hier?“

„Das weiß ich nicht.“ Der Redakteur feixte. „Tatsache ist aber, dass der dort stattgefundene Aufmarsch durchaus dem Pfarrer gegolten hat.“

„Also war da doch was im Busch?“

„Ich weiß es nicht genau“, kam es zögerlich aus dem Mund des Redakteurs. „Ich war net dabei. Wie ich g’hört hab, standen die Leut’ halt vorm Pfarrhaus. Wurden zudringlich. Dann kam die Polizei ...“

„Ohne Grund gehen die Leute nicht auf die Straße. Meistens war mal was – wie man so sagt.“

Winkelmoser druckste herum. „So unterschwellig kommen immer wieder Gerüchte auf. Über bestimmte Vorgänge von früher. Wahrscheinlich wollten sie ihm Feuer unterm Hintern machen.“

„Was meinen Sie mit ‚bestimmte Vorgängen von früher‘?“

„Wissen Sie“, er schaute sich um, als fühlte er sich beobachtet, „einerseits wühlen die Medien derzeit viel vom dunklen Bodensatz der katholischen Kirche auf. – Sie wissen, diese Missbräuche. Andererseits ist die katholische Kirche so mächtig. Sie sitzt mit allen Großkopferten zusammen, auch mit denen aus dem Medienbereich. Erst recht in Bayern.“

„Das kenne ich aus eigener Erfahrung. Die heilige Kirche unterdrückt oder verschweigt und die Mächtigen konspirieren.“

„Das könnte man so sagen.“

„Aber diese Geheimnistuerei, dieses Verschweigen, führt dann zu solchen merkwürdigen Aktionen. Das hätte doch dem Pfarrer das Leben kosten können.“

Der Redakteur schaute ihn nachdenklich an. „So von außen betrachtet haben Sie vielleicht recht. Aber lynchen wollten die ihn g’wiss net.“

„Aber ein Priester ist hier schon mal ermordet worden“, hakte Wahlberg nach.

„Ja, ich weiß. Das war aber in Freising. – Obwohl über vierzig

Jahr her, ist das heut noch präsent.“ Der Redakteur kratzte sich verlegen am Kopf. „Da war ich noch ein Bub von vielleicht sechs Jahren.“

„Hatte der damalige Mord auch mit Missbrauch zu tun?“ Wahlberg folgte einer spontanen Eingebung.

„Ich weiß es nicht. Irgendwas war da ...“

„Sind Sie hier aufgewachsen?“

„Ja. In Gathling.“

„Ach was. Dort wo gestern der Pfarrer ...?“

„Jawohl, sozusagen mittendrin. Das Dorf ist keine sechs Kilometer von Wasserburg entfernt.“

„Dann müssen Sie sich sehr gut auskennen.“

„Ich war dort nur bis zum Schulabschluss.“ Er lachte vor sich hin. „Dann bin ich nach Rosenheim aus’wandert.“ Er beugte sich vor und sagte in vertraulichem Ton: „Mit dieser alten G’schicht, da müssten Sie mal nach Rosenheim fahren. Schau’n Sie ins Archiv unserer Zeitung rein.“

„In Rosenheim?“

„Ja mei.“ Winkelmoser zierte sich ein wenig. „Wir steuern hier in Wasserburg nur das Regionale bei, ein Regionalblatt halt.“

„Ist der Pfarrer noch im Krankenhaus?“

„Ich glaub schon. Aber der ist nicht zugänglich. Die Kirche hat Besuchern den Riegel vorgeschoben.“

„Wie ist sein Name?“

„Ich glaub’s net. Sie wollen’s wirklich versuchen?“

„Ja, aber dazu brauch ich seinen Namen und in welchem Krankenhaus er liegt.“

„Gschwandtner, Josef Maria. Er hält sich im städtischen Psychiatrie-Klinikum auf. Das liegt aber ziemlich weit draußen.“

„Macht nichts. Ich werde mir sowieso einen Leihwagen besorgen.“

Winkelmoser gab ihm eine kurze Wegbeschreibung. Bei der Verabschiedung hielt Wahlberg kurz inne. Er wollte sich rückversichern.

„Und dieser Pfarrer Gschwandtner hat seinen Kirchensprengel in Gathling?“

Der Kollege Winkelmoser nickte heftig, wie aufgezogen. Wahlberg entschloss sich spontan zu einer Ortsbesichtigung des vermeintlichen Verbrechens.

Der Journalist faltete die kleine Regionalkarte auseinander. Um nach Gathling zu gelangen, musste er durch die engen Straßen der Stadt. Der Weg nach Südosten führte durch das Brucktor, dann über die einzige Innbrücke. Zunächst durchquerte er das zum Dorf gehörige Gewerbegebiet, bevor er den alten Dorfkern erreichte. Den Leihwagen stellte er in einer kleinen Seitenstraße in der Nähe der Kirche ab.

Wahlberg schaute sich um. Hier hat sich in den letzten fünfzig Jahren nicht viel verändert, überlegte er. Die Barockkirche als Ortsmittelpunkt. Darum herum gruppieren sich heute noch der Metzger und der Bäcker. Die Dorfschmiede, genau der Kirche gegenüber gelegen, gab jetzt Raum für das Ortsmuseum. Früher war sie zuständig für die Technik in der alles dominierenden Landwirtschaft. Ein protziges Pfarrhaus, das auf der anderen Seite der Kirche gegenüber lag, ergänzte, ebenso wie zwei Gasthöfe, das Ensemble. Er schritt auf den Gasthof *Jungschützen* zu.

„Ja mei“, antwortete die Gruber Elfie, eine dralle Bedienung, die auf die vierzig zuing, auf Wahlbergs Frage nach dem Aufruhr, „die san mit einer Kolonne von zehn Autos herkomma. Alle voll besetzt.“ Sie wies mit ihrem ausgeprägten Kinn zur Umgehungsstraße. „Da auf der Bundesstraße haben sie die Autos hing’stellt.“

„Haben Sie gehört, warum und wieso ...?“

„Bei uns am Gasthof san s’ vorbeimarschiert.“ Sie empörte sich mit überschlagender Stimme. „Angst hat die Bande uns einjagen wollen. Fackeln haben s’ angezündet. War schon dunkel g’worden. Dann haben sie sich am Ortseingang gesammelt und san losmarschiert. Fast wia bei diesen Neonazis.“

„Wie viele Personen waren daran beteiligt?“

Die Gruber Elfie schaute ihn misstrauisch an. „San Sie von der Polizei?“

Wahlberg zeigte ihr seinen Presseausweis.

Argwöhnisch schaute sie drauf.

„Ja, von der Presse war'n schon viele da.“

Er hakte nach. „Was glauben Sie? Wie viele Personen?“

Elfie grummelte vor sich hin, wiegte ihren Kopf hin und her.

„Vielleicht so dreißig bis vierzig Leit, sag ich mal.“ Sie stemmte die Fäuste in ihre Hüften und schaute Wahlberg ins Gesicht. „Ich bin jetzt achtundreiß'g. In meinem Leben habe ich das noch nie erlebt, was an dem Abend los war.“ Die Empörung wollte nicht weichen. „Ein Mob war das. Der hatte Tafeln mitgebracht. Was glauben Sie, was da drauf gestanden hat?“ Sie ließ ihm keine Chance zur Erwiderung. „Auf dem einen stand *Weg mit den Kinderschändern* und auf dem andern *Wo warst Du, Pfarrer Gschwandtner?* Eine Unverschämtheit. Das geht alles auf Kosten unseres Dorfes. Laut haben s' auch noch auf der Straßen geschrien, dass d' Häuser gwackelt ham.“

Wahlberg war nicht besonders beeindruckt. Innerlich musste er grinsen. Aber er war neugierig.

„Was haben die Leute im Dorf dazu gesagt? Ich meine, wenn es das noch nie gegeben hat?“

„Ja mei, die Einwohner san ganz bös g'worden. Einer unserer Stammgäste, der Loderer Fritz, hat allweil g'rufen: ‚Aufhänga sollt ma diese Haderlumpen, diese Bagage.‘“ Sie hob ihre Brust an und schnaufte tief ein. „Des war wie ein plötzliches Gewitter, das über's Dorf gekommen war.“

„Dieser Fackelzug hat dann beim Pfarrhaus gestanden, wie ich gehört habe. Wollten die den Pfarrer wirklich aufhängen – oder war es wirklich nur ein Fake?“

„Ein was ...?“ Sie schaute Wahlberg betont kritisch ins Gesicht. „Ist das was Unanständiges?“ Als der Journalist nichts sagte, fuhr sie fort. „Na, gut ... Also, ich hab bloß mein ‚Josef und Maria‘ ge-

betet, hab mich zuerst bekreuzigt, dann hab ich in die Gastwirtschaft reingeschrien, dass die den Pfarrer aufhängen wollen ...“

„Aber vorher haben Sie nicht erkennen können, ob die das wirklich wollten?“

„Ja, aber ...“ Die Gruber Elfie stotterte. „Ja mei, i hab halt g’meint ... Des hab ich auch der Polizei erzählt.“

„Ja, Frau Gruber. So etwas kann schnell zur ‚Wahrheit‘ werden. So stand’s dann in den Zeitungen, vor allem in der *BLÖD*.“

Die Elfie errötete heftig. „So hab ich es nicht g’meint. Ich war halt in so einer Panik ...“

Wahlberg fixierte die Bedienung mit einem strengen Blick. „Was wusste man hier im Dorf? Hatten die Parolen auf den Schildern eine Berechtigung?“

Sie druckste herum. „Da gab’s schon Gerüchte. Als der alte Leitner, dieser unchristliche Kerl, die Parolen g’hört hat, hat er gleich einen rausg’haut, so einen Spruch: ‚Kriagt der Hund endlich auch sein Fett weg.‘ Ich hab bloß g’sagt: ‚Du versündigst dich am Herrgott.‘“

„Und was hat er darauf gesagt?“

„Ja, was wohl? Der grantige Kerl sagte zu mir: ‚Ich glaub, der weiß eh von nix.‘“

„Da hat er den Herrgott gemeint?“

Sie tippte mit ihrem Zeigefinger an die Stirn und verschwand in der Küche.

Wahlberg umkreiste die Kirche und steuerte auf das einstöckige, mit roten Schindeln gedeckte Pfarrhaus zu. Hier endete also der Protestzug. War der Aufmarsch wirklich als Fake geplant? Er hatte einen Verdacht. Vielleicht hatte man den Pfarrer aus ganz anderen Gründen aus dem Verkehr gezogen und einfach die Gelegenheit genutzt, um mit dieser Aktion medial die Missbrauchsdiskussion vorwärtszutreiben. Und die Gruber Elfie hatte ohne böse Absicht mitgeholfen, ein Gerücht in die Welt zu setzen, was die ganze Sache noch pushte.

Er versuchte, in den Pfarrgarten zu spähen. Wäsche flatterte auf der Leine. Also ist Leben in der Bude, sagte er sich. Wahlberg überlegte, in den nächsten Tagen im Pfarrhaus vorzusprechen. Eine Haushälterin müsste anzutreffen sein.

Wahlberg ging einer alten Gewohnheit nach. Er schaute sich auf dem Friedhof um. Hier war im Prinzip das Archiv des Dorfes versammelt. In Bayern sagt man auch Gottesacker, fiel ihm ein. Er schritt durch die Grabreihen. Bäume spendeten Schatten. Neben neuen Grabsteinen standen noch einige alte. Beim Betrachten bemerkte er den Namen *Winkmoser*. Hier lag also die Verwandtschaft des Redakteurs. Dann stutzte er, als er vor einem etwas verwitterten Grabstein stand. Der Name stieß ihm heiß auf: *Amberger*. Das darf nicht wahr sein, murmelte er vor sich hin, völlig überrascht.

Der Grabstein war aus den späten fünfziger Jahren, soweit der erste Name *Josef Amberger* Rückschlüsse zuließ. Ein *Aloys Amberger* war nur vierzehn Jahre alt geworden. Beim letzten Namen stand noch kein Todesdatum. *Sofie Amberger*, Jahrgang 1926. Vielleicht die Letzte aus der Familie, die noch lebte? Zumindest hier aus dem Dorf. Er setzte Sofie Amberger auf seine Rechercheliste. Die musste er unbedingt befragen.

Er grübelte vor sich hin. Der zweite Personalausweis von Róisín Kennedy, den er in der Tasche gefunden hatte, war in Deutschland ausgestellt worden. Darauf trug sie den Namen Rosmarie Amberger. Was steckte dahinter? Welche Rolle hatte sie bisher gespielt oder welche spielte sie immer noch? Wahlbergs Innenleben gierte nach Aufklärung. Jetzt war er vom Jagdfieber – von seinem Indianerblut, wie er es nannte – gepackt. Warum brauchte Róisín Kennedy zwei Ausweise? Nutzte sie vielleicht sogar noch einen dritten? Morgen in Rosenheim wollte er nicht nur das Archiv aufsuchen. Er wollte seine zwei mit dem Handy abgelichteten Ausweise ausdrucken lassen.

Kapitel 6

Donnerstag, 29. Juli 2010 – nachmittags

Die Münchener Straße schlängelte sich wie ein Wurm entlang des Innsteilufers zur zweieinhalb Kilometer entfernten Klinik hoch. Die Anfahrt zog sich hin. Wahlberg war neugierig. Vor einem abweisend wuchtigen neobarocken Eingangstor aus Sandstein, das in der Backsteinziegelmauer wie ein Fremdkörper wirkte, hielt er an. An einem großen, mäßig besetzten Parkplatz war er zuvor vorbeigerauscht. Er bewegte den Kleinwagen ein paar Meter außer Sichtweite des Eingangs und quetschte ihn neben eine Buschreihe.

Die verzierte schmiedeeiserne Eingangstür war verschlossen. Er spähte durchs Gitter. Sein Blick flog über einen gepflegten weitläufigen Rasen. Schmale Blumenrabatten lockerten die Anlage auf. Im hinteren Bereich begann eine neuzeitliche, aus den achtziger Jahren stammende Glas-Stahl-Beton-Konstruktion. Keine Menschenseele zu sehen. Winkelmoser hatte ihm noch einen Geländeplan mitgegeben. Demzufolge müsste hinter dem Glasbau ein kleiner Park mit Sitzbänken und Spazierwegen angelegt sein. Das war sein Ziel. Sicherheitsanlagen konnte er zu seiner Zufriedenheit nicht entdecken. Keine Videokameras. In der Hoffnung, eine Lücke zu finden, schlich er vorsichtig um die lang gestreckte Außenmauer herum.

Wahlberg lief etwa hundertfünfzig endlose Meter. Die Mauer endete an einer Hangkante, wovon rechtwinklig nur noch ein niedriger Drahtzaun die Grenze markierte. Ein paar Schritte lief er noch, sicherte nach allen Seiten, bevor er sich darüberschwang. Gedeckt von dichten Büschen, die vereinzelt wie Bühnen in die Grasflächen ragten, schlich er in Richtung der wenig genutzten

Spazierwege. Er setzte sich frech auf eine freie Bank mit Blickrichtung auf das eindrucksvolle Glasgebäude.

Wahlberg beobachtete genau die an ihm Vorbeigehenden. Sie ließen keinerlei Reaktionen erkennen. Murmelten vor sich hin, waren in sich gekehrt. Sie beachteten ihn nicht. Einen Pfarrer konnte er nicht entdecken. Warum hat die Kirche ihn hierhergebracht? War er wegen des Angriffs so mit den Nerven runter, dass er psychische Betreuung benötigte? Mal sehen, was mich hier erwartet, dachte er, während er weiter die Glasfront im Auge behielt.

„Wer sind Sie denn? Und was wollen Sie hier?“

Wahlberg zuckte zusammen, starrte dann aber geradeaus. Er versuchte, sich einen entrückten Blick zu geben.

„Sie müssen hier nicht rumalbern“, hörte er wieder die helle Stimme hinter sich. Das klang nach Ärger.

„Noch mal. Was wollen Sie hier? Unberechtigtes Eindringen in einen gesetzlich geschützten Bereich.“ Sie sprach mit einem weichen Akzent.

Wahlberg drehte sich um. „Eindringen ist meist unberechtigt ...“ Ihr Gesicht lief fast dunkelrot an. „Ich lasse Sie verhaften, wenn Sie nicht gleich verschwinden. Wie sind Sie hier hereingekommen?“

Die Frau im weißen Kittel, die sich an ihn herangeschlichen hatte, bebte vor Empörung.

„Sie müssen bitte entschuldigen ...“

Sie hob ihre Brust, um ihn anzuschreien.

„Nicht doch“, bat er mit intensivem Augenaufschlag. „Ich gehe sofort. Entschuldigung.“

Als Wahlberg wieder im Corsa saß, raste sein Herz, obwohl er gut trainiert war. Dann musste er lausbübisches Grinsen. Sie war sehr hübsch. Ihr schmales Gesicht umgab dunkelbraunes Haar, braune Augen – und sie hatte so einen leichten angenehmen Akzent. Französin? Schade, dass er sich nicht vorstellen konnte. Er dachte nach. Warum hat sie keine Unterstützung geholt? Wollte

sie der Klinik Aufsehen wegen des Pfarrers ersparen? Was ist an dem Pfarrer dran, dass so ein Aufwand betrieben wird?

Die Brünnette vom Nachmittag saß in den *Paulaner Stuben* und blätterte in der *Wasserburger Rundschau*. So ein schöner Zufall, dachte Wahlberg. Das war mehr, als er sich je erhofft hätte. Offensichtlich alleine, stellte er mit geheimer Freude fest. Sie schien auf ihr Essen zu warten. Vor ihr stand ein Glas Rotwein. Er wollte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und drückte sich, mit abgewandtem Rücken, an ihrem Tisch vorbei. Wahlberg verspürte ein drängendes Zupfen an seinem Jackett. Mit einem Pokerface drehte er sich langsam um, fixierte sie dann mit gerunzelter Stirn.

„Schau an, der Eindringling“, stellte sie in ihrem singenden Tonfall fest. Sie schaute ihn neugierig an. „Ich bin gespannt, wie Sie mir gleich erklären können, warum Sie sich heute Nachmittag im Klinikpark aufgehalten haben.“

„Aber Sie wollen mich nicht verheören“, versuchte er es mit einem charmanten Lächeln. „Darf ich mich setzen?“

Sie bejahte.

„Ist der Rote gut?“, fragte er und deutete auf ihr halb volles Glas.

„Ja, ein Zweigelt“, klang es ungeduldig aus ihrem Mund. „Ich habe mir Gedanken gemacht. Mein Chef meinte, wir hätten ein Sicherheitsproblem. Ihr Eindringen hab ich mal im besten Sinne ausgelegt.“

„Im besten Sinne ausgelegt? Mein Eindringen als Test für die Sicherheit in Ihrer Klinik? Da lach ich aber.“

„Unser Klinikchef hatte Sie beobachtet. Und mich dann runtergeschickt.“

„Warum ist er nicht selber gekommen?“ Er sah sie fragend an. „Lassen Sie sich immer von anderen schicken?“

Eine feine Röte überzog ihr Gesicht. Sie hob kurz die Schultern an. „Was soll ich machen? Er ist der Chef.“

Aus journalistischer Routine fragte er nach dem Namen.

„Bertram Schaffer heißt er. Warum wollen Sie das wissen?“

Wahlberg ging nicht weiter darauf ein. „Er ist dann auch für die Sicherheit in Ihrer Anstalt zuständig?“

„Anstalt. Das klingt aber abwertend.“ Sie blickte ihn ernst und fest mit ihren braunen Augen an. „Ich lasse mich nicht schicken – normalerweise.“

„War etwas unnormal?“

Sie runzelte die Stirn, als müsste sie intensiv nachdenken. „Sie haben wohl immer eine zusätzliche Frage parat? ... Ist auch egal. Unser Chef war in den letzten Tagen besonders nervös.“

Wahlberg klopfte ein wenig auf den Busch. „Könnte es mit Ihrem exklusiven Besuch zu tun haben?“

„Exklusiver Besuch?“ Sie betrachtete ihn ausgiebig. „Was meinen Sie damit?“

„Ist da keiner eingeliefert worden?“

Erstaunen zeichnete sich auf ihrem schmalen Gesicht ab. „Sie meinen den Pfarrer? Woher wissen Sie das?“ Sie richtete sich gerade auf und fragte mit Nachdruck noch einmal: „Wie kommen Sie auf den Pfarrer?“

Ein Treffer ins Schwarze. „Nun, es spricht sich rum. Es ist nicht alltäglich, einen Pfarrer in die Psychiatrie zu stecken.“

„Hören Sie“, sie klang empört, „wir sind eine moderne Einrichtung mit einer Vielzahl an verantwortlichen Aufgaben. Ich weiß, wovon ich spreche. Ich bin dort Psychologin. Wir stecken keinen irgendwohin.“

Da war es wieder, was Wahlberg so entzückte. Diese weiche Artikulation. Während die deutsche Kehle krächzt, umschifft diese die Kehllaute elegant: *verantwortlich*.

„Was schauen Sie so?“, fragte sie sichtlich irritiert.

„Ihr kleiner Akzent. Ich hatte vermutet, Sie stammen aus Frankreich, aber ich glaube ...“

„Ich bin in Luxemburg geboren und aufgewachsen. Mein Name ist Laura Bechthelm.“

„Der Name klingt aber sehr deutsch.“

„Je näher man an der deutschen Grenze wohnt ... Ich komme zum Beispiel aus Echternach.“

„Ach ja. Die Springprozession, einer vor, zwei zurück.“

Sie lachte. „Umgekehrt. Sonst kommt man nicht voran.“ Sie sah ihn ein wenig von der Seite an, den Kopf leicht geneigt. „Wer sind Sie und was machen Sie hier? Sie klingen auch nicht gerade wie ein Einheimischer?“

Wahlberg überlegte. Das Eis schien gebrochen. „Ich bin Journalist. Mein Name ist Johann Wahlberg.“

Etwas Unmut legte sich über ihre Augen. „Aha. Ich verstehe. Ihr Eindringen hat mit Spionage zu tun. Sie wollen etwas über den Pfarrer wissen. Stimmt's? ... Dann war der Klinikchef berechtigterweise auf der Hut.“

„Auf der Hut? Vor was? Wenn er nichts zu verbergen hat?“ Er sah ihren skeptischen Blick. „Hat er?“

Laura wehrte erschrocken ab. „Das kann ich nicht sagen. Nur, ... Es ist so, dass um diesen Pfarrer ein unwahrscheinlicher Aufwand getrieben wird.“ Sie hob beide Arme zu einer abwehrenden Geste. „Damit habe ich aber nichts zu tun.“

Wahlberg erwähnte seinen Auftrag Dieser Lynchakt. Schließlich schien der Pfarrer doch eine zentrale Position einzunehmen. Die Missbrauchsfälle im Umkreis der katholischen Kirche generell. Sie hörte ihm aufmerksam zu und wurde zusehends unruhig.

Das Essen für seine Gesprächspartnerin wurde serviert. Wahlberg bestellte einen Zweigelt und ebenfalls den Schweinsbraten mit Knödel und Salat.

„Sie glauben, der Pfarrer Gschwandtner hätte damit zu tun? Der ist doch mit seinen sechsundsiebzig Jahren jenseits von gut und böse.“ Sie errötete etwas. „Wenn Sie wissen, was ich meine.“

Wahlberg grinste anzüglich zurück. „Ich weiß, was Sie meinen – und es trifft im Laufe der Zeit jeden.“ Mit melancholischer Stimme setzte er hinzu: „Es ist dieses leise Sterben auf Raten. Dieses Wünschen, Wollen, aber nicht mehr Können.“

„Aber nur bei den Männern.“

„Na, Sie müssen es ja wissen.“

„Immerhin bin ich Psychologin.“

„Dann erklären Sie mir mal, warum der Pfarrer bei Ihnen in der Klinik liegt. War er traumatisiert, nachdem man ihn vom Lynchmob befreit hatte?“ Wahlberg verschwieg, dass es nur ein loses Maul war, das zu den Sensationsberichten geführt hatte.

„Wenn Sie mir versprechen ...“

„Liebe Frau Bechtheim ...“

„Sagen Sie Laura zu mir.“

„Also, liebe – Laura.“ Er hielt kurz inne. „Mich können Sie Johann nennen.“ Er zauberte ein kleines Lächeln auf sein vorher ernstes Gesicht. „Ich verspreche Ihnen, Sie nicht als Quelle zu benennen.“

„Okay. Also, der Josef Gschwandtner ist kein psychologischer Fall. Der von den Medien aufgegriffene Vorfall wurde auch nicht von einem Lynchmob hervorgerufen.“

Wahlberg schaute sein Gegenüber sprachlos. „Woher wissen Sie das?“

„Na ja. Irgendjemand hatte gerufen ‚Haltet den Dieb‘ – aber da war keiner.“ Sie lachte laut los, als sie seinen Blick sah. „Sie haben nicht verstanden? Es war nichts, nur ein Gerücht.“

„Ja, das weiß ich schon. Aber es gab diesen Aufmarsch vor dem Pfarrhaus.“

„Ja. Den Aufmarsch gab es.“

„Was wollten die?“

„Das weiß ich nicht. Es war in Gathling, dem kleinen Dorf ...“

„Ich kenn es, war heute Nachmittag dort.“

Verlockende Gerüche kitzelten Wahlbergs Nase, als sein Essen vor ihm stand. Er schnitt die Knödel klein.

„Aber warum dann in die Klinik? Wenn er psychisch nicht belastet war?“

Mit einem Achselzucken antwortete sie ihm. „Sie müssen den Klinikchef Schaffer interviewen, nicht mich.“ Laura schaufelte die Gabel dezent halb voll. „Mehr weiß ich nicht.“

„Merkwürdig, diese Angelegenheit. Als hätte man eine Gelegenheit abgewartet, den Pfarrer abzuholen?“ Wahlberg sah sie über den Rand seines Weinglases an, während er leise vom dunklen Roten schlürfte. Mit der Gabel deutete er auf das Essen. „Der Zweigelt passt gut zum Schweinsbraten“, stellte er genießerisch fest.

Sie legte das Messer hin und klopfte auf seinen Unterarm. „Mir fällt noch etwas ein. In der Klinik hab ich gehört, aber aus zweiter Hand, wie eine der älteren Schwestern ganz empört rief: ‚Der Herr Pfarrer ist erpresst worden.‘ Also, das ist wirklich äußerst merkwürdig.“

„Ist der Pfarrer mehr unter Beobachtung oder wird er auch medikamentös behandelt?“

„Aus meiner fachlichen Sicht braucht der Mann nur Ruhe. Ich hatte ein kurzes Gespräch mit ihm.“

„Aber ...?“

Erneut hoben sich die Schultern. „Ich weiß nichts Genaues. Aber man soll ihn unter Medikamente gesetzt haben. Der Flurfunk. Na, Sie wissen doch.“

Wahlberg beugte sich neugierig vor. „Was hat er Ihnen bei dem Gespräch erzählt?“

„Nichts.“

„Einfach nichts?“ Wahlberg mochte es kaum glauben. „Wieso?“ Er fühlte sich in seinem Verdacht bestätigt. „War das Ganze doch eine abgekartete Geschichte?“

„Es kann alles oder nichts sein“, war ihre kryptische Antwort.

„Und jetzt? Liegt Euer Merkwürden noch in der Klinik?“

„Nein, nicht mehr.“

Jetzt fielen Wahlberg beinahe die Augen aus dem Kopf. „Wo ist er abgeblieben?“

„Er wurde abgeholt. Der Schaffer stand dabei. Seine Augen brachen richtig wütend aus seinem rot angelaufenen Gesicht heraus.“

„Wann war das?“

„Kurz vor Feierabend – ich hatte heute Tagesschicht – wurde

der Pfarrer von einigen anderen Schwarzgekleideten abgeholt.“

„Welche Uhrzeit?“

„Ich ging etwas nach 18 Uhr.“

„Das klingt fast wie eine doppelte Entführung. Erst die einen, dann die anderen. Und der Klinikchef weiß Bescheid“, fasste Wahlberg seine Einschätzung zusammen. „Wie wurde er abgeholt?“

„Sie glauben, er wurde zweimal entführt. Das sah aber nicht so aus ...“

„Wie ...?“, hakte Wahlberg nach.

„Entschuldigen Sie. Es war ein dunkelblauer Pkw, ein A4 mit FS-Nummer, also nicht RO, wie bei uns.“

„Aha, er wurde also ins hochbischöfliche Freising verlegt“, vermutete Wahlberg.

Als sie wieder nur mit einem Schulterzucken Antwort gab, sah er die Psychologin eindringlich an. „Ich habe das Gefühl, da soll eher etwas vertuscht werden, als dass die Verlegung der Gesundheit dieses Pfarrers dient.“

Als sich Laura Bechtheim mit dem Hinweis, morgen stünde Frühschicht auf dem Plan, verabschiedet hatte, bestellte er noch ein Glas des hervorragenden Burgenländers. Er lehnte sich gemächlich zurück. Der sogenannte Lynchmob in Gathling. Wenn Liz Tappert diese Entwicklung geahnt hätte, wäre sie vielleicht selbst hergekommen, grinste er in sich hinein. War es eine vordergründige Inszenierung, um den Pfarrer aus der Schussbahn zu bringen? Aber aus welcher?

Bei seinen Gedankenspielen rückte Laura in den Hintergrund. Aber nur ein wenig. Ein stilles Lächeln umspielte seinen Mund.

Kapitel 7

Donnerstag, 29. Juli 2010 – abends

Der dunkelblaue Pkw bewegte sich rasch vom Wasserburger Krankenhausgelände fort. Im Fond döste Pfarrer Josef Maria Gschwandtner. Die Begleiter hatten ihn stützen müssen, als er einstieg. Wie benommen war er herangestakst, einem Somnambulen ähnlich. Sein Kopf wurde nach und nach klarer. Mit herabgezogenem Mund betrachtete er abschätzig das Innere des Wagens. Er überlegte krampfhaft. Die zwei, die ihn jetzt abgeholt hatten und fortbrachten, hatte er noch nie gesehen. Wo sie ihn jetzt hinbringen, fragte er angstvoll. Angst, die dann wieder von einer überschwänglichen Euphorie abgelöst wurde. Nachwirkungen von Spritzen. Er rieb sich unbewusst die Armbeuge.

Wo's hingeh, wäre eine naheliegende Frage, wurde ihm von seinem Begleiter im Fond freundlich mitgeteilt. Sie seien jetzt auf dem Weg nach Freising. Die Auskunft gab ihm ein dicklicher, gemütlich wirkender Kaplan, der neben ihm saß. Aus seinem pausbackigen Gesicht lächelnd, stellte er sich als Thomas Hengst vor.

Das ist ja zum Wiehern, dachte der Pfarrer auf einmal in launiger Stimmung und schaute unverhohlen auf die kräftige, rötlich angelaufene Nase des Soutaneträgers.

„Wieso nach Freising?“, fragte der Pfarrer neugierig. „Und wohin da?“

„Aber, Herr Pfarrer, wohin soll's sonst hingehen? Zurück nach Gathling ins Pfarrhaus geht nicht. Der Weg ist versperrt.“

„Wer sagt denn so was?“

Unmut überflog das volle Gesicht des Kaplans. Er runzelte die Stirn über so viel Unverständnis.

„Nach den Ereignissen. Das ist eine eindeutige Anweisung Sei-

ner Exzellenz gewesen.“ Ein vorwurfsvoller Blick traf den Pfarrer. Er schränkte aber ein: „Vorübergehend.“

Gschwandtner nickte und merkte ein lapidares „Ja, ja“ an. Wer war bloß auf die Idee gekommen, ihn in eine Psychiatrie-Klinik einzuliefern, ging es ihm durch den Kopf. Das war vom Bischofsstuhl ausgegangen. Von wem dort, konnte er sich gut vorstellen. Der Pfarrer wedelte erst mit der Hand, als wollte er lästige Fliegen abwehren. Dann hielt er plötzlich ein, als hätte ihn ein bestimmter Gedanke übermannt. Aufgeschreckt fragte er seinen Sitznachbarn: „Seine Exzellenz? ... Nicht der Generalvikar?“

Der Kaplan betrachtete Gschwandtner wie einen Fremdkörper. „Wieso sollte der Generalvikar das veranlassen?“

Gschwandtner zuckte mit den Schultern. Er war beruhigt. Hauptsache nicht der Generalvikar.

„Und wohin in Freising?“

„Nun, wir bringen Sie zu den Pallottinern. Da werden Sie ...“

„Aha. Zum Anton Brenner.“ Den kannte er aus vergangenen Zeiten. „Das ist mir schon recht.“

Das stimmte nicht ganz. Brenner, der Rektor der Einrichtung, war ihm nie ganz geheuer gewesen. Aber unter diesen merkwürdigen Umständen konnte eine kleine Lüge nicht schaden. Der Herrgott wird's ihm schon verzeihen.

Der Kaplan schaute ihn zweifelnd an. Hätte sein Schützling überhaupt eine Wahl gehabt? Überheblichkeit schien eine der Charaktereigenschaften dieses Pfarrers zu sein. Nach einer kurzen Zeit des Schweigens fragte der Kaplan, mit kaum unterdrückter Neugierde in der Stimme: „Was war eigentlich in Gathling los?“

Gschwandtner atmete tief durch und schüttelte den Kopf. „Ich versteh's überhaupt nicht. Einmal der Aufmarsch vor meiner Haustür. Dann diese Anschuldigungen ...“

„Ja, da langen heutzutage schon Gerüchte, um jemanden in Misskredit zu bringen.“

Der Kaplan rang ein wenig die Hände. Seine Augen drückten

eine tiefe Sorge aus. Das dicke Gesicht blieb prall und faltenlos. „Wollte man an Ihnen wirklich ein Exempel statuieren?“ Mit einer bezeichnenden Geste zog der Kaplan einen imaginären Strick hoch. „Aber weshalb?“

Mit einem arroganten Lächeln antwortete sein Nachbar: „Gerüchte, wie sie in letzter Zeit häufig mit unserer heiligen Kirche in Zusammenhang gebracht werden. Das ist grober Leichtsinn von anderen.“

„Wie sind Sie der blutrünstigen Meute entkommen?“

„Ich vermute, dass im Dorf einige die Polizei gerufen haben. Als sie auftauchte, hat sie für reinen Tisch gesorgt.“

„Die Polizei hat sie dann in die Klinik geschafft?“

„Nein, nur bis zur Innbrücke. Zwei Männer, auch vom Bischofsstuhl, brachten mich in die Klinik.“

„Weshalb hat man Sie erst in die Klinik gebracht? Warum nicht gleich nach Freising?“

Gschwandtner atmete tief durch, den Kopf zusehends vom medikamentösen Nebel befreit. „Gute Frage.“

Der Kaplan ließ nicht locker. „Es muss ein besonderes Interesse vorhanden gewesen sein. Was denken Sie, wer ...?“

Der Pfarrer hatte seine bestimmten Vermutungen, ließ aber nichts durchblicken. Hatte der Kaplan etwa die Anweisung, ihn auszuhorchen? „Wieso lässt mich Seine Exzellenz jetzt nach Freising bringen?“

„Nun, Seine Exzellenz hatte auf Umwegen von diesem Aufruhr in Gathling erfahren. Diese bundesweite Medienpräsenz behagt ihm nicht. Er hat Sorge, dass sie um sich greift. Ihn treibt die Frage um, wie das passieren konnte, und dann, wie der Pfarrer Gschwandtner damit umgegangen ist. Außerdem“, er hob die Stimme an, „müsse in den heutigen Zeiten alles getan werden, sagte Seine Exzellenz, damit das Image nicht noch mehr den Bach runtergehe.“

Der Pfarrer schaute dem nicht mehr so gemütlich wirkenden Kaplan ins Gesicht. Der Innenraum des Pkw wurde nur noch

durch die Beleuchtung der Instrumententafel erhellt. In diesem Dämmerchein bekamen die wulstigen, zusammengezogenen Augenbrauen seines Begleiters einen fratzenhaften Ausdruck. Wie eine grob geschnittene badische Fasnet-Maske, mit einem kräftig herausragenden Gesichtserker. Erschrocken rieb er sich die Augen. Offensichtlich Nachwirkungen.

Gschwandtner wollte beschwichtigen. „Warum diese Leute so ein Spektakel veranstaltet haben, weiß ich nicht.“ Der Pfarrer hob wie hilflos seine Schultern an.

„Sind Sie in Missbrauch verwickelt?“ Der Kaplan schaute ihn prüfend von oben bis unten an. „Aber in Ihrem Alter dürfte so etwas doch keine Rolle mehr spielen?“

Der Pfarrer wehrte entrüstet ab. „Ich habe noch nie damit zu tun gehabt. Wer das behauptet, versündigt sich.“

Der Dicke dachte nach. „Wer waren diese Männer, die auf der Innbrücke gewartet hatten?“

„Keine Ahnung“, antwortete Gschwandtner wider sein Wissen. Er wehrte sich. „Was wollen Sie mit Ihrer Fragerei bezwecken? Sollen Sie mich aushorchen?“

„Nun, in dieser heutigen, für unsere Kirche so angestregten Situation will man Klarheit haben. Also, was waren das für Männer, die auf der Brücke gewartet hatten?“ Vom vorher dicken, gemütlich wirkenden Kaplan war keine Spur mehr zu erkennen. Hartnäckig wiederholte er seine Fragen.

Gschwandtner druckte herum. „Die auf der Brücke sagten, sie müssten mich erst einmal in Sicherheit bringen.“

„Wer sagte das?“

Der Pfarrer schnaufte tief auf. „Diese Männer.“

„Wer waren die?“ Hengst war nicht zum Wiehern, sondern in höchstem Maße ungeduldig, wie sein Tonfall verriet.

„Die Namen sind mir nicht bekannt. Ein großer bulliger und ein kleinerer, etwa meine Statur. Ganz in schwarz gekleidet.“

„Aha.“ Der Kaplan verzog abfällig seine Mundwinkel. „Das sind Gehilfen aus dem Stall vom Generalvikar.“ Er nickte mit

wissenden Augen. „Jetzt verstehe ich, warum Sie vorhin den Generalvikar erwähnten ... Wie ging's dann weiter?“

„Mich haben s' dann in die Klinik eingeliefert. Ich konnt gar nicht so schnell schauen, da hatten s' mir schon den Tropf angelegt.“ Gschwandtner überlegte, ob er diese merkwürdige Absprache, die ihm zwischen Tag und Traum im Gedächtnis hängengeblieben war, erwähnen sollte? Zwischen dem Klinikchef und den beiden Einlieferern. Er entschied sich fürs Schweigen. Wer weiß, wofür das noch gut ist, überlegte er. Dem Kaplan erzählte er, dass ihm das Ganze überhaupt nicht gepasst habe. Hengst schaute ihn skeptisch an. Das erschien ihm doch zu aufgesetzt und theatralisch, obwohl er sich bei beiden Gehilfen alles Mögliche vorstellen konnte.

„Im Pallottinerhaus sollen Sie dann an einer besinnlichen Therapie ...“

Gschwandtner richtete sich abrupt auf. „Eine Therapie? Ja, zum ..., äh, verzeihen Sie, Herr Kaplan, gibt's da nichts anderes?“

„Das wird Ihnen guttun, Ihre Seele wieder auf den HERRN einzustimmen.“ Kaplan Hengst legte ein beruhigendes Timbre in seine Stimme. „Es wird Ihre Sinne anregen, Ihr inneres Gleichgewicht herstellen ... Das ist mal etwas völlig anderes für Sie. Vor allem kein Zwang.“

Der Pfarrer zog skeptisch die Mundwinkel herab, als er sich zu seinem Nachbarn hinwandte. „Wenn es kein Zwang ist, sondern ...“

„Sie sollten es auf jeden Fall ausprobieren. Das Pallottinerhaus bietet ja vielfältige Entspannung an. Seine Exzellenz legt hier großen Wert drauf.“

Gschwandtner lehnte sich im Auto zurück. Er demonstrierte jetzt Entspannung. Seine Augendeckel hielt er halb geschlossen. Er beobachtete, wie der Kaplan kurz zu ihm herübersah, sich vorbeugte und mit dem Fahrer flüsterte. Währenddessen kursierten Gschwandtners Gedanken um das Spannungsfeld, in dem sich Seine Exzellenz und der Generalvikar bewegten. Ob der Bischof

einen Verdacht gegen ihn oder den Generalvikar hegte, oder ob der Generalvikar einfach nur dämlich war? Und dieser verdammte kastrierte Hengst sollte ihn aushorchen, das war ihm klar. Geschickt ist etwas anderes, überlegte Gschwandtner. Sollte es doch so sein, wie man munkelt? Als Indiz für Spannungen zwischen Bischof und Generalvikar? Welche Mutmaßungen stellte der Bischof an? Gschwandtner war sich überhaupt nicht sicher, welcher Zustand ihm am besten gefiele. Den Generalvikar kannte er, der Bischof war ihm bisher verschlossen geblieben. Ihn als Verbündeten zu gewinnen? Diese ganze Missbrauchsdebatte könnte von seinem Schlamassel ablenken. Und wenn er es geschickt anstellte, sozusagen lebenserhaltend.

„Wir sind angekommen, Herr Pfarrer“, hörte er den Kaplan sagen. Irritiert schaute er hoch. Er war eingenickt. Jetzt kommen wir zu Anton Brenner, sagte er sich, diesem gewandelten Hundertfuffzigprozentigen. Ein intoleranter, kalter Hund war der schon immer. Verachtung schwang mit. Hier war Vorsicht geboten. Der gab sich immer als moralischer Stellvertreter des Bischofs. Wenn der wüsste, welche Natter er an seinem Busen nährte.

Die aus vielen Gesprächen vertraute Stimme troff wie Honig. „Josef Maria, sei im Namen des Herrn begrüßt. Wir werden dir hier einen wunderschönen Aufenthalt bereiten.“

„Ich freue mich, dich zu sehen. Hab vielen Dank, dass du mir Aufenthalt und Beistand gewährst. Mit Gottes Hilfe, werden wir alle Klippen umschiffen.“

Der Fahrer ergriff die kleine Reisetasche und trug sie in das für den Pfarrer vorbereitete Zimmer. Mit einem „Vergelt's Gott“ bedankte sich der Pfarrer. „Du hast mich so sicher hergeführt. Wie ist dein Name, Bruder?“

„Matthias“, war die kurze, knappe Antwort, die den Pfarrer fahl werden ließ. Ein heftiger Schmerz durchzog sein Herz. Er griff sich an die Brust. Im Nebel hörte er die Männer um ihn herum fragen, ob er ... Nein, da wäre nichts, antwortete der Pfar-

rer instinktiv. Sicherlich die Nachwirkungen der verabreichten Medikamente.

Gemeinsam schafften sie den schwächtigen Körper, der nichts zu wiegen schien, in das Zimmer. Sie umstanden ihn auf dem frisch bezogenen Bett, als sei er gerade gestorben. Als Gschwandtner kurz die Hand und dann den Kopf anhob, rückten die drei ab. Brenner löschte das Licht. Die hereinscheinenden Straßenlaternen milderten die Dunkelheit im Zimmer. Ein beruhigender Dämmererschein, aber nicht für Gschwandtners Gedanken. Traumatische Erlebnisse stiegen aus der Gruft der Vergangenheit empor. Matthias.

Schweiß stand ihm auf der Stirn. Mein Gott, dachte er, was habe ich verbochen. Aber ich habe gebüßt. Ich habe gebeichtet. Das Beichtgeheimnis schützt mich. Und Gott wird mir vergeben. Davon war er überzeugt. In seinem weiteren Leben habe er sich nichts zu Schulden kommen lassen. Am Selbstmord des kleinen Loisl habe er keine Schuld. Er fühlte sich eher als Verführungsoffer. Eifersucht, die erlittenen Erniedrigungen. Der ganze widerliche Schmutz mit den Kinderärschen. Im November 1964 in Freising war's. Bis heute hatte er nicht begriffen, was dort passiert war. Matthias, Walter, der kleine, halbnackte Bub, an dem beide herumgespielt hatten. Ihr Vierter im Bunde, der nie eine Gelegenheit ausließ, war nicht anwesend gewesen.

Kapitel 8

Donnerstag, 29. Juli 2010 – nachts

Der tief stehende Vollmond beleuchtete eine gespenstisch anmutende Szenerie. Hohe Bäume mit dünner Belaubung umstanden den Friedhof. Das Geäst hob sich bizarr, wie ein unheilvolles, schwarzes Geflecht, vor dem Mondlicht ab, während die Grabmäler kleine Schatten hinter sich warfen. Sie standen in der dunklen, vom Mond abgewandten Seite der Kirche. Die dunkelhaarige Frau, älter als der Mann, drängte sich an ihn. Eine lockige, fast schwarze Haarpracht umrahmte sein jung anmutendes Gesicht. Es schien, als hielte er die Dunkle zärtlich im Arm. Als er sie kurzzeitig losließ, schwankte sie ein wenig. So, als wäre ihr unwohl. Zu ihren Füßen lag ein kleiner Rucksack.

Die beiden schauten sich ernst an, wie eine verschworene Gemeinschaft. Vor drei Nächten hatten sie den Aufmarsch vor dem Pfarrhaus inszeniert.

„Es waren alles gute Katholiken“, schwelgte der Mann leise in seinen Erinnerungen, „die sich auf die Beine gemacht haben. Es geht ans Eingemachte.“

„Die Sofie hatte auch übern Zaun geschaut. Glaubst du, sie wusste, um was es geht?“, flüsterte die Frau.

Er hob die Schultern kurz an. „Bei ihr weiß man nie ...“

Während der Ansammlung hatte der Schwarzgelockte hinter einer Hecke beobachtet, wie ein kleines Polizeiaufgebot den Pfarrer durch den Garten hinaus eskortiert hatte. Eine absurde Situation, den Gschwandtner eilig fliehen zu sehen. Der Pfarrer, servil wie immer, buckelte laufend vor den Ordnungshütern. Der Pfarrer fühlte sich nicht bedroht, hatte der Beobachter hinter den Büschen erkannt. Und dieses unverschämte Grinsen ... als hätte er

den vorne Versammelten einen Streich gespielt. Sicherheit im Netz des Schweigens, die *Omertà* ist fast ein Kinderspiel dagegen. Da kannte sich der Schwarzgelockte aus.

Ihre Umarmung war Tarnung. Sie beobachteten seit Einbruch der Dunkelheit, im Schutz der Schatten und des diffusen Mondlichts, das unbeleuchtete, verlassene, altherwürdige Pfarrhaus. Am Nachmittag hatten beide im Gasthaus gegessen, um ein spätes Mittagessen einzunehmen. Sie sahen, wie die Haushälterin mit einem großen Koffer zur Bundesstraße zog.

„Die Resi hat's nimmer ausgehalten“, war der Kommentar von der Elfie. „Jetzt fährt sie mit dem Bus zu ihrer Schwester nach Freising.“

Der dörfliche Buschfunk funktioniert, dachten beide, dankbar für diese Information.

Jetzt lösten sie sich voneinander. Sie zog sich eine dunkle Strickmütze über das Haar, zog den Kragen hoch bis zur Nase. So verschmolz sie fast mit Schatten und Mauerwerk. Er schnappte sich den Rucksack. Zur Kontrolle ließ er die bleistiftdünne Stablampe innerhalb des Behälters aufblitzen, wickelte noch mal einzeln die kleinen Hebelwerkzeuge und Schraubenzieher in Stofftücher ein, damit sie nicht klirrten. Dann entschwand er mit federnden Schritten, sich immer auf den steinernen Grabumrandungen bewegend, um keinen Laut auf dem Kies hervorzurufen.

Die Stelle, wo er einsteigen wollte, hatte er vor drei Tagen ausgekundschaftet. Mit Genugtuung hatten sie am Nachmittag festgestellt, dass die pflichtbewusste Haushälterin in ihrer Hast vergessen hatte, die Fensterläden vorzulegen. Aber einfacher würde es über die Dachluke gehen. Die stand beständig offen. Das hatte er ausspioniert. Ebenfalls die lange Leiter im Hof.

Schwarz gekleidet, schwarz gelockt. Von unten nur als eine kleine Erhebung auf dem Dach erkennbar, aber nur, wenn man genau hinsah. Im Dorf ging niemand spazieren, der zufällig auf das Dach des Pfarrhauses hätte schauen können. Sie spähte auf das Dach hinauf. Er bewegte sich auf dem Bauch hin zur Luke.

Ein leises Klacken, als er das Dachfenster vollständig aufklappte. Wie ein Katzenbuckel erschien jetzt seine Silhouette vor dem Halbmond, bevor er im Inneren des Hauses verschwand. Katzen- gleich landete er auf dem rohen Holzfußboden unter dem Dach. Kurz ließ er den stabfeinen Strahl aufblitzen, der auf die Dachbo- dentür traf. Der angebrachte wuchtige Eisenbeschlag überraschte ihn. Er zog den Riegel vor und zurück. Ziemlich schwergängig, stellte er fest. Wahrscheinlich vor langer Zeit zum letzten Mal be- nutzt worden. Er testete die Tür. Gut geölt, ließ sie sich leicht, ohne zu knarren oder quietschen, öffnen. An einem Außenriegel hing ein geöffnetes Vorhängeschloss, in dem ein Schlüssel steckte.

Als er auf die nördliche Stirnseite des Dachbodens leuchtete, stach der dünne Strahl durch den aufgewirbelten Staub. Er um- kreiste einige alte Schränke und Anrichten, die vermutlich frühe- ren Pfarrergenerationen gehört hatten. Daneben zählte er zwölf Kartons, die in einer Ecke doppelstöckig aufgestapelt waren. Ordnung war hier das vorherrschende Prinzip. Die Schränke wa- ren leer. Die Kartons inspizierte er im Einzelnen. Vier davon wa- ren mit Bibeln vollgestopft. Gedruckt Anfang der 1960er Jahre. Versandfertig geliefert, aber nicht mehr verteilt. Das dokumen- tierte einen Bruch, da war er sich sicher. Die anderen Kartons enthielten sakrales Geschirr, Bestecke, Überwürfe und fein zu- sammengelegte Ministrantenkleidung, teils in Rot, teils in Schwarz. Zu seinem Erstaunen auch ein *Ewiges Licht*. Was er suchte fand er nicht.

An der gegenüberliegenden Stirnwand entdeckte er ein altes So- fa, abgedeckt mit einem staubigen Leinentuch. Daneben standen mit schwarzen Tüchern behängte Gerätschaften. Als er die Tü- cher herunterzog, breitete sich sofort eine Staubwolke aus. Er hielt die Luft an. Nicht wegen der staubbelasteten Luft, sondern wegen der Gegenstände, die er entdeckte. Kein Beweis, sagte er sich, aber immerhin ein Indiz. Ein Stativ für eine Super-Acht- Schmalfilmkamera, ein Reflexschirm, Lampen, Stromkabel, dazu ein Filmprojektor mit einer Handkurbel. Eine einfache, aber

komplette Studioausstattung für Amateurfilmer. Vom heutigen technischen Standard aus gesehen weit überholt. Dieses alte Interieur taugte gerade noch für ein Medienmuseum. Er vermutete hier das sogenannte Studio. Jetzt bekam der schwere, innen liegende Eisenbeschlag einen tieferen Sinn. Wo aber waren die Super-Acht-Filme? Auf dem Dachboden gab es keine weiteren Anhaltspunkte für Verstecke.

Behände bewegte er sich die Treppenstufen hinab. Im Obergeschoß befanden sich Arbeitszimmer und Privaträume des Pfarrers. Auf Gummisohlen schlich er lautlos und katzenartig den Flur entlang. Er hörte das Knarren einer Diele. Aber nicht von dort wo er stand. War es unten beim Treppenaufgang? Er hatte es richtig geortet. Der Laut kam vom Erdgeschoß. Sein Mobiltelefon vibrierte. Es kitzelte ihn durch die Hosentasche an seinem Oberschenkel. Sollte er rangehen? Er lauschte. Nichts. Er drückte auf Empfang und hielt das Telefon ans Ohr.

„Es sind zwei Männer bei der vorderen Tür hineingegangen. Sei vorsichtig!“

Ohne Antwort wurde die Dunkle weggedrückt. Das kurze Telefonat hatte ihn abgelenkt. Zu spät bemerkte er, dass jemand hinter ihm stand. Der Angreifer fuhr eine Stahlrute aus, schlug sofort zu und sah, wie der Schwarzgelockte zusammenbrach. Der Schläger lüftete kurz seine Maske, um den Getroffenen zu beäugen.

„Kennst du den?“ Die Frage richtete er an seinen Begleiter, der ihm gerade bis zum Hals reichte.

„Noch nie gesehen.“ Er wog ab. „Ein ordinärer Einbrecher, der den Abzug vom Pfarrer mitbekommen hat? Durchsuch ihn nach Papieren!“

Sie durchwühlten den Rucksack, fassten dem Liegenden rasch in die Jackentaschen. „Nichts. Aber typisches Einbruchswerkzeug.“

„Gut. Und was machen wir mit ihm?“

„Nimm von der Paketklebefolie. Im Schreibtisch vom Pfarrer

lag eine Rolle. Kleben wir ihm erst das Maul zu. Dann Hände und Füße. Damit wir noch weitersuchen können.“

Der Schwarzgelockte war nur kurze Zeit bewusstlos gewesen. Bloß ruhig bleiben, dachte er, als er das Gespräch vernahm. Er blieb regungslos, dabei bemüht, die verschiedenen Geräusche und Bemerkungen zu identifizieren. Es erschien ihm, dass deren Sucherei in Frust ausartete. Er hoffte, dass dies keine negativen Auswirkungen auf ihn haben würde. Waren sie hinter dem Gleichen her wie er? Wenn ja, wer hatte sie hergeschickt? Ab und zu huschte ein Lichtstrahl über ihn. Wahrscheinlich wollten sie sich vergewissern, ob er noch im Tiefschlaf am Boden lag. Lange würde er seine Position nicht halten können.

Aber unbeweglich gefesselt, wie er war, konnte ihn nur ein gütiges Schicksal befreien. Das aber gab's selten. Merkwürdigerweise hatten sie ihm das Handy nicht weggenommen. Vielleicht übersehen? Wie auf Kommando prickelte es wieder am Oberschenkel. Er drehte sich vom Fußboden weg, der sonst das Summen und Vibrieren unangenehm verstärkt hätte.

„Ich glaube, er kommt zu sich. Er bewegt sich.“ Das Flüstern der beiden im benachbarten Raum wurde in der Stille des Hauses weit getragen.

„Dann wollen wir ihn mal einer Befragungskur unterziehen.“

„Mach's aber nicht zu hart. Keine Spuren. Du weißt, kein Blut oder Ähnliches.“

Ob der Angesprochene noch eine Antwort gab, konnte er nicht mehr hören. Ein nervtötendes, schrilles Klingeln durchbrach die angespannte Stille. Draußen wurde Sturm geläutet. Permanent, penetrant, unaufhaltsam. Die beiden Schwarzgekleideten erstarrten beinahe wie Lots Weib zur Salzsäule. Sie wisperten. Was, konnte er nicht hören. Sie schienen ans Fenster geschlichen zu sein. Er nutzte diese Ablenkung. Mit seinen nach vorne gefesselten Händen griff er im Rucksack nach dem Schraubenzieher. Er klemmte ihn zwischen seine Knie. Dann stach er die Klebefolie durch. Seine Füße waren schnell befreit. Seinen Mund ließ er

noch verklebt. Ein Griff zum Rucksack, die Treppen hinab und raus ins Dunkle. Er lief um die Ecke. Drückte sich in die Hecke, zog den Mützenrand übers Gesicht. Durch die Sehschlitze beobachtete er den Eingang. Niemand folgte ihm.

Nach einer knappen halben Stunde, die er in den Büschen verharrte, schob er sich vorsichtig aus seinem Versteck. Die Dunkelheit und die Schatten deckten ihn sicher. Er beobachtete die Fenster. Sie sind cool geblieben, alle Achtung, sagte er zu sich, als er sah, wie ab und zu Lichtblitze in den verschiedenen Räumlichkeiten aufschienen. Sie wollen's wissen. Er stellte sich so hin, dass er unbemerkt den Eingang beobachten konnte.

Schattengleich, standen die beiden nächtlichen Besucher plötzlich in der Eingangstür. Sicherten wie nervöse Wildtiere, die eine helle Lichtung überqueren wollten, nach allen Seiten. Sie prüften den Weg zwischen den Treppenstufen des Hochparterres bis zur Gartenpforte. Sie verschwanden rasch, nachdem sie vorsichtig um die Ecke gelugt hatten. Es knirschte. Einer der beiden war vermutlich auf einen Kieselstein getreten.

Er verspürte ein Zupfen am Ärmel. Mit hoherhobenen Fäusten drehte er sich um. Die Dunkle hatte ihn trotz seiner Tarnung entdeckt. Beruhigend fasste sie ihn am Arm. Dann drückte sie ihn an sich. „Gott sei Dank ist es gut gegangen. Die zwei kamen wie aus dem Nichts.“

Er holte ein paar Mal tief Luft. Seinen Adrenalinpiegel dimmte er langsam herunter. „Danke für die Rettung. Ganz schlau, mit der Hausklingel zu nerven.“ Der Schwarzgelockte lächelte die Dunkelhaarige an. „Der kurze Moment, wo sie sich ins Bockshorn jagen ließen, genügte dann. Alles andere war Routine ...“

„Konntest du die Filme finden?“

„Nein. Konntest du erkennen, ob die beiden Besucher irgendetwas in der Hand hielten?“

„Ich bin überzeugt, dass sie mit leeren Händen rausgegangen sind. Der Pfarrer hat sein ‚Vermächtnis‘ doch besser versteckt, als dein Vater dachte.“

„Aber wir haben etwas in der Hand. Es gibt Indizien, dass im Pfarrhaus Aufnahmen gemacht worden sind.“ Er berichtete von der Studioausrüstung. „Wie schon gesagt, nur Indizien, keine Beweise.“

„Unsere beiden Konkurrenten werden diese Dinge auch entdeckt haben. Und sie werden die Brisanz, die damit verbunden ist, auch richtig einschätzen. Morgen werden sie nicht mehr da sein. Dann ist es nichts mehr mit Indizien.“

„Dass ich daran nicht gedacht habe.“ Der Schwarzgelockte schlug sich leicht mit der Hand vor die Stirn. „Ich geh sofort noch mal ins Haus und fotografiere diese Studioeinrichtung mit dem Handy.“

Auf der Heimfahrt vibrierte es wieder in seiner Hosentasche. „Seid ihr erfolgreich gewesen?“

Der Schwarzgelockte berichtete kurz von dem Überfall. Nach seiner Meinung befänden sich die Filme wahrscheinlich an einem anderen Ort.

„Wer war das?“, fragte die dunkelhaarige Frau.

„Der Priester“, kam die knappe Auskunft.

„Julian Brockhövel?“

Der Schwarzgelockte nickte.

Kapitel 9

Freitag, 30. Juli 2010 – tagsüber

Wahlberg fand in der Gießereistraße, neben dem Rosenheimer Bahnhof, einen Parkplatz. Den Weg zur Innenstadt kannte er noch von früheren Besuchen. Im nächstgelegenen Copyshop ließ er zwei Kopien anfertigen. Zweimal Róisín: einmal irisch, einmal deutsch. Als er gemächlich über den Max-Josefs-Platz schritt, verspürte er so etwas wie eine Urlaubsstimmung. Die Bürgerhäuser im Inn-Salzach-Stil aus dem 17. Jahrhundert mit den gedrungenen Bögen der umlaufenden Arkaden erzeugten ein mediterranes Flair. Symbole von früherem Bürgerreichtum. Wasserburg wies eine ähnliche Architektur auf, wie Winkelmoser schon angemerkt hatte. Aber als er dann das Mittertor durchschritt, tat sich ihm eine andere Welt auf. Das fünfstöckige Zeitungshaus stand in herbem Kontrast zu dem vorherigen Ambiente. Der Baustil der frühen sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts, klotzig und in Waschbeton. Das Archiv befand sich ausnahmsweise nicht im Keller, sondern im dritten Stock.

Er bestellte die kompletten Jahrgänge zwischen 1960 und 1965. Sie waren noch nicht digitalisiert worden. Er blätterte wissbegierig durch diese Zeit, in der er im unbekümmerten Alter von damals knapp drei Jahren sein eigenes Weltbild hatte. An die weltpolitischen Ereignisse, über die er jetzt las, konnte er sich naturgemäß nicht erinnern. Was sich in diesem Zeitraum in Wasserburg zugetragen hatte, dürfte auch den meisten Einheimischen nicht mehr bekannt sein.

In der Ausgabe vom 18. Juli 1962 entdeckte er auf der fünften Seite eine kleine Randnotiz: *Junger Ministrant tot aufgefunden*. Erhängt hatte er sich, stand in den anschließenden acht Zeilen der

Randspalte. Aber es war kein Grund genannt, warum der Junge diese schreckliche Tat auf sich genommen hatte. Die katholische Kirche schwieg dazu. Wahrscheinlich hatte sich der damalige Redakteur nicht getraut, diese respektable Institution zu fragen. Drei Ausgaben weiter, am 21. Juli 1962, hatte sich der Todesfall bis auf Seite drei vorgearbeitet. Die Familie des Toten hatte sich empört. Einfache Landarbeiter aus Gathling, die ihren Protest mit unterschwelligen Andeutungen gegen zwei Vikare spickten. Die katholische Kirche wollte die Beerdigung des Jungen in geweihter Erde verhindern. Das sei gegen das heilige Sakrament und den katholischen Ritus. Es sei nicht seine Schuld gewesen, zitierte das Blatt die Familie, deren Name nicht genannt wurde. Wessen Schuld dann? Hatte die Familie mehr ausgesagt und die Zeitung hatte es unterschlagen? Ihm fiel Winkelmoser ein. Vorauseilender Gehorsam gegenüber der allmächtigen Kirche? Diese Frage wurde nicht weiter aufgeworfen. Dass die katholische Kirche stillschweigend nachgab, wurde nicht als Eingeständnis von Schuld gewertet. Nein, der ältere Bruder war Ordensmitglied bei den Benediktinern gewesen.

Als Wahlberg in der Zeitung vom 1. Oktober 1962 in einer Randnotiz vom Austritt eines Georg Amberger aus dem Benediktinerorden las, überlief es ihn wie ein Schauer. Wer war das? Welches Geheimnis ging mit den beiden Kopien der Ausweispapiere von Róisín Kennedy alias Rosmarie Amberger einher? Der Name des unglücklichen Ministranten, den er gestern auf dem Grabstein entdeckte. War er ein Bruder oder ein Neffe des Georg Amberger gewesen?

Ebenso am Rande wurde die Versetzung von zwei Vikaren gemeldet: Matthias Bruckner und Josef Maria Gschwandtner. Aha, sagte sich Wahlberg, da taucht der jetzt versteckte Pfarrer zum ersten Mal namentlich auf. Die Versetzungsorte wurden nicht angegeben. Am 27. November 1964 titelte die *Wasserburger Rundschau* auf der ersten Seite: *Priestermord in Freising*. Matthias Bruckner sei am 26. November morgens mit aufgeschlitztem

Hals in seinem Refugium aufgefunden worden. War es Rache, weil der Vikar Bruckner den Jungen aus Gathling auf dem Gewissen hatte? Oder hatte er sich in Freising auch an Kinder herangemacht? Fragen über Fragen schwirrten Wahlberg beim Studium der alten Blätter durch den Kopf. Wer also stand im Verdacht bei dieser Tat? Das Täterspektrum war breit und keinesfalls eindeutig. Öffentlich wurde kein Verdacht geäußert. Da müsste er nachhaken. Hatte der abendliche Aufruhr vor dem Pfarrhaus mit den Ereignissen von vor fünfzig Jahren zu tun?

Unangemeldet trat Wahlberg in Winkelmosers Büro. Der Redakteur mühte sich am Rechner. „Noch drei oder vier Sätze. Dann hab ich Zeit für Sie.“

Freundlicher Kollege, dachte Wahlberg. Wahrscheinlich nicht besonders viel los in dieser Provinz. Außer, wenn es um katholische Priester geht.

Winkelmoser unterbrach Wahlbergs unfeine Denkweise. „Wie war’s? Haben Sie was g’funden?“

Sein Besucher runzelte fragend die Stirn.

„Ich mein in unserem Archiv in Rosenheim?“

„Ja, einiges Neues. Was aber eher noch verwirrt.“ Wahlberg setzte sich vor Winkelmosers Schreibtisch. Er kramte in seinen Notizzetteln. „Ich hab die ersten Jahrgänge aus den Sechzigern durchgeblättert. Zwei Sachen sind mir aufgefallen.“ Er suchte ein Schriftstück. „Erstens: Dieser Missbrauchsfall des Ministranten hat so etwas Ähnliches wie eine kleine Revolte gegen die Kirche ausgelöst. Sie hat bei der Beerdigung des Aloys Amberger klein begeben müssen. Aber dieser Missbrauch wurde nicht in Zusammenhang mit dem späteren Priestermord gestellt. Weder die Kirche noch die Polizei hatte einen Anlass gesehen, dahingehend zu ermitteln. Auch die hiesige Zeitung nicht. Mir kam es vor, als wollte keiner bewusst diesen Zusammenhang herstellen.“

„Ich weiß. Die Zeiten waren so. Die haben alle mitgespielt, wenn’s um so etwas ging. Die Gegend um Wasserburg oder Ro-

senheim war keine moralische Enklave. In ganz Bayern – ja bis heute, wie man überall lesen kann – wurde Missbrauch begangen und Missbrauch vertuscht. Dass einige Priester und geniert abgegriffen hatten, wurde immer verschwiegen und gedeckelt.“ Der Redakteur schnaufte tief durch. Als wäre er mit irgendeiner Schuld beladen.

„Was heisst abgegriffen ...?“

„Ja, mei. Der Volksmund hat’s so bezeichnet ...“

Winkelmoser stand auf, ging zum Fenster und öffnete es. „Lassen wir noch ein wenig die mittägliche Sonne herein.“

Wahlberg ließ nicht locker. „Priester, Kaplane und so weiter haben sich die Ministranten also abgegriffen?“

Winkelmoser schnaufte tief auf und nickte.

Wahlberg schüttelte den Kopf. „Was für ein Ausdruck.“ Winkelmoser schüttelte mit.

„Gestern war ich auf dem Gathlinger Friedhof“, fuhr Wahlberg fort. „Ich hab das Familiengrab der Ambergers entdeckt. Von einer Sofie Amberger ist nur der Name und das Geburtsdatum eingraviert.“

„Die Sofie lebt noch. Jetzt ist sie, glaub ich, so um die sechsundachtzig. Sie ist übrig geblieben. Ihr Neffe, der Georg Amberger, ist vor einem guten Dreivierteljahr tödlich verunglückt.“

„Was?“ Wahlberg starrte ihn mit großen Augen an. „Das darf nicht wahr sein“, entfuhr es ihm heftig. „Gerade das hätte ich fragen wollen. Wo wohnt Georg Amberger? Seine Adresse ...?“

Winkelmoser lachte sarkastisch auf. „Die Adresse ist dem Amtsblatt des Freisinger Friedhofs zu entnehmen.“ Er blätterte in seinem vorjährigen Kalender. „Gestorben am 29. Oktober 2009. Das war an einem Donnerstag.“ Er fügte hinzu: „Leichter Sprühregen am Spätnachmittag.“

„Was war die Todesursache?“

„Auf dem Weg von Gathling nach Freising ist er auf der B 15 mit dem Auto in einer langgezogenen Rechtskurve aus unbekanntem Gründen von der Fahrbahn abgekommen. Ein 40-Ton-

ner kam ihm entgegen. Da ist er dann dagegen gekracht und hat sich überschlagen.“

„Frontal auf den Lkw?“

„Nein, er ist auf die Hinterräder draufgekommen. Nach dem Überschlag ist das Auto vom Georg Amberger ausgebrannt.“ Der Redakteur saß nachdenklich hinter seinem Schreibtisch und drückte heftig den Knopf seines Kugelschreibers.

Wahlberg sah, dass Winkelmoser von Ambergers Schicksal stark berührt war. „Sein Pkw war völlig hin, der Motorblock war gut hundert Meter weit geflogen“, stieß der Redakteur hervor.

„Wer hat ihn identifiziert?“

„Ich weiß es nicht. Steht wahrscheinlich im Polizeibericht. Aber so eine Art Tropfen aus Gold haben sie gefunden. Von einem Ring oder so etwas Ähnliches. Geschmolzen.“

Winkelmoser schaute Wahlberg nachdenklich an. „Wenn ich mir's recht überleg ... war es schon merkwürdig.“

„Was, der Unfall? Was war merkwürdig daran? Gibt es Gerüchte?“

Winkelmoser hob in einer fast hilflosen Geste die Schultern hoch und ließ sie abrupt wieder sinken. Er schnaubte durch die Nase. Sagte nichts, schaute Wahlberg nur mit müden Augen an.

„Also, was meinen Sie?“ Wahlberg forderte ihn auf. „Sagen Sie was. Könnte jemand Interesse an seinem Tod gehabt haben?“

Winkelmoser setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Er drehte seine Handteller in einer Unschuldsgeste nach oben und sagte: „Wir haben uns an den Polizeibericht gehalten. Was da drinsteht, ist maßgeblich für ein Provinzblatt. Was der Redakteur weiß – oder annimmt – ist ein anderes Paar Stiefel. Sie kennen doch das Geschäft.“

Wahlberg bemerkte, wie unangenehm dieses Thema für den Redakteur war. Er nickte zustimmend. „Und was ist Ihre persönliche Meinung zu diesem Todesfall?“

„Meine persönliche Meinung?“ Der Redakteur zog die Mundwinkel herab. „Die kann ich mir kaum leisten.“

„Das bleibt unter uns. Keine Quellenangabe“, versicherte Wahlberg.

„Ja, der Amberger Schorsch ist der katholischen Kirche ziemlich auf die Zehen getreten, als er Ende 2002 den Verein für die *Missbrauchstopfer der katholischen Kirche* gründete. Sie nannten den Verein kurz MOKK. Ich war bei der Gründung dabei.“ Als er Wahlbergs hochgezogene Augenbrauen sah, erklärte er. „Ich war beruflich da. Hab damals den Bericht geschrieben.“

„Hat er den Verein hier in Wasserburg gegründet?“

„Nein, in Freising. In Wasserburg hätte es sich nicht so gelohnt.“

Wahlberg schaute Winkelmoser perplex an. „Was meinen Sie mit ‚nicht gelohnt‘? Zu wenige Missbrauchstopfer?“

„Objektiv gesprochen: ja“, erklärte der Redakteur mit ernster Stimme. „Freising ist der geeignete Standort. Mittelpunkt einer großen Diözese, das kirchliche Zentrum schlechthin. Außerdem wohnte er da.“

„Was für eine Aufgabe oder Ziele hatte sich der Verein gesetzt?“

„Na ja, wie schon der Vereinsname sagt, es ging um Missbrauchstopfer in der katholischen Kirche. Der Verein hatte anfangs keinen Zulauf. In der letzten Zeit umso mehr, nachdem die Kirche einen Trierer Bischof als Missbrauchsbeauftragten eingesetzt hat. Die Leute werden mutiger, von ihren Traumata zu berichten. Im Verein sind fast alle Altersgruppen vertreten. Aber nicht nur Opfer, sondern auch Angehörige, die zum Teil auch verstorbene Verwandtschaft vertreten. Ältere Teilnehmer überwiegen.“

„Wissen Sie, was seine Motivation zur Gründung war?“

„Ich kann nur vermuten, dass es mit seinem kleinen Bruder Loisl zu tun hatte – und dann diese ganze Missbrauchswelle, die über uns hereinbrach.“

„Und warum 2002? ... Ich mein, einerseits gab’s Missbräuche schon früher, andererseits kamen die Ereignisse erst seit Ende 2008 vermehrt in die Öffentlichkeit. Das Datum ...?“

„Also, Herr Kollege, da bin ich überfragt.“

„Gab es Anklagen von Opfern oder Angehörigen gegen die Kirche?“

„Ja, aber bisher hielt sich noch alles im Rahmen. Der Respekt vor der Institution Kirche ist noch gewaltig. Aber er bröseln, wie man am Beispiel vom Augsburger Bischof Mixa sehen kann.“

Wahlberg nickte ihm zustimmend zu. „Ich kann mir lebhaft vorstellen, dass die katholische Kirche ganz übel reagiert, wenn man sich mit unbequemen Ursachen befasst.“

„Ja. Mit dieser Missbrauchsdebatte in Deutschland war der Schorsch schon seiner Zeit weit voraus.“

„Wie war diese Vereinsarbeit angelegt?“

„Vor allem Gespräche und rechtliche Beratung von Missbrauchsoptionen und deren Angehörigen. Vieles ist ja verjährt. Die Täter verstorben. In letzter Zeit, als die Missbräuche immer mehr ans Licht der Öffentlichkeit kamen, versuchte es der Bischof mit einer Art Agreement. Der Verein soll sich ungestört entfalten, dafür darf aber nichts ohne Absprache nach außen dringen.“

„Ein Maulkorb für die eigenen Interessen, sozusagen.“

„Das ging eine Zeit lang, aber im letzten Jahr kochte viel an allen Ecken hoch.“ Winkelmoser grinste verhalten. „Man könnte auch sagen, der Dampf entwich aus allen Löchern des Kessels.“

„Aha. Würden Sie sagen, die Vereinsarbeit wurde gefährlich für die katholische Kirche?“

Winkelmoser stand wieder auf, ging zum Fenster, schaute hinaus, als befürchtete er einen Lauscher. „Der Amberger Schorsch war ein verantwortungsvoller Mensch. Er hat viel dazu beigetragen, dass der Kessel nicht explodierte – um noch mal aufs Bild zurückzukommen.“

Wahlberg schaute ihn neugierig an. „Das heißt, in dem Verein – sagen wir mal – waren unzufriedene Leute? Solche, die mit dem Agreement nicht einverstanden waren? Kennen Sie Leute, die militant für ihre Anliegen eingetreten sind oder eintreten würden? Könnten eventuell auch Opfer, die erheblich psychisch ange-

knackst sind, auch Täter, im schlimmen Fall vielleicht sogar vermeintliche Täter, physisch angreifen?“

„Sie meinen, einfach ausgedrückt, ob da welche sind, die jemanden umbringen könnten? Ja mei, des kann schon sein. Wenn das Ungerechtigkeitsgefühl überhand nimmt. – Aber mir fällt jetzt keiner ein.“ Winkelmoser schüttelte den Kopf.

„Würde der Verein auch solche publikumswirksamen Auftritte wie zum Beispiel in Gathling organisieren?“

Der Redakteur schaute unschlüssig zu Wahlberg. „Vielleicht in Freising, würd ich sagen. Da lohnt es sich eher.“

„Ja, das sagten Sie schon. – Ich müsste unbedingt Vereinsmitglieder kennenlernen. Könnten Sie da was machen?“

Winkelmoser ließ laut Luft aus seiner schmalen Brust strömen. Er kratzte seinen haarfreien Kopfteil. „Eigentlich hab ich da gar keine persönlichen Kontakte.“

„Eigentlich?“

Winkelmoser setzte ein gequältes Lächeln auf. „Wissen Sie, meine Quellen ...“

„Verstehe“, erwiderte Wahlberg kurz. Er schaute ihn an, als wollte er ihn durchbohren.

Mit einem hilflosen Blick an die Zimmerdecke rückte er das Gewünschte heraus: „Die Vorsitzende heißt Elena Seiffert.“ Er kritzelte schnell ihre Anschrift auf ein gelbes Post-it. „Aber sagen Sie nichts von mir.“

Freising, dachte Wahlberg, als er auf den Zettel blickte, das passt.

Kapitel 10

Samstag, 31. Juli 2010 – vormittags

Wahlberg parkte am frühen Vormittag in Freising, in der Nähe der Kammergasse, ein. Er wäre lieber mit dem Zug angereist, aber als er die Fahrzeiten sah, entschied er sich für den Leihwagen. Fast die doppelte Zeit hätte er gebraucht. Elena Seiffert, die er am Morgen angerufen hatte, zeigte sich überrascht. Wahlberg hob ihre Wichtigkeit im Fall des verunglückten und doch allseits beliebten Georg Amberger hervor. Nach kurzem Zögern war sie einverstanden, ihm ein Interview zu gewähren.

Jetzt stand er am Marienplatz und überlegte, ob ein kleiner Blumenstrauß angemessen sei. Er verwarf den Gedanken schnell. Das hätte die professionelle Attitüde gestört. Er suchte schließlich nach Indizien. Bisher gab es nichts Handfestes, nichts Konkretes. So viele lose Fäden, die alle aus der Vergangenheit kommend weit in der Zukunft verknüpft zu sein schienen.

Nach seiner Ansicht uferte inzwischen die ganze Angelegenheit ähnlich komplex aus wie das Nildelta mit den unzähligen Haupt- und Nebenarmen. Wenn er Róisín Amberger oder Rosmarie Kennedy oder wie auch immer berücksichtigt, dann ergibt sich auch Frage, ob die Geschehnisse in Bayern mit denen in Irland verknüpft sind. Wenn ja, dann wie? Welchen Bezug gibt es zwischen früheren Missbräuchen an Kindern und heutigen Kinderpornos im Netz? Wer von der katholischen Kirche ist involviert und belastet?

Elena Seiffert wohnte Parterre am Beginn der Straße Oberer Graben, kurz hinter dem Abzweig zur Ziegelgasse. Ihre Blicke prüften Wahlberg eingehend, während sie ihn hereinbat. Sie führ-

te ihn in ein kleines Wohnzimmer. Wahlberg bedankte sich für ihr Entgegenkommen. Er taxierte sie auf Anfang fünfzig. Trotz ihrer fülligen Gestalt strahlte sie eine reife Attraktivität aus, die durch ihr ungefärbtes dunkelblondes Haar noch unterstrichen wurde.

Nachdem seine Gastgeberin frisch gebrühten Kaffee auf den Tisch gestellt hatte, setzte sie sich Wahlberg gegenüber und schaute ihn voller Erwartung an. Er nahm vorsichtig einen Schluck vom heißen Gebräu. Mit einem kleinen Smalltalk leitete er die Runde ein.

„Wie man an Ihrer Sprache hört, kommen Sie nicht von hier?“

„Na ja. Ich komm aus dem Osten. Aus Sachsen, genauer aus Lichtenau, ein Kaff gut zehn Kilometer nördlich von Chemnitz.“

„Das ‚Sächsln‘ haben Sie aber schon fast verlernt ...“

„Nun, jetzt bin ich schon fast zwanzig Jahre in Oberbayern, erst bei Traunstein, dann seit gut zehn Jahren in Freising. Da streift man schon einiges von früher ab. Aber wenn ich wieder in die alte Heimat fahre ...“

„Dann kennen Sie Georg Amberger auch erst seit dieser Zeit?“

„Ja, ich habe mich, gleich als ich hierherzog, in der katholischen Frauenbewegung engagiert. Wie damals in Traunstein. Wir Frauen waren hellauf empört, als wir von diesen Untaten erfuhren, die jetzt landauf, landab in der Presse stehen. Das ist kaum zu glauben. Es erschüttert die Kirche schwer. Aber Georg Amberger hat schon frühzeitig die Kirche gewarnt. Als er dann 2002 den Verein gegen den Missbrauch in der katholischen Kirche gründete, war ich von dem Gedanken zur Vorbeugung gegen Unrecht überzeugt. Von dort führte für mich ein gerader Weg zu Georg Amberger. Da hab ich ihn zum ersten Mal kennengelernt.“

„War es überraschend für Sie? Kam es für Sie aus heiterem Himmel, als dieser Missbrauch an Kindern ans Tageslicht kam? Schließlich mussten doch schon früher solche Delikte bekannt gewesen sein – so aus der Zeit direkt nach dem Krieg bis heute?“

Sie schlürfte laut ihren inzwischen halbwarmen Kaffee. Wahlberg schien es so, als wenn sie Unangenehmes verdrängen wollte. Sie schaute ihn an, senkte nach einigen Augenblicken ein wenig schuldbewusst den Kopf.

„Georg wollte die Prävention, weil es immer hieß, an den Gerüchten wär nichts dran. Und er hatte recht behalten. Jetzt liest man, dass gerade in der Erzdiözese München-Freising über Jahrzehnte Missbrauch an Kindern systematisch vertuscht wurde.“ Sie suchte seine Augen, fixierte sie eindringlich. „Aber das müssen Sie mir glauben, es gab nie etwas Konkretes. Nur dieses einvernehmliche Verschweigen. Mit gütigen Worten wurden wir auf eine falsche Fährte gelotst. ... Ich gebe es zu, wir müssen uns alle schämen.“

„Dann war das Engagement von Georg Amberger“, Wahlberg blätterte in seinen Notizen, „als er vor etwa acht Jahren den Verein *MOKK* gründete, eine Art Befreiung von der Last des Schweigens?“

„Nein. Eigentlich nicht. Nestbeschmutzung wurde uns vorgehalten. Da war es dann mit der Güte von oben auch bald vorbei.“

„Sie meinen die Kirchenoberen?“

„Nicht unbedingt alle. Ich bin fest davon überzeugt, dass der Bischof Althaus hier aufräumen möchte. Er hat das zwar so nicht gesagt, aber auf unserem Frauenkongress konnte man seine Worte so interpretieren.“

„Da liegt aber auch der Hase im Pfeffer, Frau Seiffert.“

Eine steile Falte erschien zwischen ihren Augenbrauen. Sie schaute ihn skeptisch an.

„Ich meine dieses Interpretieren. Die Kleriker ergehen sich immer in nebulöse Wortwerke. Sie werden selten konkret. Dem Gläubigen bleibt dann nur die Hoffnung auf die *richtige* Interpretation.“

Nachdenklichkeit überzog ihr volles Gesicht. Sie nickte bedächtig.

„Aber mit Georg Amberger kam dann – trotz der Widerstände

von oben – Hoffnung auf konkretes Handeln auf?“

„Ja. So nach und nach. Die besagten Widerstände ... Der Georg hat den Verein zur Anlaufstelle ausgebaut.“

„Welche Ziele verfolgt der Verein? Werden Sie das Werk von Amberger auf Dauer fortführen?“

„Wir haben zwei Hauptziele.“ Elena Seiffert setzte sich aufrecht und selbstbewusst hin. „Das erste Ziel des Vereins ist diese lüsterne Verschwiegenheit, so hatte es Georg mal bezeichnet, aufzubrechen. Dieses Netz, das die Täter schützt, wollen wir zerreißen. Wir wollen ein anderes Netz knüpfen. Eines, in dem die Opfer zu ihrem Recht kommen. Wir hoffen dabei auf die Kooperationsbereitschaft der Kirche.“

„Das würde aber auch ein Eingeständnis von Schuld seitens der Kirche einschließen.“

„Das ist ein Weg, den die Kirche beschreiten muss.“

„Was passiert jetzt mit den Opfern konkret?“

„Viele Opfer stecken in einem großen Dilemma. Sie sind ihrer Würde, ihrer Kindheit, ihrer Jugend beraubt worden, haben große psychische Probleme. Manche wollen Geld, andere nur eine Entschuldigung.“

Wahlberg notierte einige Sätze und Worte. Ihn interessierten eigentlich weniger die Opfer, sondern die kriminelle Energie, die mit diesen Missbräuchen einherging.

„Glauben Sie, dass sich Opfer auch rächen könnten?“

Sie schlug sich die Hände vor ihrem Mund. „Das dürfte nicht passieren. Das würde die Opfer diskreditieren.“

„Dürfte ...? Könnte aber?“

„Wir wissen nicht, was in den Menschen drinsteckt, wie sie mit Leid und Erniedrigung umgehen.“ Elena Seiffert murmelte dumpf. Sie saß da mit einem nach innen gekehrten Blick.

„Sie sprachen zuvor von zwei Zielen.“

Sie fing sich wieder. „Ja, das zweite Ziel.“ Sie zögerte, raffte sich dann zusammen. „Es gibt eine Verbindungslinie zwischen früheren und heutigen Missbräuchen. Manche Täter von früher, so

sagte uns Georg Amberger, tauchen auch heute wieder aus der Versenkung auf.“ Ein bitterer Zug legte sich um ihre Mundwinkel. „Kinderpornografie im Internet.“

„Ein Kollege hat das schon vor mir vermutet. Gibt es dazu Indizien? Ist die Kirche auch da involviert?“

„Der Georg hatte etwas eingefädelt. Nur weiß ich nicht was. Er wollte einen bedeutenden Kirchenmann überführen.“

„Durch eine Falle?“

Sie zuckte mit den Achseln und lachte kurz und trocken auf. „Das hat er mir nie erzählt. Die Zeit sei nicht reif dafür, sagte er damals.“

„Hat er seine Absichten auch anderen erzählt?“

„Nun, diese Meinung hat er auch im Verein kundgetan.“

„Hat er keinen so richtig ins Vertrauen gezogen?“

Sie zögerte wieder, raffte sich aber wieder auf: „Doch, Julian Brockhövel ...“

Wahlberg unterbrach Elena Seiffert. „Wer ist Julian Brockhövel?“

Wahlberg bemerkte eine leichte Röte, nur ein kurzer Anflug, auf dem Gesicht seiner Gesprächspartnerin.

„Äh, Herr Brockhövel ist Priester am Bischofsstuhl. Er ist Mitglied im Verein.“

„Hat er dort eine besondere Funktion? Ich meine, wegen des Vertrauens, das Amberger ihm entgegenbrachte.“

„Georg hat ihn deshalb überwiegend einbezogen, weil er sehr gut mit dem Internet umgehen kann. Kinderpornografie wird überwiegend über dieses Medium verbreitet. Aber Julian war auch öfter darüber erzürnt, dass Georg so selbstherrlich handeln würde. So intransparent. Er sprach auch davon, dass die Verhältnisse gereinigt werden müssten. Sauberkeit müsse in die Kirche.“

„Das klingt nach einem kleinen Fanatiker.“

„Manchmal irritiert er mich. Es hat den Anschein, als wollte er Georg Amberger moralisch übertrumpfen.“

„Aber Brockhövels Kritik hat Amberger nichts ausgemacht?“

„Georg focht so etwas nicht an. Andererseits brauchte er Julians Internetkenntnisse. ‚Der stöbert da rum wie ein Bluthund‘, hat er mir mal erzählt.“

„Also ist er die Spürnase beim Aufdecken von Kinderporno im Internet?“

Die Vereinsvorsitzende bestätigte mit heftigem Nicken.

„Welche Funktion hat Brockhövel jetzt?“

„Nachdem Georg tot war, wurde er Stellvertreter im Verein, gemeinsam mit Frau Ulla Bubenheimer. Ich glaube, er wär gerne der Vorsitzende geworden.“

„Aber dann hätte die Kirche leichtes Spiel gehabt.“

Sie lächelte milde. „So wie’s jetzt ist, ist’s gut.“

„Was denken Sie, Frau Seiffert, hat Amberger mit seinen Äußerungen über Nutzer von Kinderpornoseiten auf Kleriker abgezielt?“

„Daran mag ich überhaupt nicht denken. Das würde mir mein Bild von der Kirche völlig kaputt machen.“ Sie schaute ihn mit einer abgründigen Traurigkeit an. „Das, was jetzt bekannt geworden ist, ist doch schon schlimm genug.“

Die Stille, die dieser Aussage folgte, wurde abrupt durch ein ungestümes Läuten der Haustürglocke unterbrochen. Elena Seiffert hob Hände und Blick nach oben zur Decke, als wollte sie himmlischen Beistand erflehen.

„Ich habe es befürchtet. Das ist Ferdinand. Der platzt immer unangemeldet herein.“

In ihrem Gefolge trat ein in altväterlichem Schick gekleideter, lang aufgeschossener Mann herein, etwa einen halben Kopf größer als Wahlberg. Als der Besucher dicht vor Wahlberg etwas vornübergebeugt stand, empfand der Journalist das Wohnzimmer auf einmal zu klein und zu eng, und sich ein wenig bedroht.

„Das ist Ferdinand Messner, ein Mitglied unseres Vereins“, stieß Elena mit resigniertem Gesichtsausdruck hervor.

Messner knöpfte sein hellgraues Jackett auf, zog die darunter sitzende, gleichfarbige Weste stramm und nestelte nervös am

Knoten der roten Krawatte. Er setzte sich unaufgefordert vor Wahlberg hin und starrte ihn an. Messner sagte kein Wort. Wahlberg schätzte ihn um die Mitte bis Ende fünfzig.

„Ich bin ein Opfer“, tönte es unvermittelt aus dessen Mund. Er fuhr in rascher Folge mit seinen beiden Händen über das schütterere, leicht gewellte Haar, steckte den rechten Zeigefinger hinter seinen Schlipsknoten, als sei ihm plötzlich die Luft zu knapp geworden.

„Das ist Herr Wahlberg“, stellte sie ihn vor. „Ein Journalist. Er sammelt Informationen zu unserem Verein.“ Sie sprach zu Messner eindringlich wie zu einem Kind.

„Schreiben Sie auch über uns? Wir sind die Opfer. Ohne uns gäb's den Verein gar nicht. Gell, Frau Seifert!“

Der tiefe Bass in Messners Stimme stand in krassem Gegensatz zu seinem infantilen Verhalten. Mein Gott, dachte Wahlberg, was muss den Opfern angetan worden sein, dass ihre Persönlichkeit so entgleist ist?

„Sie haben schon recht, Herr Messner. Aber ohne die bösen Pfarrer wär's auch nicht so weit gekommen.“

„Frau Seifert, wir wollen Aufklärung. Wir wollen Verständnis für unsere Situation.“ Messner hob die Hand, als wollte jemand ihn hindern weiterzusprechen. „Wir wollen Entschädigung.“

Wahlberg erstaunte über den Wandel von Messner. Plötzlich diese klare Aussprache, die klare Sicht der Dinge.

Elena neigte den Kopf in Richtung Wahlberg und flüsterte ihm zu: „Er hat manchmal so Schübe. Man weiß nie, in welche Richtung es geht.“

Als wollte er ihre Worte Lügen strafen, brauste er plötzlich auf. „Ich habe keine Lust mehr zu warten. Ich will endlich meine Genugtuung. Glaubt's mir Leute, sonst bring ich noch einen der Schwarzkittel um. Und das gilt auch für den Brockhövel. Der ist sowieso bloß ein Speichellecker vom Brenner.“ Abrupt stand der lang aufgeschossene, magere Mann auf und verließ grußlos das Haus.

„Wer ist Brenner?“, fragte Wahlberg anschließend.

„Auch einer von den Mitgliedern. Anton Brenner ist Rektor der Pallottiner und er schien – nun, ich weiß es nicht genau – gut mit unserem früheren Vorsitzenden bekannt gewesen zu sein. Da muss es frühere Beziehungen gegeben haben.“

„Interessant. Pallottiner?“ Wahlberg runzelte die Stirn. „Sagt mir nichts. Aber bei diesem Herrn Brenner werde ich in den nächsten Tagen auch noch vorsprechen.“

„Aber dann, bitte Herr Wahlberg, sagen Sie nichts von unserem Gespräch.“ Etwas Angst schwang in ihrer Stimme mit.

„Wieso?“ Wahlberg schaute sie neugierig an.

„Innerhalb der Kirche weiß man nie, wer auf welcher Seite steht. Meist geht es um Personen, weniger um die Sache ...“

„Und der Priester Brockhövel? Liegt er mehr auf der Linie der Kirchenoberen oder ist er näher am Verein ...? Wohin passt er besser in seiner Rolle als kirchlicher Fanatiker?“

„Der Julian verhält sich“, sie überlegte kurz, „eigentlich mehr im Sinne des Vereins.“

„Aber Genaueres wissen Sie auch nicht.“

Wahlbergs Feststellung begegnete sie mit einem Achselzucken. Was soll ich machen, schien diese Geste auszudrücken.

„Der junge Mann interessiert mich. Wo kann ich ihn treffen?“

Sie zögerte aus unerfindlichem Grund.

„Wollen Sie ihn mir nicht ausliefern?“, fragte Wahlberg mit dünnem Lächeln.

Sie reagierte wie ertappt. Wiederholt überzog eine leichte Röte ihr Gesicht. „Doch, doch. Ich werde ihn anrufen.“

Wahlberg wunderte sich. Steckte da etwas Persönliches dahinter? Die Frage verschob er auf später.

„Sagen Sie, glauben Sie, dass Ambergers Tod mit seinem Engagement im Verein zu tun hat? Insbesondere, dass er im Verein verkündet hat, er hätte bestimmte Personen im Auge?“

„Sie fragen mich da was ... Es gibt so einige Gerüchte. Mehr weiß ich auch nicht.“

Ihre Schultern fielen ein wenig vor, als würde sie gleich zusammensacken. Wahlberg verspürte ihre tiefe Trauer. Sie gab sich einen Ruck. „Es könnte ein hoher Würdenträger involviert sein. Aber das haben Sie nicht von mir.“ Angst stand in ihren Augen.

Wahlberg sicherte ihr Quellenschutz zu, fragte aber zugleich nach Ambergers näherem Privatleben. „War Georg Amberger verheiratet?“

Elena Seiffert zuckte zurück. Mein Gott, dachte Wahlberg, schon zum zweiten Mal. Ich hab es geahnt. Sie war verliebt in Amberger.

Mit pikierter Stimme erwiderte sie seine Frage mit einem glatten „Ja“. Aber jetzt müsse sie sich auch um ihren Haushalt kümmern. Sie wolle noch einkaufen.

Wahlberg hakte trotzdem nach. „Sie wollten noch mit dem Priester telefonieren.“

Sie schaute etwas leidend auf Wahlberg, wählte dann Brockhövels Nummer aus dem Kopf.

„Passt es Ihnen heute Nachmittag um zwei?“, fragte sie ihn. „Beim *Weißbräu Huber* in der Nähe von Am Büchl.“

Wahlberg bestätigte. Elena Seiffert gab ihm zum Abschied ihre kleine, aber feste Hand.

Er schaute auf die Uhr. Mittagszeit. Ein guter Anlass, den *Weißbräu Huber* schon mal genauer unter die Lupe zu nehmen.

Kapitel 11

Samstag, 31. Juli 2010 – nachmittags

Wahlberg hatte sich das Jackett ausgezogen und locker über seine Schultern gehängt. Er schlenderte die Untere Hauptstraße entlang. Am Büchl hielt er sich links. Der *Weißbräu Huber* lag direkt in seiner Sichtachse. Als er eintrat, schlugen ihm die Dünste von leichtem Schweißgeruch, abgestandenem Bier, warmen Brezeln, der Duft von Schweinebraten, kurz das typische Gemisch eines bayrischen Wirtshauses entgegen. Trotz des sonnigen Tages war es im Inneren gut besucht. Ein Kellner, eingewickelt in einer bodenlangen weißen Schürze, bot ihm routiniert einen Platz an. Er setzte sich hinten links an einen langen blank gescheuerten Holztisch. Am anderen Ende saß eine Familie mit kleinen Kindern. Während der Vater aufs Essen für die quengelnden Kinder wartete, zutzelte die Frau bereits zwei Weißwürste hintereinander aus. Ziemlich heftig, wie sie sich die Wurst vornimmt, fand Wahlberg grinsend und beobachtete ringsum. Aber keiner störte sich daran. Obszön finden das offensichtlich nur die Norddeutschen, dachte sich Wahlberg.

Er war gespannt auf den Priester. War sein Verhalten, das als Fanatismus ausgelegt wurde, vielleicht nur Engagement für die Sache? Wusste er inzwischen mehr als die Vereinsvorsitzende? Und warum zuvor dieses Zögern von Elena Seiffert, als er um den Kontakt zu Brockhövel bat? Lief da etwas, was das Licht des Tages scheuen musste? Inzwischen ließ er sich sein Essen servieren, gute bayrische Kost. Den abschließenden Kaffee nahm er im Vorgarten, von wo aus er den Priester kommen sehen konnte. Zwar hatte er keine Beschreibung, aber er war sich sicher, dass er einen Priester – auch ohne Ornat – sofort erkennen würde.

Als der Uhrzeiger sich langsam auf halb drei hinbewegte, wurde Wahlberg unruhig. Er bestellte einen zweiten Kaffee, dann rief er seine Gesprächspartnerin vom Vormittag an. Der Priester sei bislang nicht aufgetaucht, ob er ihn in seiner Wohnung antreffen könne. Elena Seiffert ließ nur ein kurzes „mein Gott“ von sich hören und meinte dann, dass Julian immer zuverlässig sei.

„Die Straße bitte“, drängte Wahlberg.

Er müsse zur Fischergasse, ans hintere Ende, Hausnummer 3. Ausführlich beschrieb sie ihm den Weg.

Als Wahlberg dort ankam, schwante ihm nichts Gutes. Vor der Haustür stand ein Krankenwagen. Von den Gaffern zunächst verdeckt, entdeckte er Ferdinand Messner neben dem Hauseingang. Er stand hoch aufgerichtet da. Um seine Handgelenke prangten silberstählerne Handschellen. Messner stierte teilnahmslos vor sich hin, den Blick in eine ominöse dunkle Welt gerichtet, die jenseits des vor ihm liegenden Domhügels lag.

Der vor der Haustür postierte uniformierte Polizeibeamte wollte Wahlberg zunächst keine Auskunft über den Anlass ihres Aufmarsches geben.

„Wer ist der leitende Kommissar?“, fragte Wahlberg ihn dann.

In preußischer Manier, was Wahlberg überraschte, kam die Antwort aus dem Mund geschossen: „Franz Perlinger.“ Dann ergänzte er halblaut in vertraulichem Ton: „Der ist drinnen.“ Sein Blick wanderte in Richtung Brockhövels Haus.

Wahlberg zückte seinen Presseausweis.

„Ich kann nicht weg. Da müssen S' jetzt warten, weil, da, des sehen S' ja ...“ Der Polizist zeigte auf die immer größer werdende Menschenmenge vor dem Haus, „... ich hier aufpassen muss.“ Mit seinem Finger zeigte er auf Messner. „Und wegen dem da kann ich schon gar net weg.“

Verstärkung war angefordert worden. Es tauchte ein Polizeitransporter mit fünf Uniformierten auf, um die Menge zu zerstreuen. Als Erstes jedoch verfrachteten sie Ferdinand Messner in

den Transporter. Widerstandslos ließ er sich dort unterbringen.

Wahlberg nahm einen neuen Anlauf, ins Innere vorzudringen. „Ist es der Priester, dem da etwas passiert ist?“

Der Beamte zuckte mit den Schultern. „Ich weiß von nix. Bin grad dahergekommen.“

„Dann führen Sie mich doch bitte zum Kommissar.“

Der Polizist hob in einer hilflosen Geste beide Arme an. „Geht einfach nicht.“

Im dunklen Inneren des Hauses bemerkte Wahlberg eine Person, die gemächlich heraustrat, am Eingang stehen blieb und eine Packung Zigaretten aus der grauen Lodenjacke herauszog. Franz Perlinger zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und stieß den Rauch wie ein Fanal aus. Als wollte er das schlimme Ereignis im Haus mit einer großen Dunstwolke vernebeln oder unsichtbar machen.

Der dickbäuchige und gemütlich wirkende Kommissar war von untersetzter Statur. Mehr breit als hoch. Sein rundes Gesicht dominierte ein grau melierter Schnauzbart, ein mächtiges Ungetüm unter seiner knolligen Nase. Das Gestrüpp war geeignet, um grobe Stiefel zu putzen. Grau war auch seine militärisch kurz gehaltene Frisur. Wahlberg überlegte, ob man die vom Kopf abstehenden Stoppeln als solche bezeichnen konnte. Perlinger saugte heftig an seiner Zigarette. Innerlich aufgewühlt empfand Wahlberg den Kommissar. Der Journalist stellte sich vor, zückte wieder seinen Presseausweis.

Perlinger zeigte sich reserviert. „Ich kann nix sagen.“

„Ich war mit Herrn Brockhövel verabredet.“

Perlinger zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Sein „Aha“ schien Interesse zu bekunden. „Ja so was. Um was ging's da?“

„Entschuldigung, aber was ist mit ihm passiert?“

„Der ist tot“, lautete Perlingers lakonische Antwort.

„Wie ist er gestorben?“

Perlinger musterte Wahlberg länger, als überlegte er, ob er ihm überhaupt noch eine weitere Antwort geben sollte. Dann nickte

der Kommissar, wie um sich selber zu bestätigen und sagte: „Ein Messerstich in den Hals hat sein Leben beendet.“

„Sie glauben, es war Herr Messner?“

Perlinger krauste seine Stirn. „Sie scheinen ja über ein breites Wissen zu verfügen: den toten Priester kannten Sie, dann den Messner ...“

Wahlberg erzählte den Hintergrund seiner Anwesenheit in Freising.

„Den Priester kannte ich bis dato nicht. Frau Seiffert sagte mir, er habe immer ‚Sauberkeit in der Kirche‘ gefordert. Ich wollte von ihm wissen, ob er das auf die aufgedeckten Missbrauchsfälle oder auf Kinderpornografie bezogen hatte.“

„Kinderpornografie?“ Perlinger zeigte sich auf einmal ganz aufgeschlossen. „Und der Priester hatte damit zu tun?“

„Das kommt darauf an, wie Sie das meinen.“

Etwas Rot stieg Perlinger vom Hals hoch ins Gesicht. Er stotterte ein wenig. „Also, so hab ich’s nicht gemeint ...“

„War auch nicht so gemeint“, beschwichtigte Wahlberg. „Er hatte möglicherweise ein Auge auf jemanden geworfen. Er soll auch mit Georg Amberger zusammengearbeitet haben.“

„Der jetzt schon lang tot is’ ...“

„Auch das wäre für mich noch eine Frage. Aber warum haben Sie den Messner in Gewahrsam genommen?“

Der Kommissar klopfte sich wieder eine Zigarette aus der Packung, bot Wahlberg eine an – wenn auch vergebens – und klärte kurz auf. „Der Messner, das kann ich Ihnen gleich sagen, wird’s wahrscheinlich nicht gewesen sein. Aber wir müssen ihn erst mal mitnehmen, damit die KTU die Spuren abgleichen kann.“

„KTU ...?“

„Die Kriminaltechnische Untersuchung halt“, gab der Kommissar unwirsch zurück.

„Um welche Spuren handelt es sich eigentlich?“

„Blutspuren. Die Stichwunde ließ das Blut heftig sprudeln. Das ergibt dann ganz spezifische Spuren an Wand und Kleidung ...“

„Aber beim Messner wurden keine Spuren festgestellt ...“

„Bislang keine Tröpfchenspuren an ihm, aber dafür die Hand voll Blut und Fingerabdrücke auf dem Messer.“

Wahlberg überlegte: Wenn an Messners Kleidung keine Blutropfen festzustellen sind, dann war der Priester schon tot. Er wird ihn gefunden haben. Aber was könnte Messner von Brockhövel gewollt haben? Das wäre die spannendere Frage.

„Vor gut fünfundvierzig Jahren ist ebenfalls ein Priester auf die gleiche Art und Weise ums Leben gekommen.“

„Was?“ Perlinger ächzte überrascht. „Wie kommen Sie da drauf?“

„Ich war vor ein paar Tagen im Zeitungsarchiv in Rosenheim. Da stand's schwarz auf weiß.“ Wahlberg blickte auf ihn herab. „Der Mord ist nie aufgeklärt worden.“

Plötzlich stand Elena Seiffert bleich und zitternd vor den beiden Männern. Sie hauchte ein „Was ist passiert?“ in Richtung des Kommissars, starrte aber Wahlberg an, als wäre er der Übeltäter. Wahlberg schwieg, während Perlinger ihr kurz und bündig mitteilte, dass der Priester erstochen wurde. Sie nahm es gefasster auf, als Wahlberg zunächst vermutete. War sie auf eine solche Aktion vorbereitet gewesen?

„War's etwa der Ferdinand?“ Sie schaute zwischen dem Polizeitransporter und Perlinger hin und her. „Der ist zwar immer vorlaut, aber für so eine Tat ...“

„Vielleicht weiß er etwas über den Vorgang“, warf Wahlberg neugierig ein. „Vielleicht hat er sogar den Täter gesehen?“

„Schon möglich“, antwortete der Kommissar. „Deswegen nehmen wir ihn auch mit.“ Dem Polizeibeamten, der vorher an der Tür stand, trug er auf, Messner die Handschellen abzunehmen.

„Darf ich mit ihm sprechen? Er gerät sonst in ein schlimmes Dilemma. Er ist ein Missbrauchsopfer ...“ Elena Seiffert quälte sich förmlich, um Perlinger zu überzeugen.

Der Kommissar verstand. „Ein Missbrauchsopfer? Sie meinen, er war von Priestern ...?“

Die Frau nickte heftig.

„Frau Seiffert, wenn das so ist, dann müssen wir ihn schon genauer unter die Lupe nehmen. Theoretisch hätte er dann ein Motiv.“ Elena wich erschrocken vor ihm zurück. „So war das nicht gemeint, Herr Kommissar.“

„Ja, is’ scho’ recht.“ Perlingers Gesicht drückte Anteilnahme aus. Er ließ Gnade vor Recht ergehen. „Bringen S’ doch bitt’schön den Herrn Messner vorbei, bevor er ins Kommissariat gebracht wird“, rief er laut in die Runde.

An Messners Hände war Brockhövels Blut getrocknet. Er stierte auf den roten Firn auf seiner Haut. Aber Wahlberg hatte den Eindruck, Messner merkte nichts davon.

„Ich bin’s, die Frau Seiffert.“

„Ich weiß“, lautete erstaunlich klar Messners Antwort.

„Woher hat er eigentlich das Blut an den Händen?“, wollte Wahlberg wissen.

„Er hatte das Messer in seiner Hand gehalten. Aber“, Perlinger hielt kurz ein, „nicht am Griff, sondern an der blutigen Klinge.“

„Ich hab gehört, dass der Priester heut Mittag Besuch bekommen sollte.“ Messner sprach die Worte leise.

Perlinger drehte sich ruckartig um. „Woher wissen Sie das? Und von wem?“

Messner atmete tief durch. „G’hört hab ich’s im Verein ...“

„Er meint unseren Verein.“ Elena Seiffert wandte sich an Perlinger. „Den kennen Sie doch ...?“

„... aber mit wem, das weiß ich nicht.“ Es klang hölzern aus Messners Mund, als würden seine Gefühle gebremst. „Damals, als ich noch klein war, haben s’ auch einen Priester in den Hals g’stochen.“

Messner fuhr sich mit seinen roten Fingern übers Gesicht, als wollte er eine Fliege verscheuchen und betrachtete die drei vor ihm stehenden Personen.

„Genau da drin.“ Messner zeigte auf die Parterrewohnung im Haus, in dem die Leiche von Brockhövel lag.

Wahlberg hielt den Atem an. Ein Zeitzeuge?, fragte er im Stillen. Perlinger und Seiffert riefen unisono ein langes „Waaas?“

In Ferdinand Messner schien sich durch den Anblick des toten Priesters ein Trauma gelöst zu haben. Er sprach abgehackt. „Ich war zwölf Jahre alt, als er mich auf den Schoß nahm. Das Harte, das ich verspürte, sei der Schlüssel Petri, hatte der fesche Matthias damals gesagt, der müsse immer an einer heiligen Stelle eingeführt werden.“ Mit stoischer Miene ergänzte er: „Und die war ich, diese heilige Stelle ...“ Messner liefen Tränen aus den Augen. Er ließ sie ruhig fließen. Wie jemand, der vergessen hatte, den Wasserhahn zuzudrehen.

„Bringen S' ihn aufs Kommissariat.“

Perlinger schnaufte tief auf. Seiffert wischte verstohlen Tränen aus den Augenwinkeln. Wahlberg starrte auf die beiden. Ihm zogen sich die Magenwände zusammen.

„So eine arme Sau.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich Perlinger. „Den Brockhövel umbringen. Warum?“ Er hob die Arme hoch, stieg ins Auto und verschwand.

„Wer war dieser Priester Brockhövel?“ Wahlberg wandte sich an die immer noch konsterniert wirkende Elena Seiffert. „Sie kennen ihn sicherlich gut?“

„Was für ein Schicksal. Nicht nur dass er tot ist, sondern diese Parallelität ...“ Sie wirkte angegriffen und trotz ihrer Fülle zerbrechlich.

„Eine Parallelität wäre erst dann gegeben, wenn Brockhövel sich auch eines Vergehens schuldig gemacht hätte ...“

„Nein, nein.“ Sie hielt sich erschrocken die Hand vor den Mund. „So war der nicht angelegt. Er war ein Mann der Kirche. Unerbittlich dabei, die Teufel – wie er es sagte – auszutreiben.“

„Aber ob es nur sein Fanatismus war, der ihn ins Jenseits befördert hat oder ob er jemandem auf die Füße getreten ist, das müssen wir herausbekommen.“

Elena Seiffert zuckte mit den Schultern. „Was soll ich sagen?“, klang es hilflos aus ihrem Mund.

„Aus welcher Gegend stammte er? Dem Namen nach war er keiner von hier, oder?“

„Nein, er kam aus dem tief katholischen Münsterland.“

„Nun, Frau Seiffert. Wem wurde er lästig? Das Motiv für den Mord.“

Sie gab keine Antwort. Vielleicht konnte sie keine geben, überlegte Wahlberg. Wusste sie was oder nicht? Die alte und neue Pädophilie verknüpften sich zu einer unheiligen Allianz. Darüber musste er unbedingt mit Perlinger sprechen.

Hätte Brockhövel, wenn man Elena Seifferts Einschätzung trauen durfte, nicht durch Ambergers Tod gewarnt sein müssen? Oder war das doch eine ganz andere Baustelle?

Kapitel 12

Sonntag, 1. August 2010 – tagsüber

„Johann“, hörte er die Stimme leise neben sich. Er fühlte ein Streicheln über seine nackte Brust. Er drehte sich zur Seite. Julia lag neben ihm und flüsterte etwas in sein Ohr, was er nicht verstehen konnte. Er meinte, ihre weichen Lippen zu spüren. Sie versuchte, lauter zu sprechen. Es gelang ihr nicht. Ein trauriges Schluchzen. Er wollte sie trösten und in den Arm nehmen. Aber Julia entzog sich ihm. Ihr Bild verschwand. Wahlberg griff heftig in die Bettdecke, um es festzuhalten.

Abrupt setzte er sich auf. Schweißnass. Was hatte dieser Traum zu bedeuten? Er legte seinen Kopf auf das erhöhte Kopfende des Bettes. Seit einiger Zeit verdrängte er die Beziehung, die vor einem Dreivierteljahr in Mainz mit drei Leichen begonnen hatte.

Ein makabrer Start für eine Beziehung, sinnierte er. Zu Weihnachten hatte er sie und ihre kleine Tochter besucht. Silvester hatten sie sich in Bremen getroffen. Dann noch ein paar Mal, abwechselnd in Mainz und Bremen. Im März hatte er den Äquator überschritten, wie man so zu sagen pflegt. Runde fünfzig. War es seine Schuld, warum alles so brüchig geworden war? War es sein Alter? Er lag da. Die Uhr zeigte die vierte Morgenstunde an. Warum ist sie nicht mit nach Irland gefahren? Auf die Antwort wartete er bis heute noch. Langsam rutschte sein Kopf nach unten. Sein Körper wurde schwer.

Als er wieder aufwachte, fühlte er sich wie gerädert. Schwere Beine, als hätte er untrainiert mit dem Jogging begonnen. Er schaute auf die Uhr, die jetzt schon fast die Mittagszeit anzeigte. Frühstückszeit war schon vorbei. Wahlberg dachte nach. Vielleicht war das die Lösung, um aus seiner zeitweiligen Depression

herauszukommen. Er zerrte seine Laufsachen aus dem Koffer. Die brachte er irgendwie immer unter, wenn er verreisen musste. Vor dem Lauf trank er noch ein paar Schlucke Wasser.

Der Pfad, der ihn im Bogen um die Stadt und entlang des ruhig fließenden Inns führte, war unbequem zu laufen. Die vielen kleinen Steine, auf denen er ab und zu den Halt verlor, schmälerten seinen Laufgenuss. Außerdem brannte die Sonne schon unerbittlich an diesem frühen Augusttag. Am Ende des Bogens, wo der Inn wieder seine ursprüngliche Himmelsrichtung nach Nordosten einnahm, wurde der Weg weicher, Bäume und Büsche rückten näher an den Läufer heran. Wahlberg lief jetzt elastischer, federnder, was auch dem Untergrund geschuldet war. Bei der hohen, den Inn umspannenden Brücke der B 304, setzte er sich in den Schatten.

Die Ruhe um ihn herum, das leise Gurgeln des unmittelbar vorbeifließenden Gewässers, entspannten ihn. Die geringen Geräusche des sonntäglichen Verkehrs drangen von der gut vierzig Meter hohen Brücke nicht wirklich zu ihm durch. Die Begegnung mit Julia im nächtlichen Traum verblasste immer mehr. Seine Gedanken verfolgten wieder andere Wege. Gestern Abend im Bett wälzte er noch die Frage hin und her, welche Falle Georg Amberger wem stellen wollte? Hatte Amberger auch etwas mit dem Gathlinger Pfarrer zu tun?

Auf dem Rückweg merkte er, wie locker seine Beine liefen. Kein Frühstück, dafür nach dem Duschen ein opulentes bayrisches Mittagssmal. Danach ein Besuch bei Winkelmoser, auch wenn es Sonntag war.

Winkelmoser hatte nichts gegen einen sonntäglichen Plausch am Telefon. In die Stadt käme er jetzt aber nicht gerne, weil sich Besuch angekündigt habe. Lieber Besuch, wie er extra betonte.

„Ich versuch, es kurz zu machen“, antwortete Wahlberg. „Ich will morgen wieder nach Freising. Ich will mit dem Pfarrer, der dort irgendwo untergetaucht ist, reden.“

„Ja, ja“, tönte Winkelmoser. Etwas Neid klang durch. „Diese freien Journalisten haben halt die Freiheit, deswegen ...“

„... deswegen nennen sie sich auch freie Journalisten. Ich weiß“, ergänzte Wahlberg. „Aber jetzt im Ernst. Amberger müsste doch irgendeinen Kontakt zu diesem Pfarrer gehabt haben? Die müssten sich damals doch begegnet sein.“

„Das stimmt. Ich hab mich immer g‘wundert, dass der Schorsch so häufig seine Tante besucht hat. Ein Vorwand, um den Pfarrer auszuholen, was damals mit dem Loisl passiert ist. Und der Pfarrer hat nix rausg‘rückt. Hundertprozentig.“

„Diejenigen, die ich bisher kennengelernt habe, Lebendige wie Tote, standen alle in einem engen Verhältnis zueinander ...?“

„Sie meinen, die wussten von ihren gegenseitigen Leichen im Keller? Das kann schon sein. Wobei ich mein, dass der Schorsch weniger oder keine im Keller g‘habt hat.“

„Wenn das so ist, dann hat Amberger wahrscheinlich etwas gewusst, das anderen gefährlich hätte werden können. Bislang sind es schon einige Tote.“ Wahlberg schwieg. Winkelmoser verstummte auch.

„Der Besuch seiner Tante in Gathling war ein Vorwand ...“, nahm der Journalist den Faden wieder auf.

„So ist es“, antwortete Winkelmoser. „Weil der Pfarrer da wohnt, hat er das eine mit dem anderen verbunden.“

„Sagen Sie mal, Herr Winkelmoser, wenn Georg Amberger noch gelebt hätte, hätte der so einen Aufmarsch wie in Gathling inszeniert?“

„Das hätt schon sein können. Mit dem Verein wollte er auch gegen das Schweigen in der Kirche demonstrieren. Er hat sich im Laufe der Jahre radikalisiert. Erst war er ein Klosterbruder, dann ein Bruder für die Misshandelten.“

„Einer der früher Misshandelten ist gestern von der Polizei in Gewahrsam genommen worden.“

„Is’ net wahr ...“

„Sie haben nichts davon mitbekommen, dass man einen Priester

tot aufgefunden hat?“ Wahlberg schwieg kurz und ergänzte dann: „Ermordet. Durch einen Stich in den Hals. Wie damals bei dem Vikar.“

„Ja, mein Gott! Ich war abends nicht mehr im Büro. Aber es ist auch ein Feld, das die Kollegen in Freising beackern.“ Neugierig hing er dran: „Und den Mörder hat man schon?“

„Der Mann, den sie abgeführt haben, war’s wahrscheinlich nicht. Vielleicht erfahre ich morgen vom Pfarrer etwas. Wo könnte der untergebracht sein?“

Aber Winkelmoser wusste nichts. Sein „lieber Besuch“ war eingetroffen.

Zum Nachdenken legte sich aufs Bett. Es stand noch vieles ungeräumt im Raum. Einige Zweifel am Tod von Georg Amberger. Verkehrsunfall oder störte Amberger bestimmte Kirchenkreise? Fast täglich erscheinen neue Nachrichten über Missbrauchsoffer und Täter in der Öffentlichkeit. Die katholische Kirche befindet sich sozusagen in einer Abwehrschlacht. Da muss unbedingt jedes Terrain festgehalten werden. Wer hat den bis zur Unkenntlichkeit verbrannten Leichnam eigentlich identifiziert?, fragte sich Wahlberg. Wäre interessant zu wissen. Anhand welcher Merkmale, wenn der Leichnam so verkohlt war? Wahlberg hegte auf einmal auch hier große Zweifel. Langsam fielen ihm die Augen. Das Piepsen einer ankommenden SMS hörte er nicht mehr. Orpheus’ Arme hielten ihn fest umschlungen.

Wahlberg setzte sich ins *Café Obermaier* am Marienplatz. Nach dem Schlaf fühlte er sich frisch und voller Tatendrang. Erst trank er ein Glas Wasser leer, dann griff er zum Haferl mit starkem Kaffee. Seine Gedanken kreisten um die irische Rosmarie Amberger. Georg Ambergers Engagement. Das ganze Spektrum von *MOKK* bis zur Kinderpornografie im Internet. Der Unfalltod von Amberger ließ ihn nicht los. War der Klerus, oder Teile von ihm, darin verwickelt? Wenn ja, dann könnte es ziemlich heikel

werden. Und die katholische Kirche war nicht zimperlich. Aber Mord an einem der ihren? Seine Gedanken schweiften wieder ab zum damaligen Mord am Vikar Bruckner. Damit glitt der versteckte Pfarrer wieder in sein Gedächtnis.

Wahlberg rief spontan in der Klinik an. Laura Bechtheim sei nicht zu sprechen, sie hätte frei. Schließlich sei heute doch Sonntag.

„Natürlich“, bemerkte er entschuldigend. Obwohl er einen Sonntagsbraten genossen hatte, fühlte sich Wahlberg ein wenig aus der Zeit gefallen. Sonntag. Ein Wochentag, der eigentlich nie passte. Bei seiner Arbeit konnte er auf solche Zeiteinteilungen keine Rücksicht nehmen. Er sah auf die Uhr. Der Nachmittag war vorbei, der Abend warf seine ersten Schatten voraus. Vielleicht hatte er Glück.

Er hatte es. Laura Bechtheim saß wieder in den *Paulaner Stuben*.

„Essen Sie regelmäßig hier?“, fragte er sie. „Kochen Sie niemals zu Hause?“

Sie lächelte ihn charmant an. „Solange ich abends immer die Gewissheit habe, Sie zu treffen ...“

„Oh, so viel Ehre. Wie habe ich das verdient? Wo Sie mir doch erst neulich erklärten, dass es bei mir piept?“

Ihr Gesicht nahm ernstere Züge an. „Ich hatte mir durchaus überlegt wie es zu machen wäre. Aber ich habe keine Papiere gefunden. Ich weiß nicht, wo er steckt.“

„Wir wissen doch, dass er von Angestellten der Kirche abgeholt worden ist. Die haben in Freising bestimmt abgeschlossene Einrichtungen. Da, so vermute ich, wird er sein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Glauben Sie mir, es bestehen nur geringe Chancen, das rauszufinden.“

„Fragen Sie doch mal diese Betschwestern, die doch hinter jedem Kaplan her sind ...“

Sie schaute ihn mit großen Augen entrüstet an. „Betschwestern. Das ist alles Fachpersonal.“ Sie verzog ihren Mund.

„Oh, bitte, machen Sie das nicht. Wenn Sie Ihren Mund weiter-

hin so herabziehen, dann sehen Sie bald aus wie unsere Bundeskanzlerin.“

„Frechheit!“ Sie gab ihm einen Klaps auf den Arm. „Ich habe noch eine Verabredung.“

Wahlbergs staunender Blick entging ihr nicht. „Eine der von Ihnen sogenannten Betschwestern“, erklärte sie ihm. „Morgen wieder zur gleichen Zeit? Dann weiß ich vielleicht mehr.“

Er fühlte sich ertappt. Sein „Ja, gerne“ verschluckte er fast. Sie erhob sich rasch. Mit eleganter, fast provozierender Bewegung strich sie über ihren knappen Rock. Anschließend verzehrte er Würstel mit Kraut, dazu ein gut gezapftes Dunkles. So könnten Sonntage eigentlich auch sein, dachte er vor sich hin und lächelte zufrieden.

Julia, so überlegte er, könnte er morgen anrufen. Mit Gedanken an Laura schlief er ein. Von wem er wohl diesmal träumen würde?

Kapitel 13

Montag, 2. August 2010 – tagsüber

Elena Seiffert hatte sich wiederholt geweigert, Brockhövels Wohnung zu betreten. Perlinger wollte ein Zeugnis über den Zustand der Wohnung. Als er sie besucht hatte, brach sie in Tränen aus.

„Das kann ich nicht, das Blut von Julian ... Er war schließlich mein Neffe.“

Diese Nachricht überraschte ihn dann doch ziemlich. Aber er sah ein, dass er sie damit so schnell nicht belasten durfte.

„Aber in den nächsten Tagen“, versicherte er sich ihrer Kooperationsbereitschaft, wenn auch mit ärgerlichem Unterton.

Der Ärger blieb bei ihm, als er den Obduktionsbericht auf den Tisch bekam. Er konnte ihm keine weiteren Hinweise entnehmen. Nichts, was er nicht schon per Augenschein an der Leiche entdeckt hatte. Der Stich war schräg von vorne auf den linken Halsbereich ausgeführt worden. Ein stinknormaler Rechtshänder. Nicht einmal ein exotischer Linkshänder, dachte er bitter. Das hätte den Täterkreis erheblich eingegrenzt. Der Todeszeitpunkt war mit ‚Mittagszeit‘ angegeben, also zwischen 12 und 14 Uhr. Eher in der Mitte, hatte die Pathologin gesagt. Die Leichenstarre wäre erst am Anfangsstadium gewesen. Die Spuren zeigten, dass der Täter die Wohnung über die Terrasse betreten und wieder verlassen hatte. Na ja, sagte er sich resigniert, damit muss ich mich zunächst begnügen.

Viel Routine mit Mordfällen hatte er nicht. Wann kam das schon mal vor? In den fast zweiundzwanzig Jahren, die er die Abteilung für Schwerverbrechen leitete, musste er erst vier Morde bearbeiten. Alle leicht lösbar, weil meist im Affekt oder im Suff

geschehen. Oft schon am anderen Tag hatten die Täter gestanden. Das war halt das normale Freising mit der üblichen durchschnittlichen Mordrate einer mittelgroßen bayrischen Stadt. Und gut katholisch, fiel ihm noch ein. Aber auch dieser Wert war am Verblassen.

Die Missbrauchsdebatte lag wie ein schweres Tuch über der katholischen Community. Das zieht sich langsam zu, empfand er die aktuelle Situation. Perlinger war nicht besonders religiös, aber eine moralische Instanz brauchte der Mensch, fand er. Das war für ihn bislang die Kirche gewesen.

Bei dem Mord am Priester schien es komplizierter zu werden, als er es bislang vermutet hatte. Vor allem, wenn man Wahlberg glauben durfte, dann war dieser Mord in einem höchst komplexen Zusammenhang angesiedelt. Zwischen Bayern und Irland, zwischen Wasserburg und Freising. „Himmikreiz, Herrgottsakrament“, fluchte er leise vor sich hin. Wo sollte er ansetzen?

Einer Eingebung folgend ging er zunächst zögernd, dann immer zielstrebig zum *Weißbräu Huber*. Er setzte sich vorne in den Biergarten und bestellte sich ein Haferl Kaffee und zwei Brezeln. Ob vorgestern um die Mittagszeit ein groß gewachsener, sportlicher Mann hier anwesend war, wollte er vom Kellner wissen. Etwa fünfzig, mit ausgedünnter Kopfbehaarung? Der Kommissar beschrieb Wahlberg ausführlich.

„Ah, ja“, antwortete der Kellner und bemerkte in vertraulichem Ton zu Perlinger: „So ein Norddeutscher, der die Frauen beim Zutzeln zug’schaut hat?“ Er grinste anzüglich. Ja, der sei ihm aufgefallen, weil er erst drinnen Braten mit Knödel gegessen, aber draußen – er deutete auf Perlingers Platz – noch einen Kaffee getrunken habe. „Der hat auf jemanden g’wart“, war seine Einschätzung. „Und telefoniert hat er auch noch.“

Der Kommissar war zufrieden. Er hatte von vornherein erwartet, dass Wahlberg sauber sei. Aber diese Routinearbeit musste sein. Er hatte seine Pflicht getan. Sein Handy trug gekonnt einen bayrischen Ländler vor. Er kramte in seiner Innentasche.

„Wir haben jetzt alles sauber“, tönte es an seinem Ohr. „Frau Seiffert würde aber nur im Wohnzimmer schauen wollen.“

„Nein, das geht nicht. Sie muss die ganze Wohnung inspizieren.“

„Aber ...“

„Es gibt kein *Aber*. Rufen Sie Frau Seiffert an. Jetzt muss es halt schneller gehen. Ein Mordfall kann nicht warten.“ Als er ein undiszipliniertes Stöhnen am Handy hörte, riss ihm der Geduldsfaden. „Aber dalli, sonst komm ich selber und inspizier alles bis aufs Kleinste. Und wehe die Frau Seiffert stolpert noch über etwas“, bellte er laut ins Telefon. „Jetzt ab, und bringen Sie Frau Seiffert wieder her. Sofort!“

Er drückte den Aus-Knopf. Als er seinen Kopf in die Runde drehte, merkte er, wie ihn so mancher verstohlen anschaute. Diese Öffentlichkeit war ihm im Eifer entgangen. „Ja, ja“, lächelte er etwas gequält. „Immer dieser Ärger mit den Angestellten.“

Er versteckte sich dann hinter der aktuellen Ausgabe des *Freisinger Tagblatts*, das mit großen Lettern den Mord an Priester Brockhövel auf der Titelseite brachte. Mit skeptischer Miene las er die Spekulationen, die sich um den Mord rankten. Mein Gott, sagte er sich, was sollen sie auch schreiben. Selbst wir wissen noch nicht einmal genau, um welches Motiv es sich handelt. Geschweige denn, wen wir verdächtigen könnten. Etwas verächtlich brummte Perlinger von Schreiberlingen. Gehörte Wahlberg auch dazu? Der war ihm eigentlich sympathisch, musste er zugeben. Aber der geht auch anders vor, war er sich sicher. Mit einem Ruck leerte er die Kaffeetasse. Der Inhalt war gerade noch genießbar.

Elena Seiffert stand mit wütendem Gesichtsausdruck wieder vor der Fischergasse Nummer 3. Sie sah, wie Perlinger entspannt heranschlenderte. Kämpferisch reckte sie ihre kleine Gestalt nach oben, als wollte sie einen Angriff auf ihre leidgeprüfte Seele parieren.

„Du bist mir so eener.“ In ihrer Wut war sie kurz ins Sächsische gefallen. „Dass de die Traute hast, mich schon wieder herzubestellen.“ Sie hielt ihre Handtasche wie zur Abwehr fest vor der Brust.

„Liebe Elena“, sagte er in sanftem Ton, „es muss doch sein. Ich mach hier nur meine Arbeit.“ Er verzichtete auf diese moralisierende Floskel, *auch du müsstest doch ein Interesse haben etc. pp.* „Komm bitte mit rein. Wir wollen gemeinsam schauen.“

Elena Seiffert zögerte. Sie musste sich zwingen, die paar Schritte vorwärtszugehen.

„Ich schau mal nach, ob auch alle Spuren beseitigt worden sind“, kam er ihrem Zaudern entgegen. Als er wieder vor sie trat, erklärte er ihr behutsam, dass nur der Küchenboden noch etwas feucht sei. „Deshalb inspizieren wir erst mal die anderen Zimmer“, empfahl er seine Vorgehensweise.

Sie gingen zuerst ins karg ausgestattete Schlafzimmer. Ein großes Kruzifix, das über dem schmalen Bett hing, dominierte den Raum.

„Das hat er von seiner Mutter und mir zur Priesterweihe erhalten“, flüsterte Elena Seiffert andächtig.

Das Wohnzimmer sah im aufgeräumten Zustand übersichtlich aus. An den Längswänden, die auf das große Fenster zuliefen, standen jeweils zwei hohe und breite Regale, in die Bücher verschiedener Konfessionen, eine Vielzahl beschrifteter Ordner und Sammelschuber eingeräumt waren. Elena Seiffert wirkte hilflos und überfordert, als sie in der Mitte des Wohnzimmers stand. Sie legte ihre Handtasche auf den Wohnzimmertisch, der zwischen einem Sofa und zwei Polstersesseln stand. Da muss sie jetzt durch, fand der Kommissar.

„Denkst du, dass etwas fehlt?“, fragte der Polizeibeamte.

Sie zuckte mit den Schultern. „Weiß ich nicht“, flüsterte sie kaum hörbar in Perlingers Richtung. Sie schritt zum Fenster, sah auf die drei Pflanzen auf der Fensterbank, prüfte mit ihren Fingern die Erde in den Töpfen. „Sie müssen gewässert werden.“

In Perlingers Gesicht nahmen die Unmutsfalten zu. „Elena.“ Er bemühte sich um einen behutsamen Ton. „Du musst dich auf das Wesentliche konzentrieren.“

„Mach ich doch. Die Pflanzen brauchen Wasser. Sie müssen weiterleben.“

„Herrgott noch einmal.“ Der Kommissar brauste auf, sein Blut kam in Wallung. „Wir müssen einen Mordfall lösen. Und du redest über Pflanzen.“

Elena Seiffert stand mit stoischer Miene vor dem Fenster. Der Beamte versuchte es noch mal mit Güte: „Bitte.“

Sie nickte und trat wieder in die Mitte des Raums. „Franz, es ist so schwer. Irgendwie war er auch wie ein Sohn für mich.“

Perlinger war erstaunt über ihre direkte persönliche Ansprache. „Gut, ich versteh dich ja. Sei einfach tapfer.“

„Ich war nicht so oft hier. Er hatte nicht viele Reichtümer.“ Sie zog eine Schublade auf. „Hier sind seine Bankunterlagen.“

Perlinger blätterte die Kontoauszüge durch. Ausschließlich Gehaltsbewegungen. Keine zusätzlichen Überweisungen.

„Ein Sparbuch.“ Elena prüfte die Eintragungen, bevor sie sie weitergab.

„Alles im Rahmen“, brummte der Kommissar. „Er hat über acht Jahre gespart. Knapp sechstausend Euro.“

„Und hier sind noch dreihundertfünfzig Euro in bar.“ Sie legte sieben 50-Euro-Scheine auf den Wohnzimmertisch. „Die lagen offen herum“, erklärte sie.

„Also können wir im Prinzip einen Raubmord ausschließen.“ Perlinger schaute sich um. „Da steht auch noch die Stereoanlage ...“

Sie schaute sich im Wohnzimmer um. „Nein“, sagte sie und zupfte an Perlingers Ärmel. „Mir scheint, dass sein kleiner, flacher Computer fehlt.“ Sie zeigte auf ein altes Vertiko an der rechten Wand neben dem Fenster. „Ich meine, dass der immer da drauf stand.“

„Du meinst einen Laptop? So einen flachen, klappbaren ...“

„Ich weiß, was das ist“, entgegnete sie ihm ungehalten. „Ganz so verkalkt bin ich nicht.“

„Nun. Dann scheint der Täter gefunden zu haben, was er wollte.“

„Du glaubst, Julian hatte etwas auf diesem flachen Ding, dem Laptop? Und jemand meint, da wäre etwas Bedeutsames drauf. Ist er deshalb umgebracht worden?“

Perlinger nickte bedächtig vor sich hin. „Entweder der Täter wusste es genau oder er vermutete etwas. Wenn wir diesen Gedanken verfolgen, dann müssen wir schauen, mit was er sich beschäftigt hat.“

Elena richtete ihre schmale Gestalt auf. Ihre Augen loderten. „Er war Priester. Er hat sich mit Gott und dem Glauben an ihn beschäftigt.“ Das klang aus ihrem Munde, als befürchtete sie, Brockhövel wäre vom rechten Weg abgekommen.

„Nicht nur, Elena“, antwortete Perlinger mit kühlem Unterton. „Er war Mitglied, nein, sogar stellvertretender Vorsitzender des Vereins *MOKK*.“

Elena Seiffert erstarrte und schaute ihn fassungslos an. „Du glaubst wirklich? Aber auch das ist eine gottgefällige Tätigkeit. Das kann es nicht sein.“

„Ich frage jetzt ernsthaft, Elena. Mit was habt ihr euch im Verein zuletzt beschäftigt?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Was denkst du? Mit was wohl?“ Sie klang aggressiv. „Mit unserem Vereinsziel, den unseligen Opfern zu helfen.“

„Wenn dein Neffe so ein Saubermann war, wie du selbst mal behauptet hast, dann ergeben sich vielleicht auch anderen Facetten, die er in eurem Verein verfolgt hat.“

„Franz, du sprichst in Rätseln.“

„Der Journalist, Johann Wahlberg, der vor zwei Tagen hier war, deutete an, dass der Priester möglicherweise sowohl alte als auch neue Pädophile im Visier gehabt haben könnte. Auch diejenigen, die auf der Opferwelle mitschwimmen ... Vielleicht hat der Täter

etwas gesucht, das ihn belasten könnte?“

„Sei bitte nicht so abwertend gegenüber den Opfern.“

Der Kommissar schaute erstaunt. „Hab ich was Falsches gesagt?“

„... auf der Opferwelle mitschwimmen.“

Perlinger hob die Arme an und schaute flehend nach oben. Er sagte aber nichts mehr, sondern schaute sich die Bestände in den Regalen genauer an.

„Hier sind Hinweise versammelt, die wir überprüfen müssen.“ Perlinger wies auf das rechte Regal. Er zog nacheinander drei Ordner und zwei Sammelschuber mit der Aufschrift *MOKK* heraus. „Die nehm ich später mit aufs Kommissariat. Mal schauen, ob sich da Hinweise zur Lösung des Mordfalles finden lassen.“

Er betrat die Küche. Der Fußboden war getrocknet, keine Spuren mehr vom Mordopfer zu sehen.

„Hier ist er reingekommen. Durch den Garten, über diese kleine Terrasse, die Tür stand offen.“ Der Kommissar erläuterte den vermutlichen Tatablauf.

Elena Seiffert blieb im Türrahmen stehen und schaute ihn an. Dann fragte sie: „Kann es sein, dass der Mord vor vierzig Jahren, der auch in dieser Wohnung geschah – wie der Ferdinand erzählt hat – eine Bedeutung haben könnte?“

Perlinger wurde von der Frage überrascht. „Du meinst, die damalige Bluttat steht im Zusammenhang damit? Wie kommst du jetzt da drauf?“

„Vielleicht war was auf diesem Laptop, den der Täter hat mitgehen lassen?“

„Himmikreiz noch einmal. Bist du jetzt etwa unter die Kriminalen gegangen?“

„Nein, aber ich will nicht, dass der Verein unbedingt damit hineingezogen wird.“

„Aber was soll schon auf dem Rechner gewesen sein, was mit früher zu tun hätte?“

„Du bist doch der Kriminalbeamte. Sag du's mir!“

„Ich glaub, Elena, was früher mal war, könnt heut zur Lösung des Falls beitragen.“

Verflucht, dachte Perlinger, es wird immer komplizierter. Weiß der Ferdinand Messner noch mehr, als er ausgesagt hat? Täter und Motiv. Das ist die große Frage.

Kapitel 14

Montag, 2. August 2010 – vormittags

„Frau Bechtheim, bitte“, meldete sich Wahlberg mit bewusst sonorer Stimme in der Telefonzentrale in der Klinik.

„Grüß Gott“, klang es zurück. „Einen Moment Geduld, bitte.“

Er landete in der Warteschleife. Wenigstens nicht diese angestrengt-schnippische Mäuligkeit, die ihm neulich ziemlich auf den Senkel gegangen war. Er nahm es als Hoffnungszeichen. Lauras Stimme war kühl, als sie nach seinem Begehren fragte.

Etwas verdutzt sagte er: „Ich bin’s, Johann Wahlberg.“

„Wenn Sie Ihre Mutter besuchen wollen, dann müssen Sie sich rechtzeitig anmelden.“

Da begriff er. „Es hört jemand mit?“

Ein einsilbiges „Ja“ erklang.

Ein verwegener Gedanke meldete sich. „Wann sind Ihre Besuchszeiten?“

Stille. Dann ein leises Zischen. Es klang wie ein unterdrücktes Lachen. „Sie sind zwischen 15 und 17 Uhr.“

„Verdammt, Laura, das ist zu spät.“ Er flüsterte fast, obwohl ihn keiner hören konnte. „Ich will nach Freising. Heute Vormittag.“

„Einen Zustandsbericht Ihrer Mutter? Da kommen Sie am besten gleich vorbei, wenn es Ihnen möglich ist.“

Bescheuerte Situation, dachte er. Aber ihre weiche, leicht singende Stimme ging ihm unter die Haut.

„Kommen Sie an das Hauptportal. Fragen Sie nach Frau Bechtheim.“

Ihre Wangen glühten leicht, als Sie ihm im leeren Warteraum

entgegentrat. Sie behielt, nach allen Seiten absichernd, die Eingangstür im Auge.

„Ziemlich unverfroren, Herr Journalist“, bemerkte sie leise, als sie sich gegenüberstanden. „Der Klinikchef hat überall wache Augen aufgestellt.“

Wahlberg grinste wie ein kleiner Junge, dem es gelungen war, beim Apfelstehlen zu entwischen.

„Sie sehen in Ihrem weißen Kittel umwerfend aus.“

Sie bäugte ihn misstrauisch. „Ein kleiner Ironiker, oder was sollen solche Sprüche?“

„Nein, ich meine es ernst. Das Weiß kleidet Sie hervorragend. Zu Ihren dunkelbraunen Augen ...“

„Ein richtiger Charmeur.“ Mit skeptischer Miene fragte sie: „Seit wann ist eine Dienstkleidung attraktiv?“

„Auf jeden Fall dann, wenn es die Figur hergibt.“

„Warum konnte es nicht bis abends warten?“

„Es ist ganz wichtig.“ Er erzählte ihr vom gestrigen Mord an dem Priester. „Wer weiß, wer da alles am Rad dreht. Hernach verschwindet der Pfarrer ganz von der Bildfläche. Ich glaube, da ist Eile geboten.“

Förmlich bat sie ihn in ihr Büro. Sie zog eine dicke Akte aus dem hinter ihr stehenden Metallschrank. „Für alle Fälle“, erklärte sie ihm leise, „falls mal jemand reinkommt.“

Sie blätterte in der Akte herum. Ohne aufzusehen, flüsterte sie fast. Wahlberg beugte sich vor.

„Von Schwester Erika habe ich gehört, der Pfarrer Gschwandner hält sich in Freising im Pallottinerhaus auf. Offiziell soll er sich einer Blocktherapie unterziehen. Der Pfarrer ist nicht ohne. So wie ich ihn einschätze, nutzt er das als Deckmantel. Aber ich frage mich, was er anschließend macht. Das ist ja kein Dauerzustand, dort vorgeblich in Therapie zu sein.“

Wahlberg nickte dazu bedächtig. „Gerade deshalb muss ich mit ihm reden. Es könnte sein, dass der Pfarrer irgendwann ein wichtiger Zeitzeuge wird. Direkt oder indirekt ist er höchstwahr-

scheinlich an vier Todesfällen beteiligt.“ Er hob die Hand und zählte an seinen Fingern ab: „Loisl: Selbstmord, Bruckner: ermordet, Amberger: ein ominöser Verkehrsunfall – und jetzt der Priester.“

„Ich verstehe. Dann versuchen Sie Ihr Glück. Das Haus der Pallottiner ist ziemlich offen.“

„Wir treffen uns heute Abend trotzdem wieder?“

Sie bejahte freudig errötend.

Als es an der Tür klopfte, lehnte sich Laura Bechtheim zurück. Bertram Schaffer schob seinen bebrillten Kopf durch den Türspalt und musterte die beiden. Mit betonter Professionalität fertigte sie Wahlberg mit dem Hinweis ab, dass er sich für seine Mutter einen Fragebogen aus dem Internet herunterladen könne. Auf dem Weg zum Ausgang sah er Schaffer am Ende des Flurs in einem weißen Kittel um die Ecke rauschen.

„Das war knapp. Er hat jetzt die Augen, so hat es den Anschein, überall, nachdem man ihm offensichtlich den Pfarrer abspenstig gemacht hat“, sprach Laura ins Telefon. „Ich muss Ihnen noch ein paar Instruktionen mitgeben.“

„Aha. Und die wären?“

„Zumindest wissen Sie nicht wie der Pfarrer aussieht. Ich wollte ihn noch beschreiben, aber da kam der Chef schon dazwischen.“

„Ich höre Ihnen zu, liebe Laura.“ Vielleicht ist sie jetzt wieder rot geworden, sagte er sich.

Sie klang aufgeräumt. „Er ist schon etwas über siebzig.“

„Wer? Der Chef ...?“

„Idiot. Der Pfarrer. Aber kein Tattergreis, also ziemlich fit. Weibische Attitüden. Nachdem ich ihn hier kurz besichtigen konnte, halte ich ihn für durchtrieben – und vorsichtig.“

„Gut, so weit zur Physis und Psychologie. Wie ist es mit der Außenansicht?“

„Na, so schlanke Einsfünfundsiebzig, vielleicht ein bisschen kleiner. Dazu ein breites Gesicht mit so unmännlichen Lippen.“

„Unmännliche Lippen?“

„Na, so volle, wie bei einem ... äh ...“

„Aha, ich verstehe. Also politisch korrekt heißt es in unseren Kreisen ‚Schwarzafrikaner‘ – meinen Sie das?“

Sie stotterte ein paar Sprachbrocken vor sich hin.

„Oh, war das jetzt Letzeburgisch?“, frotzelte er.

Sie fluchte auf Französisch.

Wahlberg lachte laut los. „Also er hatte volle Lippen wie ein Neger, gell?“

Nach längerem Schweigen folgte ein zögerndes „Ja“. Sie ergänzte: „Und er spitzt häufig die Lippen, als wollte er flöten.“

„Danke, Laura. Das waren wichtige Infos.“

Wahlberg bemerkte ihr Zögern, so als wollte sie noch etwas sagen. Er spürte die Spannung in ihr. Es folgte ein beredtes Schweigen.

Er wagte es. „Soll ich Ihnen heute Abend etwas kochen? Mein Vorschlag: Sie kaufen ein und ich bemühe mich anschließend um die Metamorphose.“

Erst war Stille, dann die erstaunte Frage: „Um was bemühen Sie sich?“

„Na fein.“ Er nahm die Rolle eines gutmütigen und geduldigen Menschen an. „Ich bereite aus einem rohen, blutropfenden Stück Fleisch einen herrlich duftenden, auf der Zunge zergehenden Braten. Na, was halten Sie davon?“

Dieser Satz bescherte ihm ein glockenhelles Lachen. „Überzeugt. Ich warte in den *Paulaner Stuben*.“

„Und vergessen Sie nicht einen guten Roten.“ In Erwartung eines liebevollen Abends schnalzte er mit der Zunge. Nachdem Laura Bechtheim aufgelegt hatte.

An der Pallottinerkirche hielt er an. Der viereckige Turm ragte aus dem Backsteingebäude wie ein dicker, mahnender Finger weit über dem Stadtteil. Eine mächtige Trutzburg Gottes, zumindest von der Pallottiner Straße aus betrachtet. Eine aus groben Bruch-

steinen bestehende Mauer schirmte das Anwesen zur Vimystraße ab. Durch ein offenes Tor betrat er das weitläufige Gelände. Das Schild, dass nur Hausgäste hier Zutritt haben würden, ignorierte er. Großzügige, in einem Rondell angelegte Blumenrabatten unterbrachen die Baum- und Buschbestände. Bänke luden zum Verweilen ein. Während er vorsichtig und um Deckung bemüht herumschlich, fiel ihm ein, dass dies auch ein Zufluchtsort von Georg Amberger gewesen war. Winkelmosers Erzählung sei Dank.

Zwischen der abwechslungsreichen Vegetation sah er meist dunkel gekleidete Menschen auf- und abgehen. Waren es Priester, die hier ihre Kontemplation, ihre Entspannung suchten? Ihre Suche nach Gott oder den schon vorgefundenen Weg fortschreitend? Wahlberg verspürte ein Unbehagen. Er mochte es nicht, Menschen bei ihren intimen, mentalen und spirituellen Empfindungen zu stören. Aber es juckte seine Spürnase. Das Interview mit dem Pfarrer Gschwandtner hatte für ihn eine zentrale Bedeutung gewonnen. Also schritt er voran. Er drang in die Intimsphäre der Kongregation ein.

Gschwandtner saß auf einer Bank, hinter einer dichtbelaubten Buschreihe. In eine schwarze Soutane gekleidet. Die Arme entspannt entlang der Rücklehne weit ausgebreitet. Die Augen geschlossen. Als schlief er. Das Antlitz genießerisch der warmen Sonne zugewandt. Wahlberg trat leise an ihn heran. Er nahm sich die Freiheit, dieses Gesicht intensiv zu studieren. In der Tat volle Lippen, aber keine negroid aufgeworfenen. Eher schienen diese nach tiefrotem Lippenstift zu verlangen. Sie dominierten das breite, weich anmutende Gesicht des Pfarrers. Kleine Hängebacken gaben ihm ein hamsterartiges Aussehen.

Gschwandtners Mund stand halb offen. Eine Fliege versuchte zum wiederholten Male sich dort niederzulassen, aber ihr Anflug wurde immer wieder durch den ausströmenden Atem gestört. Eine heftige, impulsive Handbewegung verscheuchte das Insekt. Zumindest vorerst. Wahlberg schob allmählich seinen Schatten

vor das Gesicht des Pfarrers. Gschwandter schlug die Augen auf. Er führte die Hand vor den Mund und hob die Augenbrauen an. Überrascht entfloß ihm ein leises, fragendes „Oh?“ Dann strich er sich in einer schnellen, aber anmutigen Handbewegung über sein spärliches graues Haar.

Wahlberg lobte mit getragener Stimme die herrliche Ruhe und erholsame Abgeschiedenheit bei den Pallottinern. Gschwandtner spitzte die Lippen. Er fragte vorsichtig, ob er sich auch der Seelsorge verschrieben habe. Nein, antwortete Wahlberg, er sei auf der Suche.

„Nach Gott?“

Im Inneren dachte Wahlberg amüsiert, als ob es nichts anderes gäbe. Aber wahrheitsgemäß antwortete er mit: „Nein, nach Ihnen.“

Gschwandtners Augen bekamen einen harten Glanz, der im Gegensatz zu seinen weichen Gesichtszügen stand. Die vollen Lippen verschwanden plötzlich. Wie durch einen heftigen Unterdruck von innen eingesogen.

Mit Misstrauen fragte er: „Wer sind Sie und was wollen Sie? Und wie kommen Sie hier rein?“

Wahlberg verspürte eine unterschwellige Angst. Der sitzt irgendwie auf heißen Kohlen, dachte er.

„Reinkommen ist nicht das Problem.“ Er ließ seinen ausgestreckten Arm um sich kreisen. „Alles offen zugänglich, Herr Gschwandtner.“

„Woher kennen Sie meinen Namen?“ Die Furcht trat nun deutlicher zutage. „Und wie haben Sie mich gefunden?“

„Ich bin Journalist. Das ist mein Job.“

Wahlberg konnte den hastig aufstürzenden Pfarrer gerade noch an einem Soutanenzißel fassen. Er stellte sich ihm in den Weg.

„Bleiben Sie weg von mir“, fauchte er den Journalisten an, als stünde Satan persönlich vor ihm. „Wer will schon Ihre dummen Lügenmärchen lesen?“ Er zerrte Wahlbergs Hand von sich, zog sein Zingulum straff und wollte schnell von dannen schreiten.

„Bleiben Sie bitte.“ Wahlberg rannte fast neben der kleinen, schwächtigen Gestalt her. „Ich habe nur ein paar wenige Fragen.“

„Fragen haben alle. Mein Leben lang stellte ich mir immer wieder Fragen. Warum nur musste alles so kommen? Ich hoffte auf Gott, dass er mir Antworten gibt. Aber es bleiben immer nur Fragen.“

„Welche Fragen hatten Sie? Zweifelten Sie häufig an Gott?“

Der Pfarrer blieb stehen. „Es sind Fragen des Irdischen, die Gott in seiner Weisheit verstehen kann. Und Gott kann uns vergeben. Aber nur er. Deshalb sind Gespräche mit einem Journalisten ebenso müßig, als wenn ich sie mit einem Affen führen würde.“

Von so viel Arroganz und Dünkel wollte sich Wahlberg nicht beeindruckt lassen. „Was war mit dem Aufstand vor Ihrer Pfarrei in Gathling? Konnte Gott Ihnen da eine Erklärung geben?“

„Lästern Sie bloß nicht gegen den HERRN.“

„Wussten Sie, dass ins Pfarrhaus eingebrochen wurde? Die Polizei hat mit einer Banderole die Eingangstür versiegelt.“

Abrupt blieb der Pfarrer stehen. Ihm stand plötzlich Schweiß auf der Stirn, der nicht von der Sonne herrührte, wie Wahlberg mit leiser Genugtuung feststellte. Sie standen inzwischen im Schatten einer ausladenden Linde. Auf seine Intuitionen war offensichtlich immer Verlass. Seine spontane Erwähnung des Einbruchs könnte der Wurm an der Angel gewesen sein.

„Wo ist meine Haushälterin, die Frau Hauber, gewesen?“ Der Pfarrer trippelte aufgeregt von einem Bein aufs andere.

Wahlberg wies auf eine unter den Bäumen stehende Bank und bat den Pfarrer, sich doch dort hinzusetzen. „Die ist hier in Freising, habe ich gehört.“

„Was macht die hier?“

„Vielleicht ist ihr alles zu viel geworden.“ Beim wem sie Unterschlupf gefunden hatte, erwähnte er nicht. Es war anzunehmen, dass der Pfarrer das wusste.

„Warum dieser Aufstand neulich?“ Wahlberg ging ihn frontal

an. Als er Ausflüchte bemerkte, setzte er nach. „Es war in allen großen Zeitungen zu lesen, dass man Sie lynchen wollte.“

Er zitterte. „Man wollte mich für etwas bestrafen, was ich nicht zu verantworten habe und hatte.“

„Was könnte das denn gewesen sein?“

„Die Menschen graben und graben. Immer wieder wird die Vergangenheit hervorgeholt. Man sollte sie endlich ruhen lassen.“

„Denken Sie nicht, dass die Vergangenheit manchmal die Gegenwart erklären hilft?“

„Ja, ja. Ich weiß. Und ohne Gegenwart keine Zukunft. Das sind solche Sprüche, um Menschen in Verlegenheit zu bringen.“

Wahlberg insistierte noch mal. „Was war es denn, was Sie nicht zu verantworten hatten?“

„Es ist schon so lange her ...“ Gschwandtner setzte eine Leidenmiene auf. Die Hamsterbacken zitterten.

Wahlberg blieb gnadenlos. „Warum bricht man ins Pfarrhaus ein? Was könnte ausgegraben werden?“

Hintergründig schaute der Pfarrer den Journalisten an. „Hat man was gefunden und entwendet?“

„Keine Ahnung. Es soll nichts Wertvolles im Haus gewesen sein.“

Der Schwarzberockte wischte sich die Stirn ab und seufzte auf. Eine gewisse Erleichterung zeichnete sich auf seinem Gesicht ab.

„Ihr Schicksal ist doch mit drei Todesfällen verknüpft“, holte er den Pfarrer wieder in die Gegenwart zurück.

Sichtlich irritiert fragte er: „Wie kommen Sie auf eine solch absurde Annahme?“

„Loisl Amberger, Matthias Bruckner, Georg Amberger. In dieser Reihenfolge.“

„Ich habe damit nichts zu tun. Außerdem ist das alles schon so lange her.“

Wahlberg sah in ein hochrotes Gesicht voller Empörung. „Georg Amberger ist aber erst vor einem Dreivierteljahr zu Tode gekommen. – Und vorgestern noch ein Priester ...“

Gschwandtner's Augen glitzerten auf einmal verschlagen und kalt. „Wollen Sie mir das alles anhängen? Das könnte Sie aber teuer zu stehen kommen, wenn ich so etwas in der Zeitung lesen müsste.“

„Von mir kommt davon nichts in die Zeitung. Ich will Hintergrundmaterial. Ich glaube, der Verkehrsunfall von Amberger hängt mit dem Freitod seines Bruders zusammen. Damals vor gut achtundvierzig Jahren.“

„Eine gewagte These.“ Dieser kurze Satz klang wie hingerotzt. Wahlberg merkte, Gschwandtner bekam wieder Oberwasser.

„Wie war damals die Arbeitsteilung im Vikariat in Gathling?“

„Wissen Sie was, jetzt habe ich genug von Ihrer Fragerei. Behüt Sie Gott.“

Unbeeindruckt vom frommen Wunsch des Pfarrers hakte Wahlberg noch im Gehen nach: „Die Arbeitsteilung noch. Dann verschwinde ich.“

Mit völlig unbewegtem Gesicht drehte sich Gschwandtner zu ihm hin. Unbarmherzige Augen fixierten sein Gesicht. Wahlberg fröstelte plötzlich in der Sonne.

„Nun gut. Zwar weiß ich nicht, für was das gut sein soll, aber sei's drum. Ich war für die seelsorgerischen Dienste in der Pfarrei zuständig. Matthias Bruckner, Gott hab ihn selig, überwiegend für die Jugendarbeit im Dorf.“ Er drehte sich um und verschwand mit energischen Schritten in Richtung Haupthaus.

Wahlberg fuhr mit vier Fingern durch seine dünne, wie fein gesponnen wirkende Kopfbehaarung. Es hätte mehr sein können. Ein ungehobener Schatz an Informationen. Könnte er anderen mit seinen Schätzen gefährlich werden? Dass sich der Pfarrer hier aufhielt, zeigte doch, dass man sich um ihn ‚kümmerte‘. Dafür musste es einen guten Grund geben, aber welchen?

Kapitel 15

Montag, 2. August 2010 – nachmittags

Im *Jungschützen* hatte die Bedienung gewechselt. Eine Ältere im traditionellen Dirndl musterte Wahlberg misstrauisch.

Als er freundlich nach der Gruber Elfie fragte, erhielt er die rustikale Antwort: „Am Wochenende bin ich immer da.“ Als er sich nach Sofie Amberger erkundigte, nahm das Misstrauen zu.

Sie fragte barsch. „Ja, was wollen S' von der?“ Das klang nicht besonders ermutigend.

„Nun, ich wollte Sie besuchen?“

„San Sie ein Vertreter?“ Sie gab sich gleich selbst die Antwort. „Die braucht aber nix mehr.“

Wahlberg überlegte kurz. Er wollte schließlich die Adresse von der alten Amberger. Gerade heraus ist die beste Lösung, entschloss er sich.

„Ich bin Journalist. Vor ein paar Tagen hatte es einen Aufstand vorm Pfarrhaus gegeben.“

„Ja mei. Da hat aber die Sofie nix mit zu tun.“ Ein erschrockener Ausdruck stand plötzlich in ihrem Gesicht.

„Nein, bestimmt nicht. Ich bin wegen diesem sogenannten Aufstand hier. Und ich habe erfahren, dass das Ganze mit früher zu tun haben könnte.“

Darauf ging sie nicht ein. Misstrauische Blicke folgten ihm, als er sich an einen Tisch setzte.

„Sie schreiben für die Zeitung? Für die unsrige aber net, oder?“

„Nein. Ich komme aus Bremen.“

„Und wegen der Sach' neulich san Sie ganz herg'fahren?“

„Ja. Genau deswegen.“ Wahlberg hatte das Gefühl, hier drehte sich etwas im Kreis. Ungehalten und etwas gereizt fragte er: „Der

Pfarrer war doch früher Vikar in dieser Gemeinde? Vor gut fünfzig Jahren?“

Sie nickte stumm.

„Warum ist er eigentlich zurückgekommen?“

Sie hob den Kopf, als erhoffte sie sich Zuspruch von oben. „Der gute Pfarrer Riedinger ist 1976 gestorben. Zu der Zeit gab’s keinen anderen für uns. Da ist dann der Gschwandtner wieder hergekommen – als Pfarrer.“ Bestätigend nickte sie vor sich hin. „Ja mei. So schlecht ist der net.“

„Aber warum haben sich dann die Leute vorm Pfarrhaus versammelt?“

Sie sah ihn zweifelnd an. So als wüsste sie nicht recht, ob sie was sagen durfte. „De war’n aber net von uns.“ Ihr großer Busen hob und senkte sich schwer. Sie seufzte. „Ich glaub, irgendwie hängt der Pfarrer auch mit drin.“

„Wo drin und warum auch?“

„Wegen früher halt.“

Wahlberg berichtete ihr von seinem Archivbesuch.

„Ja mei, der Loisl. Der ist mit mir damals zur Schul’ ganga. Der war genauso alt wie ich.“

„Und der Pfarrer Gschwandtner, damals als Vikar?“

Die Pforten öffneten sich. Die Bedienung hatte ihre Vorbehalte fallen gelassen. „Der hat sich bei den Buben nichts zu Schulden kommen lassen. Der war ... äh“, ihr Gesicht färbte eine leichte Röte, „andersrum. Wenn S’ verstehen was ich mein. Wie die Leit erzählen, hat’s der eigentlich mehr mit dem Bruckner g’habt. Den s’ später abg’stochn ham.“

„Wer hat, nach Ihrer Meinung, den Bruckner getötet? Man hat doch nie einen Mörder gefunden, oder?“

„Des weiß keiner genau. Auch den Amberger Schorsch – Gott hab ihn selig – ham s’ in Verdacht g’habt. Wegen dem Loisl. Der Schorsch hat damals in Freising g’wohnt.“

„Auf dem Friedhof gibt es aber kein Grab von Georg Amberger.“

„Richtig. Der ist in Freising begraben worden. Warum? Weiß ich auch net.“

Sie hing ihren Gedanken nach. „Die Sofie ist noch die Einzige von der großen Familie, die übrig geblieben ist. Wenn Sie da hingehen – sie ist nicht mehr so richtig im Kopf.“

„Und wo wohnt sie jetzt?“

„Eigentlich ganz leicht zu finden. Kommen S' mit!“ Sie führte ihn vor die Tür und wies entlang der Straße auf ein paar kleine Häuser schräg gegenüber der Kirche. „Da in der Kurve. Das Zweite, da wo die Rosenstauden blühen. Einfach reingehen. Sie hört nämlich sehr schlecht.“

Sofie Amberger stand am Gartentor. Vorgebeugt, als könnte sie es nicht schnell genug erwarten, ihren Besuch zu sehen. Sie erwartete aber niemanden. Sie stand dort vom Alter, auch vom Schicksal, gebeugt. Er trat auf sie zu.

„Grüß Gott“, gebrauchte er die landläufig gewohnte Grußformel, um ihr gegenüber nicht zu fremd zu erscheinen.

„Hah?“

Mit leichtem Lächeln wiederholte er den Gruß.

„Sie san aber net von do“, antwortete sie und musterte ihn kritisch. „Ich brauch fei nix. Ich hab alles.“

Sie wandte sich zum Gehen. Er tippte ihr auf die Schulter.

„Hah?“

„Ich brauche Ihre Hilfe.“ Er erklärte ihr sein Anliegen.

„Ja mei“, antwortete sie mit einer kleinen sarkastischen Note auf seine Frage nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen. „Ich bin halt die Letzte meines Stammes.“ Ihre wässrigen, milchig blauen Augen starrten ihn an. „Mein Bruder Josef war der Älteste. Aber der ist schon lang tot. Ich selber hab nie Kinder g'habt.“ Sie beugte sich vor, als verriete sie ihm ein bisher gehütetes Geheimnis: „Ich war nie verheiratet.“ Sie starrte weiterhin auf ihn. Wahlberg hatte den Eindruck, sie weilte in ganz anderen Welten als er.

Er folgte ihr ins Haus. „Sie waren doch die Tante vom kleinen Aloys.“

Sie schob die Unterlippe etwas vor. „Ja, ja, der Loisl. So ein netter Bua.“ Nach einer Weile setzte sie mit einem Seufzen hinzu. „Der is’ schon früh ganga.“

Vorsichtig fühlte er vor. „Woran ist er gestorben? Er war doch erst vierzehn Jahre alt?“

Daran könne sie sich nicht mehr erinnern. Wahlberg hakte vorsichtig nach. „Er hatte doch Selbstmord begangen?“

„Ja, das ist eine große Sünd’.“

Sie schwieg nachdenklich, als müsste sie Bruchstücke ihrer Vergangenheit einsammeln. „Sie wollten ihn nicht auf den Friedhof lassen.“ Ihr Blick verdüsterte sich zusehends: „Sie haben ihm wehgetan ... diese Haderlumpen. Dann haben s’ die zwei weggebracht.“

„Sie meinen die zwei Vikare? Bruckner und Gschwandtner.“

„Ja, einen nach Freising, den anderen nach Augsburg.“

„Einer ist umgebracht worden ...?“

Eine zufriedene Miene breitete sich über ihr Gesicht. „Den Bruckner haben s’ a Messer in den Hals reing’stoß’n. Dem Hund, dem miserablen.“

„Warum hat man ihn umgebracht?“

Dumpf murmelnd, kaum von Wahlberg zu verstehen: „Er hat gesündigt. Gegen alles.“

„Wissen Sie, wer der Mörder des Vikars war?“

Sofie Amberger schwieg wieder. Dann schwoll ihre Stimme zornig an. „Und an Schorsch haben s’ auch auf dem G’wissen.“

„Georg Amberger? Wer hat ihn auf dem Gewissen?“

Sofie Amberger verfiel in Schweigen, die Augen geschlossen. Ruhige Atemzüge entwichen ihrem halb geschlossenen Mund. Plötzlich sagte sie: „Der Schorsch hat einen Unfall gehabt, sag’n die Leit. Aber ich weiß es besser. Sie haben ihn auf dem G’wissen.“ Zur Bekräftigung schob sie noch nach: „Ja, des haben s’.“

„Wer sind diese sie, von denen Sie sprechen?“

Die alte Frau sah ihn ungläubig an. „Des wissen S’ net?“, fragte sie empört. „Die Schwarzen, diese Drecksäü ...“

„Warum soll man ihm etwas angetan haben?“

„Ja, weil die alle Dreck am Stecken haben. Und der Schorschi hat's rausg'funden.“

War das die Wahrheit? Oder waren es senile Fantasien einer Greisin? Winkelmoser hatte schließlich eine ähnliche Meinung. Wahlberg dachte, dass es wie bei Fabeln und Legenden sein könnte: Überall steckt ein Wahrheitskern.

„Was haben Sie gedacht, als der Gschwandtner wieder ins Dorf zurückgekommen war?“

Er erntete ein Achselzucken. „Die machen eh, was sie wollen.“ Sie zog ihre Augenbrauen zusammen. Dann betrachtete sie lange den Journalisten. „Der Gschwandtner hat's nie mit den weichen Buben gehabt. Der hat festes Fleisch g'sucht ...“

Es ist doch immer wieder erstaunlich, überlegte er, wie wenig einer Dorfföfentlichkeit verborgen bleibt, aber über alles Anrühige ein Mantel des Schweigens gelegt wird.

„Haben Sie vorgestern von dem Aufmarsch beim Pfarrhaus erfahren?“

„Ja, freili. De Leit wollten den Pfarrer aufhängen.“ Sie sah ihn mit einem fast zahnlosen Grinsen an. „Des hab'n die Leit wenigstens g'sagt.“

„Warum? Wenn er nichts mit den Buben im Sinne gehabt hatte?“

„Aber er hat auch Schuld g'habt.“ Sie schaute ihn wieder an. „Wundern tat's mi schon. Dass die Leit erst jetzt draufkomma san. So nach fuffz'g Jahr.“

Das war ein Gedanke, der in Wahlberg auch ständig kreiste. Ihm kam es vor, als sei alles inszeniert gewesen. Jemand, der die derzeitige Stimmung gegen die katholische Kirche ausnutzen wollte. Vielleicht um sein eigenes Süppchen zu kochen. Wer weiß?

„War der Schorsch Amberger verheiratet?“

Sie wich zurück und blickte ihn erstaunt an. „Der Schorsch?“

Er legte die zwei Abzüge aus dem Copyshop vor. „Kennen Sie

diese Frau? Sie hieß auch Amberger, Rosmarie Amberger. Ich glaube, sie war mit ihm verheiratet.“

Wenn sie überrascht war, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie schüttelte den Kopf. „A nette Frau. Wo kommt die her?“

„Wahrscheinlich aus Irland?“

„Woher? Ich hab's nicht verstanden.“

„Irland. Sie hatte dort ein schweres Schicksal und ist vor Jahren nach Deutschland gekommen.“

Sie schaute ein weiteres Mal prüfend auf die Kopien. Sie schüttelte ihren altersgrauen Kopf. Die Antwort kam kurz und bündig: „Kenn ich net.“

Wahlberg zog enttäuscht die Ausdrücke wieder an sich. Elena Seiffert hatte das Gegenteil geantwortet.

Die alte Frau lief gebückt um den Tisch herum. Murmelte leise vor sich hin. Dann sagte sie lauter, aber mehr zu sich selbst: „Der Schorsch war nie verheirat'. Des wüsst ich schon.“ Sie schaute Wahlberg aus ihren altersschlauhen Augen an.

Wahlberg beschlich ein diffuses Gefühl. Ob sie ihn auf den Arm nahm? Er wechselte das Gesprächsthema.

„Gestern hing beim Pfarrhaus noch Wäsche auf der Leine ...“

Ihre Antwort kam prompt: „Die Hauber Resi ist nimmer da.“

„Wissen Sie wo die Frau Hauber abgeblieben ist?“, rief er ihr hinterher, als sie wieder zurück in Richtung Haustür tippelte, ins Freie hinaus.

Sie drehte sich kurz um. „Nach Freising zu ihrer Schwester. Die heißt aber Anders.“

Irritiert fragte Wahlberg nach: „Wie anders?“

„Ja, Anders halt. Hedwig mit Rufname. Die ist Witwe.“

Als Wahlberg wieder in den sonnigen Nachmittag hinaustrat, war er nicht besonders zufrieden. Was war mit dem Unfall von Georg Amberger? War sein Tod das Schlüsselereignis? Konnte ihm die Haushälterin weiterhelfen? Den Pfarrer Gschwandtner musste er unbedingt noch einmal sprechen. Er ist wahrscheinlich der einzige verbliebene, unmittelbar beteiligte Zeitzeuge, der über

die damaligen Verhältnisse Auskunft geben kann. Der Schlüssel zur Lösung der vielen Ungereimtheiten müsste bei ihm liegen. Die Tode des kleinen Loisl, des Vikars Bruckner und der ominöse Verkehrsunfall des Georg Amberger. Drei Tode, seufzte er im Auto, an die keiner rühren will. Laura Bechtheim musste ihm helfen.

Erwartungsvoll betrat Wahlberg die Gaststube. Obwohl Abendbrotzeit, war sie ziemlich leer. Die Leere störte ihn nicht. Wohl aber, dass er alleine essen müsste.

Er erinnerte sich. Laura und ihre Fröhschicht. Nachdem er einen Burgenländer und Kaiserspätzle bestellt hatte, vertiefte er sich noch kurz in die *Wasserburger Rundschau*. Plötzlich fühlte er sich leicht angeschubst.

„Na, haben Sie schon Ihr Tagwerk getan?“

Er sah in braune Augen. Dicht vor den seinen. Ihr Mund ganz nah. Lass dich nicht verführen, riet er sich selbst – wenigstens nicht gleich.

Er wich nicht zurück. „Ich dachte, Sie hätten Fröhschicht?“

„Und ich dachte, Sie würden sich freuen“, antwortete sie mit kokettem Augenaufschlag.

Er sagte nichts. Dafür nahm er ihre Hand in seine Hände. Sie entzog sie ihm schnell. „Das ist wie mit dem kleinen Finger, den man reicht ...“

„Ich weiß, dann ist gleich die ganze Hand verschwunden.“ Mit mokantem Lächeln sagte er zu ihr: „Ich dachte, wir könnten uns den Umweg über den kleinen Finger ersparen.“

Sie lächelte ihn abschätzend an. „Und wenn Sie dann meine Hand haben? Was folgt dann?“

„Mhm. Das kommt darauf an ...“

„Worauf?“

„Na, wie sich diese Hand – oder was danach kommt – anfühlt.“

„Na ja.“ Ihr Lächeln verschwand langsam. „Mir ist etwas aufgefallen, eigentlich habe ich gelauscht.“

„Gelauscht also.“

Sie versicherte ihm wortreich, dass es ein Zufall war. Wahlberg grinste mit geschlossenem Mund.

„Der Pfarrer steht vermutlich unter Beobachtung. Der Schaffer hatte am Nachmittag die Tür angelehnt gehabt. Die ist sonst doppelt schallgesichert. Er sprach darüber, wie man ihn unter Kontrolle halten könnte.“

„Mit wem hat Ihr Chef gesprochen?“

„Kann ich nicht sagen. Es war ein Telefonat.“

„Und diese Beobachtung? Wie soll die ablaufen? Er ist doch jetzt bei den Pallottinern.“

Sie zuckte mit den Schultern.

Wahlberg überlegte laut. „Warum ist denen der Gschwandtner so wichtig?“

Kapitel 16

Dienstag, 3. August 2010 – vormittags

Das Klingelgeräusch seines Handys weckte ihn. Wahlberg schoss hoch. Er fühlte sich wie gerädert. Unstete Träume in der Nacht. Julia und die Wirklichkeit. Während er noch darüber nachdachte, durchfloss ihn auf einmal quälende Sehnsucht wie ein endloser Strom.

„Was gibt’s?“, fragte er kurz angebunden, in der Annahme sein Gegenüber wisse, mit wem er zu tun habe.

„Schlechte Laune? Oder schlecht geschlafen?“ Winkelmoser klang aufgeräumt.

„Ach ja. Der Herr Kollege. Ehrlich gesagt“, fügte er hinzu, „traumatisch, im wahrsten Sinne des Wortes.“

Winkelmoser lachte freundlich an seinem Ohr. „Waren’s ein paar Weißbiere zu viel? Erding ist bekanntlich in der Nähe und lässt grüßen.“

„Was kann ich für Sie tun?“ Wahlberg war kurz angebunden.

„Eigentlich wär’s umgekehrt.“ Kurzes Schweigen am Telefon. „Schau’n S’, die Gedanken lassen mich nicht mehr los. Es ist halt eine große Schand’, was da so passiert ist. Damals wie heut. Ich hab mir gedacht – ich mein, weil ich am Sonntag wenig Zeit g’habt hab.“ Flüssiges Sprechen klang anders. „Vielleicht könnt ich heut für Sie was tun.“

„Erfreulich.“ Das kam Wahlberg von Herzen, um dann mit knappen Worten fortzufahren: „Erst frühstücke ich. Dann bin ich bei Ihnen. In dieser Reihenfolge.“

„Ja. Ist schon recht. Ich hab Zeit.“

Wahlberg überquerte den Marienplatz, erklomm im Gebäude

der *Wasserburger Rundschau* Winkelmosers Büro, das im ersten Stock lag. Er schaute den Redakteur, der sich hinter seinem Schreibtisch erhoben hatte, gespannt an. Direkt heraus fragte Wahlberg: „Bei was wollen Sie mir helfen – und warum?“

Der Redakteur setzte sich. Er druckste ein wenig herum. „Wissen Sie, ich bin ein guter Katholik.“

Wahlberg nickte. Gewusst hatte er es bisher nicht, aber er hätte es auch nie bezweifelt.

„Die katholische Kirche ist eine Macht. Darüber haben wir neulich schon gesprochen.“

Wahlberg nickte. Die Verquickung von fast selbtherrlichen Machteliten kannte er zur Genüge. Hinter die Kulissen zu schauen gehörte schließlich zu seinem Job.

Winkelmoser nickte ebenfalls und fuhr fort. „Sie bestimmt in unserem schönen Bayern halt unsere Tradition. Sie ist aber gleichzeitig auch Teil dieser Tradition und Kultur.“ Er grinste ein wenig vor sich hin. „Nichts Neues, ich weiß.“ Er hob ein wenig hilflos die Schultern an. „Es ist halt schwierig. Es ist so in Fleisch und Blut übergegangen, dass, wenn’s gegen die Kirche geht, du fast einen Ausschlag kriegst – und manchmal so eine hilflose Wut, wenn du das über diese Drecksäu hörst und liest.“

Mit zusammengekniffenen Lippen und eingezogenen Schultern saß er Wahlberg gegenüber. „Ja, vielleicht kann ich ein bisserl helfen.“ Winkelmoser stand auf und ging ein paar Schritte zum Fenster. Er lehnte sich mit dem Rücken ans Fensterkreuz. „Ich steh halt so dazwischen. Nestbeschmutzer werden die einen sagen, Aufklärer die anderen.“

Wahlberg ging zum anderen Fenster. Sein Blick wanderte über das gegenüberliegende farbenprächtige, mit Rautenmustern überzogene Gebäude im Gotikstil. Wunderbar restauriert, dachte er, als er den in Zinnober gehaltenen Bau nahe des Brucktors betrachtete. Eine Augenweide am Ausgang des Stadtzentrums. Er war immer noch nicht ganz bei sich. Die Traumbegegnung mit Julia beschäftigte ihn mehr, als ihm lieb war. Ja, die Liebe, dachte

er. Heimtückischer geht's nimmer.

„Hören Sie mir eigentlich zu?“ Winkelmosers Stimme klang leicht fordernd.

Wahlberg ärgerte sich über seine ablenkenden Gedanken. „Verzeihung. Mein Schlafmangel“, redete er sich heraus. „Ab sofort bin ich ganz bei Ihnen. Nichts für ungut.“

Er konzentrierte sich auf sein Gegenüber. „Gut recherchierte Hintergründe“, sagte Wahlberg, „sind meist die halbe Miete.“ Er nickte ihm aufmunternd zu.

„Also gut.“ Winkelmoser starrte auf ein am Rande des Schreibtisches liegendes Papier mit handschriftlichen Notizen. „Es gibt ein paar Zusammenhänge, die Sie wissen müssten. Die von der Tragödie um den Loisl Amberger und seinem älteren Bruder Georg Amberger.“

Wahlberg setzte sich an Winkelmosers Schreibtisch und suchte Papier und Bleistift.

„Der Amberger Schorsch war bei den Benediktinern in Ettal gewesen. Nach seinem Austritt aus dem Mönchsorden suchte er aber weiterhin den Kontakt zur Kirche.“

„Wegen dem Selbstmord seines Bruders.“

„So wird berichtet.“

„Und Anfang der 1960er Jahre war der Georg Amberger dort als Mönch ...?“ Wahlberg unterbrach sich selbst und fragte mit zusammengezogenen Augenbrauen: „Warum hatte sich der Amberger überhaupt einem Orden verpflichtet?“

„Ja mei. Das war eine Chance. Arme Leut', die Familie. Der Vater war in Gathling Nebenerwerbslandwirt, wenig Vieh, wenig Grund. Landarbeiter auf einem größeren Hof. Dazu noch sieben weitere Kinder. Der Schorsch war das vierte Kind, hochintelligent. Die Kirche bot beruflichen Aufstieg an.“

„Aber mit dem Austritt war doch alles vorbei, oder?“

„Ich hab meinen Vater gefragt. Der kannte die Familie. Der Schorsch hat nach der Volksschule erst auf dem kleinen Hof geholfen und beim Großbauern in der Landwirtschaft. Ende der

1950er, mit siebzehn, ist er in den Orden eingetreten. Der Tod seines Bruders hat ihn der Kirche entfremdet. Später war er bei den Pallottinern in Freising ...“

Wahlberg starrte ihn an. „Er war auch bei den Pallottinern? Dort hab ich gestern den Gschwandtner aufgesucht. Die leben ja wie hinter einer Trutzburg.“

„Ich weiß, das irritiert. Vor allem wenn man ihre humanistische Ausrichtung kennt.“

Wahlberg unterbrach ihn wieder. „Ich kenne Dominikaner, Benediktiner, Jesuiten ... aber Pallottiner? Das sagte mir bisher gar nichts.“

Winkelmoser hob beide Hände, wie bei einer sakralen Handlung. „Nach meiner Meinung sind die Pallottiner ziemlich modern aufgestellt. Ihr Credo: alle Mitglieder, egal ob Mann oder Frau, ohne Unterschied nach Beruf oder gesellschaftlichem Stand, sollen ihre verschiedenen Berufungen und Begabungen so verknüpfen, dass es allen dient.“

„Das ist ja fast Sozialismus in Reinkultur“, witzelte Wahlberg. „Da könnte ich mich als gestandener Atheist auch hinwenden.“ Der Journalist zwinkerte ein wenig mit dem linken Auge.

„Nein, so weit geht es nicht.“ Winkelmoser blieb ernst. „Immer im Glauben zu Gott gemeint.“

„Und was hat der Amberger dort gemacht?“

„Vielleicht kam er als Suchender? Wollte der Kirche wieder nahe sein.“

„Sie meinen, er suchte dort, nach dem Tod seines Bruders, seinen Seelenfrieden?“ Wahlberg schaute den Redakteur skeptisch an. „Er ist dann Mitglied in diesem Orden geworden?“

„Nein, er wurde später Lehrer an der Realschule in Freising. Vor gut vier oder fünf Jahren hat man ihn pensioniert.“

Wahlberg überlegte. „War er dann Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre fertig mit seiner Lehrerausbildung?“

„Genau. Im Herbst 1972 ist er als Referendar zum neuen Schuljahr eingestellt worden.“

„Woher wissen Sie das alles so genau?“

Winkelmoser seufzte. „Nun, wir haben einen biografischen Nachruf veröffentlicht, als er ...“

Wahlberg löste sich vom Fenster und setzte sich auf einen Stuhl. „Hat der Amberger schon früher Verbindungen in Freising gehabt?“ Seine Augen funkelten vor Neugierde.

„Ich glaub, ich weiß, was Sie meinen.“

„Liege ich denn richtig?“ Wahlberg schaute gespannt auf sein Gegenüber.

„Nein. Den Bruckner hat's schon acht Jahr' bevor der Schorsch nach Freising ging erwischt.“

„Das habe ich schon aus dem Zeitungsarchiv erfahren. Aber in der Zeit bis 1972?“

„Ja, was glauben S'?“ Winkelmoser lächelte etwas sparsam. „Das Abitur hat er noch in Ettal gemacht. Dann nach München zum Studium. Es ist ja nicht auszuschließen, dass er auch mal in Freising war.“

Wahlberg ließ nicht locker. „Genau. Das interessiert mich. Gab es die Möglichkeit für Georg Amberger, in Freising ...“

„Sie meinen konkret, ob der Schorsch damals im November 1964 in Freising war und den Bruckner umgebracht hat?“

Wahlberg nickte Winkelmoser zu. „Ein Motiv hatte er ja.“

Der Redakteur ließ seinen Kopf von links nach rechts tanzen. „Dazu gibt es nichts Genaueres. Vermutungen. Die Polizei hat damals nix g'funden. Die Aufklärung hat wahrscheinlich die Kirche verhindert.“

„Was vermutet man zum Täter und zum Motiv?“

„Es soll einen Zeugen gegeben haben, wird gemunkelt. Und das Motiv ...?“ Winkelmoser hob kurz die Schultern an und ließ seinen Kopf gemächlich hin- und herpendeln. „Alles Mögliche. Der Bruckner soll auch in Freising ... – wenn Sie verstehen, was ich mein.“

Wahlberg nickte. „War der Amberger eigentlich verheiratet? Irgendwelche Kinder?“

„Ich glaub schon.“ Winkelmoser zögerte und dachte nach. „Ich weiß es nicht genau, kann sein.“

„Aber Sie haben doch einen Nachruf verfasst.“

„Ja, das stimmt, aber nur, was die ältere Vergangenheit betrifft. Aktualisiert hat den Bericht ein Kollege aus Freising.“

Winkelmoser hielt kurz inne. Mit einem „Aha“ erheischte er Aufmerksamkeit, als hätte er gerade den Stein des Weisen gefunden. „Ich erinnere mich an eine Schulveranstaltung, von der ich als junger Redakteur berichten musste. Das war in Freising. Der Schorsch stand am Empfang und hatte einen Buben von vielleicht fünf oder sechs Jahren an der Hand.“

„Das war aber schon später.“

„Ja, schon. Ungefähr Ende der Siebziger.“ Er erinnerte sich genauer und präziserte: „Nein, 1980 war's, nach den Sommerferien.“

„Der Junge müsste jetzt etwa Mitte dreißig sein. – Ist der hier bekannt?“

„Mir nicht. Wenn, dann müsste der in Freising wohnen. Eins ist mir damals aufgefallen. Das war so ein merkwürdiges Gefühl, wie der Schorsch mit dem Buben umgegangen ist.“

Wahlberg schaute fragend.

„Er hat sich verhalten wie der liebe, nette Onkel, der das Kind seiner Schwester behütet. – Und sich darüber freut.“ Winkelmoser schränkte ein. „Aber eigentlich war er immer den Kindern zugetan.“

„Na, na, Herr Kollege, das kann recht zweideutig ausgelegt werden.“

Winkelmoser wurde rot und beschwichtigte hastig: „Nein, so war's wirklich nicht g'meint.“

Wahlberg lächelte ihn an. „Ich wollte Ihren Amberger nicht in Misskredit bringen. Man muss bei diesem Thema heutzutage vorsichtig in der Wortwahl sein.“

„Is' scho' recht“, meinte er gutmütig. „Der Schorsch hatte sich schon frühzeitig – das ist bei seiner Vorgeschichte erklärbar – für

den Schutz von Kindern engagiert.“

„Da war es konsequent, dass er diesen *MOKK*-Verein gründete.“

Winkelmoser nickte zum wiederholten Male. „Genau.“

„Haben Sie damals bemerkt, ob eine Frau dabei war. Also bei ihm und bei dem Kind?“

Winkelmoser schaute Wahlberg verblüfft an. „Wie kommen Sie auf so was?“

Wahlberg setzte sich im Stuhl zurecht. „Also, Herr Kollege. Wenn er verheiratet war – das könnten Sie mal Ihren Kollegen fragen – dann muss logischerweise eine Frau auftauchen.“

Der Redakteur schaute ein wenig beleidigt aus seinem Hemdkragen. „Ja, sicher. Sie haben ja recht.“ Er kramte in seinen geistigen Schubladen und überlegte. „Ja. Bei einem Pfarrfest in Wasserburg – bald zehn Jahr’ her – war der Schorsch mit seiner Tante Sofie anwesend.“

Wahlberg grinste. „Kommen Sie nicht vom Weg ab, Kollege. Nicht die Tante ...“

„Jetzt lassen Sie mich bitt’ schön mal ausreden.“ Winkelmoser war grantig. Er schob seine stark gekrauste Stirn in Richtung Wahlberg vor. Ein tiefer Schnaufer, dann erzählte er weiter. „Eine schlanke, dunkelhaarige Frau, so an die Mitte dreißig, stand an seiner Seite. A blitzsauber’s Weibsbild. Und alle drei gingen recht vertraut miteinander um.“

„Eine Dunkelhaarige?“ Wahlberg klang interessiert. Er dachte an die Irin mit ihren streng zurückgekämmten dunklen Haaren. „Sonst keine anderen Frauen um ihn herum?“

Winkelmoser schüttelte den Kopf. „Sonst hab ich ihn nie mit Frauen g’sehen ... So privat ...“

„Man weiß über Ambergers Privatleben so gut wie nichts, oder?“

„Wir hab’n immer g’meint, dass die Pallottiner seine Familie gewesen wären.“

Diese Pallottiner. Wahlbergs Gedanken wanderten.

„Herr Kollege, Sie schauen schon wieder so in Gedanken. Ich

hoffe, es wird Ihnen nicht zu langweilig?“

Der Journalist beschwichtigte seinen bayrischen Kollegen wortreich. „Nein, ungeheuer spannend. Ich versuch, im Kopf Fäden zu spinnen und zu verknüpfen.“

„Und jetzt merken Sie bitte genau auf.“ Winkelmoser wollte Wahlbergs volle Konzentration erreichen. Er legte seine Hand auf Wahlbergs Arm. „Nach seiner Pensionierung im Jahr 2005 hat er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, dass die Aufklärung von Missbrauchsdelikten in der Kirche voranschreite. Aber die wichtigere Aufgabe des *MOKK*-Vereins sei der Kampf gegen die sich im Internet immer mehr verbreitende Kinderpornografie. Er sagte zu mir, es seien immer noch die gleichen Täter wie früher am Werk. Die haben sich den neuen Medien angepasst. Denen wollte er unbedingt das Handwerk legen.“

„Wieso hat er Ihnen so was erzählt?“

„Ja mei. Ganz einfach. Wir kommen aus demselben Dorf. Diese Bande zählen noch in Bayern.“ Er schaute Wahlberg ein wenig stolz an. „Und, ich glaub, er hätt's mir nicht erzählt, wenn er nicht auf was g'stoßn wär.“

„Und das hat er Ihnen erzählt?“ Wahlberg beugte sich neugierig vor. „Was genau?“

„Nein, das mit dem ‚Handwerk legen‘ hat er mir nicht erzählt. Aber ich vermute es stark.“

„Aha, Sie vermuten ...“ Wahlberg verbarg sein enttäushtes Gesicht hinter seiner Hand, mit der er an seiner Nase rieb.

Winkelmoser grinste ein wenig hilflos vor sich hin. Mit einem entschuldigenden Ton sagte er: „Das ist halt meine Interpretation.“ Er hielt kurz inne, überlegte. „Aber eins hat er – fast beiläufig – erwähnt: Der Schorsch wollte eine Falle stellen.“

Wahlberg richtete sich steil auf. „Wem?“

Winkelmoser hob die Schultern an, ein Achselzucken. „Nichts Genaues weiß man nicht – oder wie dieser Spruch heißt.“

„Aha, also auch eine Vermutung?“

„Na ja. Sie als investigativer Journalist wissen doch wie diese

Sachen laufen. Erst ein Gerücht, dann eine Vermutung ...“

Wahlberg lenkte ein. „Sie haben ja recht. Ich will hier nicht besserwisserisch sein. Entschuldigung.“

Winkelmoser verzog ein wenig seine Mundwinkel. „Is’ scho’ recht.“

„Weiß eigentlich die Kripo, dass Georg Amberger in Kinderpornoseiten Täter ausgespäht hatte?“

Winkelmoser pflichtete ihm heftig bei. „Aber ja doch. Er wollte sich auf jeden Fall absichern. Sie kennen ja die Geschichte mit dem Bundestagsabgeordneten Tauss ...“

„War er gefährdet?“

„Könnt schon sein. Widerständler gegen sein Tun gab’s genug – und Rufmord ist ein erfolgreiches Mittel. Wenn’s dann nicht reicht, kann auch ein richtiger Mord dem Problem abhelfen.“

„Wollen Sie damit sagen, es könnte einen Zusammenhang zwischen Ambergers Tod und Kinderpornografie geben? Und die Kripo hätte dies ignoriert? Das ist doch brisant. Da sieht doch der Verkehrsunfall ganz anders aus, oder?“

Winkelmoser kratzte sich an seinem ausgefransten Haarkranz.

„Herr Kollege, ich weiß ja nicht, was der Schorsch entdeckt hat. Wenn bestimmten Kreise davon betroffen wären, dann könnte der Verkehrsunfall auch ein Mord gewesen sein.“

„Mehr als eine Spekulation? Dann hätte seine Tante Sofie recht behalten.“

„Ja mei. Hab ich doch g’sagt. So g’schpinnert ist die net.“

G’schpinnert nicht, sagte sich Wahlberg, als er hinaus in den Mittag trat. Aber raffiniert. Warum hat sie die Bekanntschaft mit Rosmarie Amberger geleugnet?

Kapitel 17

Dienstag, 3. August 2010 – nachmittags

Den Leihwagen stellte er in der Pallottiner Straße ab. Wahlberg nahm lieber den Fußweg, der ihn ohne Umwege durch eine Unterführung über die Kammergasse in die Innenstadt führte. Hedwig Anders bewohnte am Ende der Luckengasse ein schmales, einstöckiges Wohnhaus. Der Farbanstrich in altrosa verlieh ihm ein gepflegtes Gesicht. Er hörte die Klingel im Inneren. Er wartete. Kein elektrischer Türöffner, der ihm ein summendes Signal zum Eintritt meldete. Dafür vernahm er im Haus Stimmen, dann Getrappel auf einer Holzterrasse. Eine sicherlich schon weit über fünfzig zählende bäurisch-dralle, energisch wirkende Frau öffnete ihm.

„Sind Sie ein Hausierer?“ Sie wartete die Antwort nicht ab. „Mir brauchen heut nix.“

Solche Aussagen waren ihm inzwischen geläufig. Er konnte gerade noch das Zuschlagen der Haustür verhindern, indem er fragte: „Sind Sie Frau Hauber?“

„Dös is’ mei’ Schwester. Was wollen S’ von der?“

Wahlberg erklärte mit vorsichtigen Worten sein Anliegen. Mit schief gelegtem Kopf verfolgte sie seine Worte.

„A Journalist?“ Das klang wenig überzeugt. „Ich frag sie mal.“

Unten konnte er hören, dass es oben einen längeren Disput gab, wie zwei Parteien, die sich nicht einig waren. Dann hörte er kurz und bündig: „Kommen S’ rauf.“

Er trat in eine weitläufige, helle Wohnküche. Auf dem Tisch war fürs Mittagessen gerichtet. Resi Hauber sah ihrer Schwester wie aus dem Gesicht geschnitten aus. Nur etwas jünger und schlanker. Sie saß in der Ecke, als wollte sie sich verstecken.

„Jetzt is’ Mittagszeit. Da können S’ mit uns zulangn. Es gibt Fleischsupp’n mit Leberknödel.“

Als Wahlberg die feinen Düfte bayrischer Küche in sich aufnahm, merkte er erst, wie hungrig er war. Dankbar nahm er die urbayrische Gastfreundschaft an.

Resi Hauber meldete sich zaghaft. „Sie sind ein Journalist? Für welche Zeitung schreiben S’ dann?“

Als er es erklärt hatte, bekam er zur Antwort: „Kenn ich net.“

„Das macht nichts“, sagte er zwischen zwei Löffeln Suppe. „Ich will bloß wissen, ob Sie mir etwas von diesem Aufruhr erzählen wollen. Was war mit dem Pfarrer?“

„Wissen S’, der Herr Pfarrer, eigentlich ist der ein ziemlich ruhiger Mensch. Für seine sechsundsiebzig ist der noch gut beieinander. Mit der Predigt war’n die Leut’ zufrieden.“

„Gab es irgendwelche Auffälligkeiten beim Pfarrer?“

Als Resi Hauber zögerte, ermunterte sie ihre Schwester. „Geh, sag schon, was dich bedrückt.“ Und an Wahlberg gewandt: „De Leit haben schon ewig drüber g’flüstert.“

Etwas verlegen sagte sie: „Ich besorg ihm den Haushalt jetzt schon so ungefähr zwanzig Jahr’. Manchmal ist er rauf auf den Dachboden. Da ist er dann häufig lang ’blieben. In der letzten Zeit aber weniger.“ Sie betonte vehement: „Des hat mich nichts angegangen.“

„Was hat er da gemacht?“

Resi Hauber wurde noch verlegener. „Ich weiß es net“, hauchte sie vor sich hin. Sie genierte sich.

Wahlberg versuchte es mit einer anderen Strategie. „Was haben Sie gedacht, als sich die vielen Menschen vor dem Pfarrhaus versammelt hatten?“

„Ich hab Panik bekommen. Aber der Pfarrer ist eigentlich ganz ruhig hinten rausmarschiert. Mit polizeilichem Geleitschutz sozusagen. Er hat bloß gegrinst.“ Sie schaute ihn empört an.

„Konnten Sie sich vorstellen, warum sich die Leute versammelt hatten?“

„Nein. Später haben einige Dorfbewohner behauptet, dass mal endlich aufg’räumt gehört.“ Sie schaute mit schamrotem Gesicht auf den vor sich stehenden Teller. „Der Herr Pfarrer war mal in was verwickelt. So Sauereien, hat’s geheiß’n.“ Wie eine Entschuldigung fügte sie an: „Das war aber viel früher.“

„Es ist im Pfarrhaus eingebrochen worden.“

„Des hab ich schon g’hört. Aber da ist doch nix Wertvolles drin.“

„Vielleicht auf dem Dachboden. Wo der Pfarrer immer hingeht. Es könnte auch etwas anderes sein als Gold und Silber.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Kennen Sie Georg Amberger?“

„Der hat hier in Freising gewohnt.“ Die Schwester hatte das Zeppter übernommen. „Der war ein sehr guter Lehrer. Ein richtiger Pädagoge. Schad’, dass er tot ist. Aber der war eh schon pensioniert.“

Es kribbelte in Wahlberg vor Aufregung. „Wo hier? Hier in der Straße hat er gewohnt?“

„Nein, in der Nähe der *Karl-Meichelbeck-Realschule*. Hinter dem Pallottinerhaus. Des müssten die dort wissen.“

Hedwig Anders begleitete Wahlberg die Treppe hinab. „Wir haben halt keinen Türsummer, deshalb müssen wir immer absperren.“ Beim Schlüsselumdrehen sagte sie: „Sie hat’s satt“, und deutete mit dem Daumen nach oben. „Sie mag nichts mehr wissen von der ganzen Sippschaft.“ Sie zog Wahlberg am Ärmel und flüsterte: „Ich tät Ihnen aber raten, versuchen S’s doch mal bei der früheren Haushälterin.“

Wahlberg schaute sie entgeistert an. „Es gibt noch eine ...?“

„Ja, freilich. Die vom früheren Pfarrer Riedinger. Das ist die Agnes Weigl. Die hat halt auch noch über zehn Jahr’ beim Gschwandtner g’schafft, bis es nimmer ganga is’ und meine Schwester übernommen hat. Jetzt lebt sie im Altenheim *Maria Stern* in Wasserburg. Das nennt sich Auf der Burg.“

Passend zum geistigen Umfeld sagte er ein artiges „Grüß Gott“, als er das Haupthaus der Pallottiner betrat. Zum Sekretariat musste er in den ersten Stock. Ob der Prior zu sprechen sei. Einen solchen gebe es nicht. Man sei ja kein Kloster. Es gebe aber einen Rektor und Konrektor. Er zückte seinen Presseausweis und gab an, dass ihn die mysteriösen Umstände zu Georg Ambergers Tod interessieren würden. Das sei aber schon lange her, erwiderte die Sekretärin. Ihrer Ansicht nach hätte man sich auch schon früher darum kümmern können. Sie wolle nachsehen, ob es einem der Herren passe.

„Sie habe ich schon am Montag beobachtet. Als Sie im Park mit dem Pfarrer Gschwandtner geredet haben.“ Der Rektor gab ihm eine kleine, weiche Hand. „Mein Name ist Anton Brenner.“

Beobachtet. Wahlberg überspielte seine Überraschung, indem er vorgab, in seinem Rucksack nach Block und Bleistift zu fahnden. Der ‚Speichellecker‘, wie ihn der Ferdinand Messner genannt hatte. Wie sieht ein Speichellecker aus?, fragte sich Wahlberg und betrachtete den Rektor. Er blickte in das schmal geschnittene, durchgeistigte Gesicht, das von einer randlosen, dickglasigen Brille dominiert wurde.

„Es bleibt halt nichts verborgen auf dieser Welt.“ In einer selbstgefälligen Geste führte er Wahlberg in einen großzügig ausgestatteten Nebenraum und bot ihm einen Platz an.

Der liebe Gott sieht alles, dachte Wahlberg und setzte sich im tiefen Ledersessel zurecht. „Der Pfarrer gehört halt auch zu dem Umfeld“, sagte er zum Rektor, „in dem der Tod von Amberger mysteriös erscheint.“

„Sein Tod, den wir nicht nur aus Anteilnahme sehr bedauern, mag mysteriös erscheinen. Es sind die Wege des HERRN, die unser Schicksal leiten.“

Wahlberg kniff kurz die Lippen zusammen, um eine blasphemische Äußerung runterzuschlucken. „Aus welchen Gründen noch?“, fragte er stattdessen.

Der Rektor reagierte pikiert: „Wie meinen?“

„Und aus welchem Grund bedauern Sie seinen Tod noch?“

Anton Brenner fuhr seine Augenlider hinter den Brillengläsern betont auf Halbmast. Es folgte ein gedehntes „Nuuun.“ Er sammelte sich. „Georg Amberger – er war engagiert. Das wird in der heutigen Zeit immer weniger.“

Wahlberg unterbrach ihn. „Sein Engagement war aber nicht besonders gern gesehen, habe ich gehört. Insbesondere in einem Bereich, der der katholischen Kirche zurzeit ziemlich auf die Füße fällt ...“

„Sie meinen diese Missbrauchsfälle?“

Wahlberg nickte. „Genau. Wie ich hörte, zog bei diesem Engagement die Kirche die Handbremse an.“

Brenner hob abwehrend die Hand. „Georg Amberger hatte eine Mission, die er aus seiner Vergangenheit ableitete.“

„Mit Mission meinen Sie sicherlich diesen Verein *Missbrauchsopfer der katholischen Kirche*, den er vor einigen Jahren gegründet hatte?“

„Ja, ein furchtbarer Name, auch diese Abkürzung *MOKK*.“ Er betrachtete Wahlberg, als hoffte er seine Zustimmung zu erheischen. Brenner fuhr nach kurzem Abwarten fort: „Mit dieser Organisation sollte diese ganz dunkle Seite menschlicher Verfehlungen angegangen werden. Er wollte helfen und schützen.“

„Welche Funktion haben Sie in diesem Verein?“

„Wie kommen Sie darauf ...?“

„Ich hatte letzten Samstag Gelegenheit, mit Frau Seiffert zu sprechen.“

Anton Brenner reagierte nicht, versteckte sich hinter seinen dicken Brillengläsern.

„Es geht das Gerücht rum, dass Amberger nicht nur früheren Missbräuchen, sondern auch aktueller Kinderpornografie nachgegangen sei?“ Wahlberg schlug wieder einmal aufs Gras.

Der Rektor rang ein wenig nach Luft. „Das ist eine schwere

Anschuldigung, die der Kirche unterstellt wird.“

„Keine Anschuldigung, ein Gerücht“, antwortete Wahlberg. „Aber Gerüchte haben oft einen Wahrheitskern.“ Er fixierte Brenner mit unnachgiebigem Blick. „Jetzt gibt es noch ein Todesopfer. Ein Priester, der auch Mitglied in Ihrem Verein war. Es hieß, er sei ein ordentlicher Saubermann gewesen?“

Der Rektor blieb ruhig. Fast unnatürlich ruhig, fand Wahlberg.

„Wir bedauern den unseligen Tod unseres Bruders im HERRN aufs Außerordentlichste. Julian Brockhövel wollte seiner Kirche dienen. Bis zur Selbstaufgabe.“

Zu viel Öl in der Stimme, dachte Wahlberg. Laut sagte er: „Können Sie mir noch erklären, welche Funktion Sie bei *MOKK* haben? Hatten Sie auch schon vor dem Tod Ambergers eine?“

Brenner atmete tief durch. „Da werden unterschiedliche Interessen berührt ...“ Als er sah, wie Wahlberg seine Augenbrauen furchte, ergänzte er schnell: „Die Kirche ist auch als Institution bedroht. Sie muss geschützt werden vor solchen Fehlgeleiteten.“

„Unterschiedliche Interessen ausgleichen? Ist das Ihre Aufgabe in dem Verein?“ Wahlberg schaute ihn fassungslos an.

Brenner hob die Hand, als wollte er Einhalt gebieten. „Wir sind eine moralische Institution ...“ Er brach ab, als er in Wahlbergs entrüstetes Gesicht blickte.

„Eine moralische Institution? Die Kirche?“ Wahlberg konnte sich gerade noch mit einem höhnischen Kommentar zurückhalten. Er nahm sich zusammen und fragte leise: „Ausgleich der Interessen? Heißt das, Sie wollen versuchen, aus Tätern Opfer und aus Opfern Täter zu machen? Oder einfach nur diese Geschehnisse abwiegeln?“

Der Rektor schaute ihn durch seine Brillengläser entrüstet an, als hätte er gerade eine Gotteslästerung begangen. Als keine Antwort kam, fragte Wahlberg weiter: „Sie sagten vorhin, Georg Amberger sei konsequent in seinem Handeln gewesen. Was meinen Sie damit? Wollte er auch vergelten?“

„Es obliegt nur Gott und seinen engsten Vertretern auf Erden,

Sanktionen auszusprechen und zu handeln.“ Brenner setzte offenkundig auf vernebelndes Pathos. Wahlberg blieb nach dieser Aussage weiter misstrauisch.

„Ist Amberger auf etwas gestoßen, das die Kirche noch mehr hätte bedrohen können? ... Bestimmte Personen vielleicht?“

Der Rektor war aufgestanden. Wahlberg hob den Blick aus seinem tiefen Sessel empor. Einem inneren Impuls folgend, fragte er: „Bedroht der Verein die heilige Ordnung? Kurz und gut: Hat Amberger etwas herausgefunden, das die Kirche noch mehr in die Bredouille bringen würde?“

Brenner legte seinen Zeigefinger an seine rechte Wange. Er dachte lange nach, sagte dann kurz und bündig: „Ich weiß es nicht.“

„Das kann ich mir nicht vorstellen. Amberger ist doch hier ein und aus gegangen?“

Brenners Antwort klang kryptisch. „Es gibt immer Personen, denen man kritisch gegenübersteht.“

Wahlberg ärgerte sich über die wachsweichen Antworten. „Könnte sein Tod mit seinem Engagement in dem Verein zu tun haben? Oder genauer: Hätte er bestimmte Kreise in Schwierigkeiten bringen können?“

Brenner wandte seinen Blick dem Fenster zu, als wollte er ihm ausweichen. „Ich weiß es nicht.“ Mit zornigem Blick wandte er sich Wahlberg zu. „Ich kann Ihnen nicht mehr sagen.“

„Hatte jemand ein Interesse am Tod von Georg Amberger?“

„Es ist in der letzten Zeit schon so viel ans Tageslicht gezerzt worden, was unserer Kirche schadet.“ Brenner richtete den Blick an die Decke. „Zwar sind es Menschen, die fehlgeleitet sind, aber Gott, der HERR, wird diejenigen bestrafen, die das seinem Haus angetan haben.“

Wahlberg hakte nach: „Gilt das auch für Kinderpornografie in Ihrer Kirche? Oder wird da der Deckmantel des Schweigens drübergelegt?“

Der Rektor hob den Kopf wieder an. Als erwartete er von der

Zimmerdecke eine Inspiration. Er hob die Schultern und seufzte.

„Also, Herr Brenner, wer hatte Interesse an Ambergers Tod, wenn es kein Verkehrsunfall war? Vielleicht der Pfarrer aus Gathling?“

„Nein. Niemals. Auch er ist gestraft genug.“

„Wie meinen Sie das?“

Mit maskenhaftem Gesicht erwiderte er dem Journalisten: „Das Beichtgeheimnis ist ein Sakrament, wenn Sie das überhaupt als Laie verstehen.“

Wahlberg nickte und fragte weiter: „Wie war das Verhältnis zwischen Amberger und Brockhövel? Letzterer kam ja erst nach Ambergers Tod zu Vereinhöhen.“

„Wie ich schon sagte, Julian Brockhövel war über alle Zweifel erhaben.“

Wahlberg hatte von dieser bewusst zur Schau gestellten Selbstgefälligkeit erst einmal genug.

„Zwei Fragen habe ich noch. Hatte Georg Amberger Kontakte nach Irland?“

„Aber ja.“ Brenner zog seine Augenlider wieder hoch. Er lächelte salbungsvoll mit Erleichterung im Gesicht. „Die Pallottiner pflegen bis heute regen Austausch mit dem Bischof von Ossory. Er leitet die dortigen Pallottiner. Georg Amberger war seit – ich muss nachdenken – seit etwa Mitte der 1970er Jahre für ein oder zwei Jahre Austauschlehrer in Dublin. Wieder zurück, baute er schulische Kontakte dorthin aus. Sprachförderung und Kultur. Und Ihre zweite Frage?“

Wahlberg ließ sich Zeit und schaute den Rektor genau in die Augen. „War Georg Amberger verheiratet?“

Brenner zögerte kurz, sagte dann kurz und knapp „Ja“, als würde er eine ihm unangenehme Wahrheit preisgeben.

So nebenbei, beim Herausgehen fragte Wahlberg: „Wo hat Amberger gewohnt?“

Sein Gesprächspartner stutzte kurz, krauste seine Stirn und sagte: „Sie wollen’s wohl genau wissen.“

Wahlberg sagte: „Ich muss es wissen“, und rang sich zu einem Lächeln durch.

„In der Prechtlstraße 2.“ Mit einer kurzen Handbewegung wies ihm Brenner den Weg entlang der Pallottiner Straße. „Dann links und gleich wieder rechts.“

Als sich der Rektor umdrehte, fragte Wahlberg betont beiläufig. „Sagen Sie, Herr Brenner, sind Sie auch öfter in Irland – bei Ihren pallottinischen Glaubensbrüdern – anzutreffen?“

Brenner blieb abrupt stehen, als wäre er urplötzlich vor eine Wand gelaufen. Er drehte sich um. Seine Augen blitzten kalt. „Wie kommen Sie auf einmal da drauf?“ Die Gegenfrage kam schroff aus seinem Mund.

Wahlberg zog die Schultern hoch, wunderte sich innerlich über diese heftig abwehrende Reaktion und sagte vorsichtig: „War nur 'ne Frage ...“

Der Rektor beobachtete aus seinem Fenster heraus Wahlbergs Fußmarsch zur angegebenen Adresse. Er überlegte. Dann griff er zum Telefonhörer. Er verlangte eine schnelle Verbindung zum Bischofsstuhl. Aber direkt.

Kapitel 18

Mittwoch, 4. August 2010 – vormittags

Am gestrigen Abend hatte Wahlberg sich kurzfristig entschieden, in Freising zu übernachten. Er konnte nicht ständig zwischen Wasserburg und der Bischofsstadt pendeln. Laura war enttäuscht. Nach einem langen Gespräch versprach er ihr, für sie an einem der nächsten Abende zu kochen.

Jetzt lag er noch in seinem Hotelbett im *Bayrischen Hof* und überdachte seine nächsten Schritte. Der Pallottiner-Rektor erschien ihm als eine ziemlich undurchsichtige Person. Er war sich sicher, dass Brenner in einigen Gesprächspassagen gnadenlos gelogen hatte. Die moralische Instanz, die er für sich und die Kirche in Anspruch nahm, war doppelbödig. Fungierte Brenner etwa als Bremsklotz, um die Aufklärung innerhalb des Vereins *MOKK* zu verhindern oder zumindest abzuschwächen? Hatte Brockhövel eventuell mit Anton Brenner im Verein über Bande gespielt und musste deshalb sterben? Oder war er jemandem zu nahe gekommen? Aber wem?

Dann die unheimliche Aussage von dem früheren Opfer Ferdinand Messner. Matthias Bruckner sei vor etwa fünfundvierzig Jahren hier auf die gleiche Weise ermordet worden. War etwa der kleine Ferdinand damals Zeuge gewesen? Wenn das zutreffen würde, überlegte Wahlberg, dann würde auch Messners Leben keinen Pfifferling mehr wert sein. Wenn er in diesem Dickicht an Beziehungen und Abhängigkeiten weiterkommen wollte, dann musste er sich unbedingt die Kenntnisse vor Ort von Hauptkommissar Perlinger sichern. Wahlberg fragte sich, welche Informationen Elena Seiffert wohl verbarg.

Bei seinem späten Frühstück entschloss er sich, zuerst den

Hauptkommissar aufzusuchen. Die Haydstraße 4, wo die Polizeiinspektion residierte, war keine zehn Minuten Fußweg vom Hotel entfernt. Den schnauzbärtigen Hauptkommissar traf er nicht an. Der sei „grad ganga“, wie man ihm mitteilte. Der besuche noch einmal den Tatort.

Perlinger stand unschlüssig vor der Haustür in der Fischergasse 3. Die Versiegelungen waren beschädigt. Er sah den erstaunten Ausdruck in Wahlbergs Gesicht.

„Ja, da hab ich mit meinem Schlüssel reingeritzt. Aber, jetzt kommt's.“ Der Kommissar sah den Journalisten von unten an. „Derjenige, der das getan hat, war geschickt. Er hat die Gummierung vom Siegel gelöst. Ganz geschickt.“ Er nickte anerkennend. „Aber“, er hob seine Stimme an, „zum richtigen Drankleben hat's nicht mehr gereicht. Jetzt wart ich auf die KTU.“

„Meinen Sie, es war nur einer?“

„Ja. Wenn ich davon ausgeh, dass ein Einzelner den Mord begangen hat. Und davon können wir ausgehen.“ Er schaute in Wahlbergs zweifelndes Gesicht und sagte stolz: „Das ist schon mal ein Ergebnis unserer KTU.“

„Die Tat eines Einzelnen. Wollte er den Priester mundtot machen, ihn bestrafen oder hat der Täter etwas gesucht?“ Wahlberg schaute Perlinger fragend an.

Perlinger schlurft ein paar Schritte übers Kopfsteinpflaster zur Moosach, einem kleinen Rinnsal, das neben der Fischergasse her lief. Er winkte Wahlberg zu. Sie lehnten sich beide über das Gelände und schauten in das leise plätschernde Gewässer.

„Ein tolles Flair“, meinte Wahlberg und schaute die Moosach hinauf. Die rechtsseitig im Mittelalter erbauten Gebäude unterstrichen eine Idylle, die im krassen Gegensatz zum gestrigen Mord stand.

Der Kommissar nahm den Gesprächsfaden wieder auf. „Drei Möglichkeiten. Könnten aber auch alle drei zusammengehen. Vielleicht bringen die Spurenexperten Licht ins Dunkel.“

„Konnten Sie inzwischen feststellen, ob etwas fehlt?“

„Wissen Sie, Herr Wahlberg, etwas feststellen können wir erst, wenn wir eine Übersicht über alles haben. Frau Seiffert hatte am Montag mal drübergeschaut.“

„Und?“

„Da war nichts Vernünftiges herausgekommen. Sie ist einfach nicht in der Lage.“

„Ach was? Dabei hatte ich den Eindruck, gerade sie könnte besonders gut helfen.“

Über das überraschte Gesicht von Perlinger musste er lachen.

„Wieso sie ...?“

„Nun ... Gestern habe ich mir von Frau Seiffert die Anschrift des Toten geben lassen. Ich habe den Eindruck, dass sich die beiden enger, vielleicht sogar intimer, kannten.“ Wahlberg peilte Perlinger mit hochgezogenen Augenbrauen an. „Mehr als es vielleicht erlaubt war.“

„Sie meinen, die hatten was miteinander?“ Perlinger schaute ihn an, als wäre er nicht besonders gescheit. „So, so ... solche Fantasien haben Sie ...“

„Es ist so ein Gefühl, dass die sich näher kannten ...“

Perlinger grinste. „... näher, als die Polizei erlaubt, eh?“

„Herr Perlinger, es könnte einen Hinweis bringen, wenn Sie die Frau Seiffert mal anrufen.“ Wahlberg drängte.

Perlinger wollte ihn nicht länger zappeln lassen. „Herr Wahlberg, der Priester war ihr Neffe.“

Wahlberg schluckte. Verdammt, dachte er, voll daneben. Er wehrte mit der Hand ab.

Perlinger grinste wieder. „Ich ruf die Elena später an. Die läuft mir nicht weg.“

Wahlberg verabschiedete sich. In seinem Gesicht wechselten Scham und Ärger einander ab. Wie unprofessionell.

Perlinger zupfte ihn am Ärmel, um ihn zurückzuhalten.

„Herr Wahlberg, auf ein Wort noch.“

Wahlberg bremste rasch seine Schritte und drehte sich ihm zu.

„Gibt es doch noch etwas, das ich für Sie tun kann?“

Perlinger trug ein mokantes Lächeln im Gesicht. „Schau'n mer mal. Wir könnten ein kleines bisschen spazieren gehen.“ Er zeigte auf den leicht ansteigenden Weg zum Domberg. „Solang die KTU ihr Werk noch nicht erledigt hat, kann man eh nichts tun.“ Mit Schalk in den Augen setzte er hinzu: „Auch Frau Seiffert können wir erst dann dazu bitten, wenn der Weg frei ist.“

Auf dem Weg zum Freisinger Dom fühlte der Kommissar ein wenig vor.

„Ich hab den Eindruck, ihr Journalisten seid uns ein wenig voraus?“

„Was heißt hier *ihr* Journalisten? Ich bin bloß einer.“

„Ja, ja. Das ist so ein Sammelbegriff. Natürlich sind Sie *nur* einer. Mich würd halt mal interessieren, wie Sie dazu, also zu dem Mordfall, gekommen sind?“

„Es sind mehrere lose Fäden, und wie es aussieht, immer mehr, die lose herumhängen.“ Wahlberg beschrieb einen großen Bogen: seine ominösen Begegnung auf der Fähre, eine mögliche Verbindung nach Freising, der Aufmarsch in Gathling. Er erwähnte seinen Archivbesuch, bei dem er auf Bruckners Mord gestoßen war. Hinzu käme noch Georg Ambergers mysteriöser Tod. „Und über allem droht ein Unwetter namens Missbrauch an Kindern und jungen Erwachsenen“, ergänzte er abschließend.

Perlinger nickte stumm, fast gottergeben, vor sich hin.

„Himmikreiz miteinander“, brach es urplötzlich und laut aus ihm heraus.

Perlingers Urschrei durchdrang ihn wie ein Pfeil.

„Ich versteh Sie ja.“ Wahlberg stand vor ihm, als wollte er ihn schützend in den Arm nehmen. „Aber es ist nun mal so. Dieser Missbrauch ist in der katholischen Kirche ursächlich.“

Schweigend betraten sie den Domvorplatz.

„Der berühmte Dom zu Freising.“ Stolz und Trauer vermischten sich in Perlingers unübersehbaren Hinweis. „Der Mariendom,

wie er hier kurz genannt wird. – Lassen Sie uns dort hinübergehen.“ Er wies auf die gegenüberliegende Aussichtsveranda, die neben der Dombibliothek den Blick ins tiefer gelegene Umland bot.

Wahlberg betrachtete eine von Ferne herankommende Doppelstockgarnitur, die von oben auf H0-Größe geschrumpft war. Der Kommissar fischte sich eine Zigarette aus dem Hardpack, zückte ein billiges Plastikfeuerzeug, zündete und inhalierte kräftig. Hastig und nervös, beobachtete Wahlberg, als versuchte Perlinger inneres Leid zu kompensieren. Als ehemaliger Raucher konnte er es ihm nachempfinden.

Die Stille auf dem Domberg, der Nikotinkonsum, beruhigten Perlinger. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Herr Wahlberg, dann sehen Sie diesen Mord an dem Priester Brockhövel als Teil einer größeren Angelegenheit.“

Wahlberg riss sich vom vielschichtigen Panorama, das er zu seinen Füßen vorfand, los. Er schaute auf den kleinen Hauptkommissar herunter.

„Das ist richtig. Vor allem, wenn wir zu den früheren Missbräuchen den Verdacht von Kinderpornografie hinzuaddieren.“

„Sie glauben also, dass frühere Missbrauchstäter – solche, die bisher nicht entdeckt wurden – weiterhin mit pornografischen Kinderbildern ihren Neigungen nachgehen.“

„Das ist meine Vermutung.“

„Aber diese früheren Täter wären doch jetzt viel zu alt für so was ...?“

„Sie meinen für das Sexuelle?“

Perlinger nickte und zog an seinem Kippenrest. „Genau. Die sind doch jenseits von Gut und Böse.“

„Diese Meinung habe ich schon öfter gehört. Sexuell betrachtet, vielleicht. Aber das Böse hört damit nicht auf. Es geht meist weniger ums Sexuelle, sondern um Macht, um Unterdrückung, vielleicht sogar um Geschäfte. Das macht vorm Alter nicht Halt.“ Wahlbergs Gesicht, von hektischer Röte überzogen, bekam fast einen missionarischen Ausdruck. Perlinger betrachtete ihn stirn-

runzelnd. „Ja, ja. Ich verstehe. Beruhigen Sie sich doch ...“

Wahlberg atmete tief durch. „Aufklärung, Herr Perlinger, Aufklärung ist von Nöten. Das Schweigen, das dieses Thema umgibt, muss endlich durchbrochen werden.“

Perlingers Handy intonierte wieder ein paar Takte eines bayrischen Ländlers. Er lauschte dem Anrufer, sagte dann zu Wahlberg. „Ich muss zurück. Die KTU ist fertig.“

Auf dem Weg nach unten lächelte Wahlberg den Hauptkommissar gewinnend an. „Nehmen Sie mich mit? Ich denke, Sie könnten meine Hilfe gebrauchen.“

Der Polizeibeamte legte seinen massigen Kopf mal links, mal rechts, tönte dann: „Gut, dann gehen S' jetzt mal mit. Vielleicht hilft's ja was.“

Auf dem Weg über die Untere Domberggasse zum Tatort rief Perlinger noch Elena Seiffert an.

„Aber Sie interviewen diese Dame nicht in meiner Gegenwart. Weil mich ihr Privatleben nichts angeht. Und eine Mordverdächtige ist sie nicht. Das muss klar sein.“

Wahlberg nickte und dachte, dass er auch warten konnte.

Sie nahmen einen weiten Bogen, um zurückzukehren. Wahlberg hatte den Eindruck als wollte Perlinger ihm noch ein paar eindrucksvolle städtebauliche Sanierungen vorführen.

Sie schauten gemeinsam die Luckengasse hinunter, die wieder zur Unteren Hauptstraße hinführte. „Aber bei einigen Häusern hat's Geld net mehr g'langt.“

Elena Seiffert stand schon vor der Haustür des Mordopfers. Sie sah an Wahlberg vorbei, als kenne sie ihn nicht. Er nahm es verwundert zur Kenntnis.

„Franz, um Gottes willen, was ist hier los, dass ich noch mal zu diesem schrecklichen Ort kommen muss?“

Franz? Anscheinend kennen sich hier alle sehr persönlich. Hoffentlich ist das nicht so ein *closed shop*, wie die Iren zu sagen pflegen. Eine verschworene Gemeinschaft.

„Unser Journalist da“, Perlinger zeigte auf Wahlberg, „war der Ansicht, dass du uns helfen könntest.“

„Wieso soll ich euch helfen können? Wodurch?“

Entgegen der Abmachung mischte sich Wahlberg ein. „Frau Seiffert.“ Er formulierte vorsichtig. „Inzwischen ist mir bekannt, dass Herr Brockhövel Ihr Neffe war.“

Elena Seiffert richtete ihre kleine Gestalt auf, versteifte sich zusehends.

„Hast du ihm das erzählt?“, wandte sie sich mit empörter Stimme an Perlinger.

Der Kommissar hob mahnend die Hand, um Wahlberg zu unterbrechen. Der ließ sich nicht bremsen.

„Könnten Sie uns eine Übersicht über die Gegenstände in der Wohnung Ihres Neffen geben?“

„Ich hab schon am Montag gesagt, dass mir nichts aufgefallen ist.“

Die beiden Männer sahen sie bittend an.

„Nun gut“, gab sie nach. Unaufgefordert erzählte sie, dass ihr Neffe auf Geheiß ihrer jüngeren Schwester Priester werden sollte. „Sie ist in den Siebzigern von Drüben übergekommen. Sie war sehr christlich ausgerichtet und hatte dann in Münster ihr Lebensglück gefunden, sie haben geheiratet. Vor einem Jahr ist meine Schwester gestorben.“ Sie schaute die beiden an, als wünschte sie sich eine Bestätigung ihres Leids.

Perlinger beobachtete mit hochgezogenen Augenbrauen die Runde, während er sich wieder eine Zigarette aus der Packung klopfte.

„Es war Julians Wunsch, dass ich unsere Verwandtschaft nicht an die große Glocke hänge. Wenn es bekannt würde, meinte er, könnte er nicht mehr unabhängig sein. Vor allem in dem Verein. Also hab ich ihn nur ab und zu besucht – meist abends.“

Perlinger nahm Elena Seiffert bei der Armbeuge und führte sie ins Haus. Sie blieben beide abrupt stehen.

„Ja wie schaut es hier aus ...?“ Zorn schwang in seiner Stimme,

als er sich an die Mitarbeiter der KTU wandte.

„Das war'n wir nicht, Chef. So haben wir's vorgefunden. Da hat jemand wohl etwas Wichtiges gesucht“, erklärte ein Techniker.

Wahlberg, der leise hinterhergegangen war, sah ein Chaos auf dem Teppichboden.

„So eine schöne Scheiße“, entfuhr es ihm unwillkürlich.

„Da lässt sich auf die Schnelle nichts feststellen.“ Enttäuschung stand in Perlingers Gesicht geschrieben. „Ich glaube, Elena, da musst du mir helfen.“

Sie schaute ihn skeptisch an. „Schon wieder? Aber allein bleib ich nicht. Nicht in diesem Mordhaus.“

„Elena“, beschwichtigte er sie. „Ich lass dir Frau Zänglein da, eine unserer Besten von der KTU.“

Perlinger und Wahlberg steuerten wieder die Außenwelt an.

„Ich hab gar kein Blut gesehen. Ist das schon beseitigt worden?“

„Die Reinigung musste ich am Montag in Auftrag geben“, antwortete Perlinger. „Sonst wär jetzt schon alles eingetrocknet.“

„Würden Sie mich über das Suchergebnis benachrichtigen?“

Perlinger schaute Wahlberg unschlüssig an.

„Bitte.“ Wahlberg hob seine seriösen Absichten hervor. „Es befruchtet auch Ihre Ermittlungen.“

„Ja, gut. Es kommt halt darauf an ...“

„Okay. Ich werde jetzt mal wieder nach Wasserburg zurückfahren.“

Als sie sich die Hände reichten, hielt Wahlberg kurz inne. „Sagen Sie mal, Herr Perlinger, wer hat eigentlich den Tod von Georg Amberger untersucht?“

„Dafür ist die Verkehrspolizei zuständig. Ein Verkehrsunfall mit Brandopfer.“

„Das ist die unfalltechnische Einschätzung.“

Perlingers Augen zogen sich ein wenig zusammen. „Warum betonen Sie das so?“

„Es gibt Gerüchte.“

„Hab ich schon gehört. Da ist nichts dran.“ Der Kommissar schaute mit kritischem Blick auf Wahlberg. „Absolut nichts. Das sag ich Ihnen gleich.“

Kapitel 19

Mittwoch, 4. August 2010 – nachmittags

Auf der Rückfahrt entschied sich Wahlberg, die etwas längere Strecke nach Wasserburg zu nehmen. Über Dorfen und Haag. Dort auf der B 15, kurz hinter Haag, hatte Georg Amberger auf der Heimfahrt nach Freising den Tod gefunden.

Wahlberg war mit der Version von Perlinger nicht einverstanden. Er wollte dem Gerücht auf jeden Fall nachgehen. Hinter Dorfen bemerkt er den dunkelblauen Golf zum ersten Mal im Rückspiegel. Der Pkw schloss auf, überholte nicht, ließ sich wieder zurückfallen. Wahlberg konzentrierte sich weiter auf die vor ihm liegende Straße. Als er an der Unfallstelle hielt, zwischen Diezmanning und Moosham, etwa vier Kilometer vor Haag, sah er, wie das blaue Fahrzeug in den Abzweig *Loh* abbog. Verschwörungstheorien, abgründige Gedanken, schalt er sich.

Winkelmoser hatte ihm die Lage auf der Karte gezeigt. Eine sanfte S-Kurve. Erst nach links, dann nach rechts. Ihm fiel eine Zeitungsmeldung ein, wonach ein Auto auf gerader Straße von der Fahrbahn abgekommen war. Ein Unfall mit tödlichem Ausgang. Warum nicht auch auf dieser Bundesstraße? Manchmal genügt eine Unachtsamkeit, manchmal hilft auch ein technischer Defekt ins Jenseits. Er war gespannt, was der Unfallbericht hergab. Verkehrsaufkommen, Witterung, Fahrzeuguntersuchung und was sonst noch so anfiel.

In Haag legte Wahlberg eine Kaffeepause ein. Er überdachte noch einmal die Gespräche der letzten Tage. Perlinger, so war sein Eindruck, hatte eigentlich die Ruhe weg. Eigentlich, wenn er den Urschrei mal unberücksichtigt ließ.

Der Pfarrer hatte Angst, die er mit einer gewissen Chuzpe zu

überspielen versuchte. Aber vor wem oder was? Und der feingeistig anmutende Rektor? Ein Mitspieler des Herrn? Die Frage war, ob eines irdischen oder eines überirdischen. Dass er nicht näher an das einstöckige, gelbe Einfamilienhaus, das ihm der Rektor gewiesen hatte, herangetreten war, ärgerte ihn im Nachhinein. Er hätte doch mal die Türklingel versuchen sollen. Denn auf dem Türschild auf dem weißen Lattenzaun prangte der Name *Amberger*.

Am Ortsausgang saß ihm wieder der Dunkelblaue im Nacken. Ein FS für Freising konnte er gerade noch erkennen. War es das gleiche Fahrzeug wie zuvor? Erst wollte er Gas geben, um ihn abzuhängen. Keine Chance. Traktoren und Lastkraftwagen behinderten einen schnellen Verkehrsfluss. Dann war das dunkelblaue Fahrzeug wieder verschwunden. Wahlberg schaute mehrmals irritiert in den Rückspiegel, riskierte beinahe einen Auffahrunfall. Als er in Wasserburg am Marienplatz einparkte, schob sich das dunkelfarbige Fahrzeug mit Freisinger Kennzeichen an ihm vorbei in Richtung Tränkgasse. Er lief hinter dem Pkw her. Sah ihn noch in die Landwehrstraße einbiegen. Als er ihn erreichte, saß keiner drin. Seine Hand fühlte die Betriebswärme auf der Motorhaube. Was war das? Nur ein dummer Zufall?

Die weitaus schwierigere Situation, die er gleich meistern musste, ließ ihn diese Verfolgung schnell vergessen. Laura würde bestimmt nicht ihr Temperament zügeln, wenn er mit seinem Anliegen kam. Dessen war er sich sicher.

Laura saß schon mit erwartungsvollem Blick in den *Paulaner Stuben*, als er mit leichtem Schritt hereintrat.

Sie strahlte ihn an. „Alles gut verlaufen? Wie waren deine Freisinger Tage? War der Pfarrer gesprächig?“

Die mögliche Verfolgung erwähnte er nicht. Es war ja nichts passiert. Dafür lieferte er ihr einen kurzen Report, auch vom Tod des Priesters.

„Wie schrecklich“, entfuhr es ihr.

Wahlberg nahm es schweigend hin, sagte dann: „Der Amberger war auch häufig in Irland.“

„Welcher Amberger?“

„Die Zusammenhänge reichen bis in die 1960er Jahre zurück. Eine sehr unappetitliche Geschichte, in die die katholische Kirche, das heißt einige ihrer Vertreter, verwickelt gewesen sind.“ Wahlberg skizzierte kurz die damaligen Vorgänge, wie er es aus dem Zeitungsarchiv erfahren hatte.

„Oh, wie schrecklich. Dieses arme Kind. Und der Bruder ist jetzt auch noch tot.“

Ein kleines Lächeln umspielte seinen Mund. „Das ‚arme Kind‘ hat es aber nie erfahren.“

Sie schaute ihn irritiert an.

„Nun“, er beugte sich vor. „Man könnte das Kind doch nur dann bedauern, wenn es vom Tod erfahren würde. Aber ...“

Sie knuffte ihn am Arm. „Du verdammter, selbsternannter Logiker.“

Wahlberg wollte einen guten, starken Kaffee trinken. Sie schlug das *Café Obermaier* vor.

„Kenn ich inzwischen. Mein Lieblingscafé“, antwortete er auf ihren Vorschlag.

Als die zwei dampfenden Haferl Kaffee vor ihnen standen, atmete er tief durch. Er ging die unangenehme Sache direkt an.

„Man hat mir die hiesige Aufenthaltsgenehmigung entzogen“, sagte er mit betont sarkastischem Unterton. Er sah in ihre braunen Augen, betrachtete ihr schmales Gesicht, die weichen Lippen. Sie blickte ihn verständnislos an.

„Aufenthaltsgenehmigung?“

„Man könnte es auch eine ‚Rückrufaktion‘ nennen.“ Er sah in ihre arglosen Augen. „Ich muss morgen weg. Nach Berlin.“

Sie senkte langsam den Kopf.

„Jetzt müssen Sie schon fort“, klang es traurig. Sie rührte sehr lange in ihrem Haferl. Sie hob ihr Gesicht an. Sie kniff ihre Lippen zusammen. Es sah aus, als teilte ein schmaler hellroter Strich

ihr Gesicht. Ihre Augen färbten sich dunkel vor maßloser Enttäuschung. „Du bist ...“ Sie atmete heftig und schlug ihm kurz auf den Unterarm. „Du bist ein elender Schuft.“ Leise und gequält stieß sie diese Worte hervor. „Erst versprichst du mir einen schönen Abend. Du wolltest für mich kochen ...“

„Natürlich koche ich für dich. Und der Abend wird auch schön werden.“ Er hatte es befürchtet. „Liebe Laura, bitte entschuldige, ich kann doch nichts dafür!“ Es war nur die halbe Wahrheit. Seine Irlandpläne pochten im Hinterkopf. Er nahm ihre Hand. „Es wird ein schöner Abend. Das versprech ich dir.“ Er lächelte sie an. „Wo du mir doch gerade das *Du* angeboten hast.“

„Das mit dem *Du* ist mir rausgerutscht.“ Sie schaute ihn skeptisch an. Ihre große Enttäuschung hatte sich aufgelöst, aber sie schmollte. „Sag nicht immer *liebe Laura*, wenn du das nicht so meinst.“

„Doch, das meine ich.“ Er streichelte ihre Hand. „Ich komme doch wieder. Hier liegt noch einiges, was mich wieder herführen wird.“

„Ach, nur deswegen?“

Wahlberg fühlte sich ertappt. „Nein, nicht nur ...“

„Sondern ...?“

„Laura, es ist schön mit dir.“

„Solche Sprüche kenn ich.“

„Also, Laura, ernsthaft.“ Er suchte ihre Augen. „Wenn ich meine Auftraggeber in Berlin nicht von der Wichtigkeit überzeuge, dann läuft hier nichts mehr. Journalismus ist auch ein Geschäft.“ Die Irlandpläne verschwieg er wohlweislich.

Beim Hinausgehen umfasste er ihre Schultern, zog sie an sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie schmiegte sich an ihn. Ihr kleines Lächeln wirkte traurig.

„Damals waren die Menschen doch ziemlich klein geraten.“ Wahlberg deutete auf die tiefen Gewölbedecken der Arkaden, die den Marienplatz umliefen.

„Pass auf, dass du dir nicht den Kopf daran stößt.“

„Das klingt so, als sollte ich?“

„Bei manchen Menschen hilft ja so was. Damit sie besser erkennen können ...“ Sie ließ den Satz unvollendet und beobachtete ihn aus seiner Armbeuge heraus.

„Ich weiß. Und ich verstehe dich ...“

Laura zog ihn in Richtung Brucktor. „Wir machen jetzt einen schönen Spaziergang.“

„Und das Auto? Soll ich das stehen lassen?“

„Autos sind unbequem in einer solchen historisch geprägten Stadt wie Wasserburg. Wir in Echternach haben auch sehr viel Geschichte anzusehen. Und sehr viele ruhige Plätze. Da fahren fast keine Autos ... Viens, komm!“

„Morgens, wenn ich aus dem Hotelfenster sehe, bin ich jedes Mal fasziniert von dem Türkisgrün.“ Wahlberg deutete auf den stark strömenden Fluss. „Ich bin hier schon mal entlanggelaufen. Ich muss dir gestehen: So hatte ich mir den Inn nicht vorgestellt ...“

„Wie hast du ihn dir dann vorgestellt?“

„Na, irgendwie mächtiger. Breiter und tiefer.“

„Du kennst eben nur diese breiten Flüsse, die in die Nordsee münden. Aber wenn die Gletscherschmelze einsetzt, dann ist dies ein breiter reißender Fluss. Ein gefährliches Hochwasser.“

Sie wanderten gemächlich den gewundenen Weg auf dem Hochwasserdamm entlang. Kinder standen am Wasser und ließen flache weißkalkige Kieselsteine über die türkisfarbenen Strudel hüpfen.

„Das hier ist der Skulpturenweg, der die Innschleife um Wasserburg herum säumt. Insgesamt sind es über dreißig Werke, die von verschiedenen Künstlern geschaffen worden sind.“

„Du scheinst ja richtig stolz darauf zu sein. Kein Heimweh nach Luxemburg?“

„Nein, nicht wirklich. Ich freue mich, meine Eltern zu besuchen, ein wenig Lëtzebuergesch z’schwätze ...“

„Was waren deine Beweggründe, Luxemburg zu verlassen? Die

Gegend um Echternach ist schön, sagte man mir mal, der Verdienst ist gut.“

„Nun, Johann, Geld ist nicht alles. Ich habe das Gefühl, ich habe hier mehr von meinem Leben. Ich kann mich gut mit dieser kleinen Stadt identifizieren. München liegt ganz nah, die Berge auch. Ich arbeite dort, wo andere Urlaub machen“, sie grientete ein wenig verschmitzt und fügte dann hinzu: „... müssen.“

Wahlberg wies auf den durch eine Überdachung geschützten alten Nachen. „Auch ein Prunkstück der Skulpturenanlage?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich glaube, der diene mal als Fähre.“ Sie zeigte auf die Seitenbänke. „Aber ob ich mich getraut hätte, damit rüberzufahren – ich weiß nicht.“

Er nahm sie fest in die Arme. Ihre Haare kitzelten ihn, als er seine Nase in die duftende Fülle steckte. „Und wo wohnst du jetzt?“

Sie wehrte ihn ein wenig ab, wenn auch nur halbherzig.

„Das ist nicht mehr weit. Wir steuern direkt darauf zu.“

Laura zog ihn vom Hochwasserdamm herunter und führte ihn auf einen kleinen, etwas morastigen Weg. Dann hatten sie wieder festen Boden unter den Füßen. Sie zeigte auf das kleine Häuschen, direkt unterhalb dem Damm, mit vielen blühenden Blumen vor der Tür.

„Klein, aber mein“, verkündete sie mit unverhohlenem Stolz.

„Da wohnst du alleine?“ Eigentlich eine blöde Frage, dachte er.

Laura schaute ihn mit einem distanzierten Blick an. „Wenn du wissen willst, ob ich hier zu zweit wohne oder irgendwelche anderen Verbindungen angesprochen werden sollten, dann nur heraus mit der Sprache.“

„Verzeih mir.“ Er versuchte sich herauszureden. „Die ewige Neugier eines Journalisten.“

„Das scheint eher ein Problem von Männern zu sein. Denen rutscht immer was heraus ... und wir Frauen haben dann Probleme.“ Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Meistens.“

Mit schief geneigtem Kopf bat sie ihn herein. „Langsam bekom-

me ich Hunger. Und ich will den Meisterkoch heute noch schwitzen sehen.“

„Was hast du eingekauft?“

„Nichts Besonderes.“ Mit feiner Ironie fügte sie an: „Ich wollte dich nicht überfordern.“

In der kleinen, gut sortierten Küche begutachtete er erst einmal das Handwerkszeug, Gewürze und Kräuter.

„Es gibt Fisch, Tomaten, Gurken, junge Kartoffeln.“

Wahlberg rümpfte die Nase. „Fisch ... hier im Süden. Der ist doch sicherlich schon alt und krank, wenn er ankommt.“

„Johann, sei nicht so neunmalklug.“ Sie holte ein Päckchen aus dem Kühlschrank. „Das hier sind frische Äschen aus dem Inn. Sie schmecken wie Forellen. Und ich habe einen Elbling aus meiner Heimat gekühlt.“

Wahlberg schnalzte mit der Zunge. „Da ist ja fast nichts verkehrt zu machen. Eine gute Wahl. Dann schlage ich vor, wir öffnen erst einmal den Wein – und probieren ihn.“

„Und wie weiter ...?“

„Du bürstest die Kartoffeln, ich fülle die Fische mit Kräutern und Gewürzen. Dazu einen gemischten Salat aus Tomaten und Gurken mit einem Dressing aus diesem Feigensenf.“ Triumphierend holte er ein bisher ungeöffnetes Glas aus dem Regal. „Ist wohl bisher unbeachtet geblieben?“

„Nein, der passt nicht zu den Weißwürsten, obwohl dieser Senf auch süß ist. Und wie weiter ...?“

„Kartoffeln aufsetzen ...“ Er hielt inne, als er ihre funkelnden Augen sah. „Willst du mich auf den Arm nehmen?“

„Gerne.“ Sie trat auf ihn zu, schmiegte sich kurz an und küsste ihn. Ihr Schmerz schien vergessen. Sie prosteten sich zu.

Während die gefüllten Fische brieten, zauberte Wahlberg noch eine kleine Kräutersoße dazu. Laura deckte mit gutem Porzellan den Tisch. Dekoriert mit Kerzen und Servietten. Sein Herz wurde schwer. Wieder dieses Gefühl der Verlorenheit, diese Sehnsucht nach sanften, weichen, warmen Armen. Unwillkürlich

musste er an Julia denken. Die gleichen Sehnsüchte wie in Mainz.

„Was hast du, Johann?“ Sie drückte ihm das gefüllte Weinglas in die Hand. „Du siehst aus, als wenn jemand gestorben wäre. Fühlst du dich hier nicht wohl?“

„Nein, nein.“ Seine Stimme klang dumpf. Er gab sich einen Ruck, um die meist zu unpassender Gelegenheit auftretenden Erinnerungen zu verscheuchen. „Ich finde es angenehm hier. Du schaffst so eine wunderbare Atmosphäre. Und du bist so wunderbar ...“

„Bekommt dir der Wein nicht? So viel *wunderbar* habe ich noch nie gehört.“ Trotzdem lächelte sie geschmeichelt. „Jetzt wird gegessen.“

Nach dem Essen führte sie ihn durch den kleinen Garten. Einige Zucchini schlängelten sich auf einem Hochbeet. „Ein kleines Hobby. Mehr zum Ausprobieren.“

„Ist es eigentlich dein Haus?“

„Es ist gemietet. Es gehört der Mutter eines Arztes aus unserer Klinik. Die Mutter ist im Altenheim. Ihm war es zu klein. Aber für mich ist es gerade richtig.“

Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn wieder ins Haus. „Komm, ich zeig dir die oberen Räume.“ Ihre braunen Augen umfassten ihn geheimnisvoll.

War es die Leichtigkeit des Weins oder das aufgeschlagene Bett, das demonstrativ einlud? War es der süße Duft ihres Haars? Laura stand hinter ihm. Ihre Arme umschlangen seinen Bauch. Er drehte sich um. Sie rieb ihre Wange an seinem Bart. Sie seufzte leise und schmiegte sich dichter an ihn. Den Mund halb geöffnet, suchte er ihre Lippen, die sie bereitwillig darbot. Ihre Zungenspitzen trafen sich. Laura saugte sich fast ekstatisch an seinen Lippen fest. Er bedeckte ihre Wangen und ihren Hals mit Küssen.

War es Intuition? Oder Zufall? Sein Blick aus dem Fenster, während er Laura in seinen Armen hielt. Ein in dunkler Montur gekleideter Mann stand direkt vor dem Gartentor. Demonstrativ die Beine auseinandergestellt, die Arme in die Seite gestemmt. Ei-

ne herausfordernde Haltung. Hochgestellter Kragen. Das Gesicht nicht identifizierbar. Er starrte unverwandt auf das Haus.

Wahlberg jagte die Treppe hinab. Er stürzte aus dem Haus, der dunklen Gestalt entgegen. Die erfasste sogleich die Situation und gab sofort Fersengeld. Wahlberg folgte ihr. Hätte er Erfolg gehabt? Spekulativ. Tatsächlich glitt er auf dem morastigen Weg aus und vertrat sich den Fuß. Humpelnd schaffte er es über die Dammkrone bis zur nächsten Straßenecke. Von dort aus konnte er nur noch zuschauen, wie der unheimliche Beobachter in einen dunkelblauen Golf stieg. Als er mit seinem malträtierten Fuß, mehr hüpfend als gehend, den Rückweg wieder aufnahm, stand Laura in der Gartenpforte, die Arme in die Hüften gestemmt.

„Hast du was gesehen? Ich meine, ob es sich auch gelohnt hat, mich von meinem guten Ruf in dieser Straße zu befreien? Meine Nachbarn ...“, sie grinste spitzbübisch.

„Es tut mir leid. Das war eine spontane Reaktion.“ Er erzählte ihr, dass ihm der dunkelblaue Pkw mit *FS*-Nummer schon auf der Rückreise von Freising aufgefallen war. „Der muss uns nachgeschlichen sein.“ Wahlberg untersuchte seinen Knöchel, der etwas angeschwollen war.

Laura bat ihn den Fuß hochzulegen. „Ich hab was zum Kühlen. Schließlich arbeite ich ja in einer Klinik.“

„Ich konnte den Kerl nicht erkennen. Schwarze Kleidung macht einen in der Dämmerung nahezu unsichtbar. Ich glaube, er hatte sogar schwarzes Haar, zumindest sah es dunkel aus.“

„Na ja, man merkt schon den Journalisten in dir. Hinter jeder Sensation hinterherlaufen.“ Es sollte ironisch klingen, aber Wahlberg bemerkte ein leichtes Zittern in der Stimme. „Du musst zur Polizei gehen. Den blauen Wagen melden.“

„Eigentlich wollte ich erst bei meiner Rückkehr mit der Polizei Kontakt aufnehmen.“ Wahlberg schaute sie skeptisch an. „Ich glaube, das bringt nichts. Was soll ich denen erzählen? Ich habe nur einen Teil vom Nummernschild. Vorne *FS* und hinten eine 21. Die anderen Zahlen und Buchstaben konnte ich nicht erken-

nen. Die Polizei hält mich doch für einen überkandidelten Depen.“

Wahlberg nahm Laura beruhigend in den Arm. Sie schürzte ein wenig die Lippen. Schob eine Haarsträhne aus der Stirn.

„Du magst recht haben.“ Sie sah ihn mit Bedacht an. „Aber dafür fordere ich für diese Nacht männlichen Schutz an. Und du bist dafür auserkoren. Außerdem“, sie wies auf seinen Fuß, „du kannst nicht gehen. Du benötigst heute sowieso Ruhe.“

„Da bin ich mir nicht so sicher ...“

Es folgte ein langgezogenes „Wiesooo?“, gepaart mit einem betont naiven Augenaufschlag.

„Na, ob du Ruhe hältst ...?“

Sie schmiegte sich an ihn. „Lieber Johann“, flüsterte sie, „doch, ich bin ganz ruhig. Nimm mich einfach nur in die Arme heut Nacht. Mehr nicht.“

Kapitel 20

Mittwoch, 4. August 2010 – spätnachmittags

„Herrgott hilf“, stöhnte er. „Du darfst mich nicht verlassen.“ Sein Schädel pochte. Was war passiert? Aus der Dunkelheit tauchten Erinnerungsfetzen auf. Wie zerrissene Blätter, die der Wind verwirbelt hatte. Er erinnerte sich. Gestern Abend. Da klang es verhalten durch seine Zimmertür.

„Sind Sie noch wach, Herr Pfarrer?“

Die Stimme des Hausmeisters.

„Da sind zwei Herren. Die kommen vom Bischofsstuhl.“

Gschwandtner hatte die Tür geöffnet. Der Hausmeister hatte mit dem Arm in das Halbdunkel des Flurs gedeutet. Zwei in schwarzen Anzügen und schwarzen Rollkragenpullis gekleidete Männer waren vorgerückt. Beide etwa Mitte dreißig. Ein großer, bulliger und ein kleiner, schmaler. Der Kleinere hatte den Hausmeister zur Seite geschoben.

„Wir kommen schon zurecht. Sie können jetzt gehen“, pfiff der Kleinere den Hausmeister an.

Der Pfarrer war zurückgewichen. Da kam nichts Gutes auf ihn zu. Rückwärtsgehend wäre er fast gestolpert. Voller böser Vorahnung fragte er die Schwarzberockten: „Was wollen Sie?“ Er kannte die beiden, die von der Innbrücke, diejenigen, die ihn in die Klinik gebracht hatten. Fassungslos starrte er sie an. Er hatte schließlich schon mal unter ihrer Knute gelitten. Wer hat ihm das wieder eingebracht? Es gab nur einen.

„Ganz einfach. Wir nehmen Sie jetzt mit.“

Gerade war er aufgewacht. Dieser Satz, gestern Abend kühl ausgesprochen, klang in ihm nach. Mit dumpf dröhnendem Kopf,

mit einem Gefühl, der stecke in einem großen Kokon aus Watte. Entsetzt sah er den Tropf über seinem Kopf, den dünnen Schlauch, der mit seiner Vene verbunden war. Der alte Mann verspürte unsäglichen Durst. Er schaute sich um. Ein weiß gestrichenes Zimmer. Licht, das ihn blendete. Ob es Tag oder Nacht war, konnte er nicht erkennen. Der Raum hatte keine Fenster. Wo war er? Wieder in der Klinik?

Im Pallottinerhaus hatte er sich sicher gefühlt. Keine Gefahr. Trotzdem musste er seine Reisetasche packen. Wer hatte Angst, er könnte etwas ausplaudern? Es war wegen der Filme. Angst der katholischen Kirche vor weiterem Gezerre in die geil-geifernde Öffentlichkeit? Ein hoher kirchlicher Würdenträger, der sich – ähnlich wie der Bischof von Augsburg – öffentlicher Anklagen erwehren müsste, wenn es bekannt würde? Gschwandtner war sich sicher, dass die Filme seine Lebensversicherung waren. Aber das Versteck war nicht mehr sicher. Wenn er entkommen könnte, dann wüsste er ein geniales neues.

„Wohin soll es gehen?“ Der Pfarrer hoffte auf eine Antwort von den beiden. Wo war der Rektor Brenner?

„Es ist schon reserviert“, kam die kühle Auskunft des Kleinen.

Wie ein Schild hatte er seine Reisetasche vor seine Brust gehalten. Noch mal und noch mal und noch mal gefragt. Sein Ton war schrill und panisch vor Todesangst. Die Drohung, auch Gewalt gegen ihn anzuwenden.

„Was?“ schrie er auf. „Sie wollen mir, dem Diener Gottes, Gewalt antun?“

Ein verachtungsvoller Blick des Kleinen, dann ein Kopfnicken zum Großen. Mächtige Arme umfassten ihn. Da hing er, zappelnd zwischen den schraubstockgleichen Pranken des Bulligen, einige Zentimeter über dem Fußboden. Der Kleinere trat von hinten heran. Erst verspürte er einen kurzen, schmerzhaften Einstich, dann verließen ihn seine Sinne.

Als er sich auf dem Bett umdrehen wollte, hinderten ihn Fesselungen an seinen Armgelenken. Panik stieg in ihm auf. Seine trockene, angeschwollene Zunge klebte am Gaumen. Er versuchte Spucke in seinem Mund zu sammeln. Er erinnerte sich plötzlich an den Montagvormittag. Dieser unverschämte Journalist, der sich einfach eingeschlichen hatte. Eigentlich hätte er ihn anzeigen sollen. Aber solch ein Aufsehen war nicht erwünscht.

Als er sich am Nachmittag in seinem Zimmer in seinem Pallotinerrefugium ausruhte, übermannten ihn wieder seine Erinnerungen. Aus seiner wohl gehüteten Briefftasche entnahm er einen Brief und Bilder, aufgehoben in einem Anflug von Sentimentalität. Matthias. Mit seinen faltigen, altersfleckigen Fingern strich er zärtlich über die hohen Wangenknochen und das etwas kantige Kinn. Er wirkte so männlich. Angesichts seiner blauen Augen überlief ihn heute noch eine Gänsehaut. Sie hatten ihn ‚eiskalter Engel‘ getauft. Er hatte ihn geliebt. Sein Herz verkrampfte sich. Matthias hatte ihn enttäuscht.

Die anderen Erinnerungen, die in seinem Kopf kreisten, bekam er nicht in den Griff. Sie waren nicht so leichtgewichtig wie ein paar Papierfetzen. Er befürchtete, dass seine Erinnerungen, trotz vielfachen Beichtens, nicht mehr verschwinden würden. Sie erschienen plötzlich, blitzten auf. Ein Kopfkino mit unkontrollierbarem Fortsetzungsfilm, der ihn immer wieder in seine tiefe Vergangenheit riss. Den Pfarrer übermannte ein leichter Halbschlaf. Die Vergangenheit brach sich Bahn. Matthias Bruckner tauchte in seinen unruhigen Träumen auf.

Anfang der 1960er Jahre waren sie als junge Pfarrvikare nach Gathling gekommen. Sie hatten sich im Priesterseminar kennengelernt und später gemeinsam die Priesterweihe empfangen. Matthias, der gut aussehende, eloquente Kirchenvertreter. Aber mit Hang zu verborgenen Exzessen. Ihrer beider Geheimnis. Das ungeschriebene Gesetz der Kirche hieß Schweigen. Ein Deckmantel, der insbesondere Matthias zu schlimmen Taten verführte.

Schweigen. Das war ihnen schon frühzeitig eingebläut worden. Bereits als Ministranten. Alles, was unangenehm war, was störte, wurde beschwiegen. Versteckt hinter der vorangetragenen Monstranz, dem Beichtstuhl, dem Ablass. Versteckt hinter den hundert Strafgebeten, die an die ebenedeite Jungfrau Maria zu richten waren. Seine Kirche war ihm immer monströser vorgekommen. Nach der Beichte hatte er jedes Mal Besserung gelobt. Es hatte nichts geholfen. Das Fleisch war schwach, seine Liebe groß. Wie hatte Matthias immer gesagt: „Josef Maria“, er sprach immer seine beiden Vornamen aus, „du musst dich von diesen Vorstellungen lösen. Leben und genießen.“ Er hatte ihn der Gotteslästerung bezichtigt. Dafür hatte Matthias nur ein kaltes Lachen übrig gehabt.

Diese elenden Fesseln an seinen Armen. Er rüttelte an ihnen.

„Dieser Sauhund“, brach es in unchristlicher Manier aus ihm heraus. Er wusste, wem er diese Unbequemlichkeit zu verdanken hatte.

„Der Bischofsstuhl“, sagten die beiden Schwarzgekleideten ungefragt.

Sie saßen jetzt an seinem Bett. Während seines Dämmer schlafs hatten sie sich hereingeschlichen. Der Pfarrer fragte sich beklommen, ob die beiden unkontrolliert Zugang zu ihm hatten.

„Wir müssen Auskünfte bei Ihnen einholen.“ Sie starrten ihn fordernd an.

„Auskünfte?“ Er versuchte, ruhig zu bleiben. Sein Herz klopfte heftig und unrhythmisch. Schweiß rann ihm von der Stirn, brannte in seinen Augen. Keine barmherzige Hand rührte sich für ihn.

„Sagen Sie mir, wo ich bin. Ist es die Klinik?“

Ein Blick ohne Mitleid streifte ihn. „Sie hatten am Montagmittag Besuch von einem Journalisten. Was wollte der?“

Der Rektor, dieser scheinheilige Hund, wird's verpiffen haben, war der Pfarrer überzeugt.

„Der Journalist hatte von der Ansammlung beim Pfarrhaus ge-

hört. Dazu wollte er mich ein wenig befragen.“

„Ein wenig?“, spöttelte der Kleinere. In barschem Ton fuhr er fort: „Was hat er genau gefragt? Was wollte er wissen?“ Anscheinend durfte nur der Kleinere sprechen.

„Er hat mich auch nach dem Todesfall von Georg Amberger gefragt. Ob ich da was wüsst.“

Gschwandtner hatte auf eine Regung spekuliert. Der Kleinere schien nichts zu wissen, oder – was der Pfarrer vermutete – er ließ sich nicht in die Karten schauen. Der Bullige war nur fürs Grobe, da war sich Gschwandtner ganz sicher.

„Hatte dieser Journalist auch noch andere befragt? Ich meine, nicht nur im Pallottinerhaus?“

„Wie soll ich so was wissen? Ich war doch immer abgeschlossen worden.“

„Er hat sicherlich Personen oder Namen erwähnt ...“

„Nein, eigentlich nicht ...“

„Aber ...?“

„Von meiner Haushälterin, der Frau Hauber, hatte er berichtet. Sie habe das Pfarrhaus verlassen.“

Die offensichtliche Feindseligkeit des Pfarrers ließ die beiden Schwarzgekleideten unberührt.

„Die Polizei hat das Pfarrhaus versiegelt“, hatte er nach einer kurzen Weile nachgeschoben. „Wissen Sie etwas darüber?“

Sie hatten unisono ihre Schultern gezuckt. „Wir müssen sicherstellen, dass solche unkontrollierten Handlungen nicht mehr passieren.“

„Nur wegen einer Befragung, die ich nicht gewollt und bei der ich nichts gesagt habe, sperren Sie mich hier ein?“ Er rüttelte wieder an seinen Fesseln. „Sie sollten mich sofort losbinden. Das ist Freiheitsberaubung!“

Lapidar beschied ihm der Wortführer mit ausdrucksloser Miene: „Es geht um die Sicherheit der Kirche.“

Diese Aussage war Gschwandtner geläufig. Kläglich fragte er: „Wer hat das angeordnet? Weiß der Bischof, was ihr da tut?“

Keine Antwort. Beide betrachteten ihn schweigend.

Erschöpfung und die Schwere der angesetzten Infusion ließen den Pfarrer wieder zurück in den Halbschlaf fallen. Die traumatischen Erinnerungen kehrten zurück. Die Fotografie am Weiher geisterte durch seine Träume. Sie hatten sich zu dritt ablichten lassen. Er, Matthias und Walter, dessen Eltern 1945 vor den Russen aus Breslau geflohen waren. Erzkatholisch, wie der angehende Priester immer betonte. Nur der Vierte, kurz ‚Abe‘ gerufen, war nicht dabei. Eine Erinnerung. So mächtig, dass sie auch nach fast fünfzig Jahren in seinem Gedächtnis präsent war, als sei alles erst gestern geschehen. Der Pfarrer röchelte asthmatisch im Zwischenland von Traum und Erinnerungen.

Der Weiher lag gut zwei Kilometer vom Dorf entfernt. Sommer. Alle drei in Badehosen. Walter bat einen der jungen Burschen aus der Dorfjugend, die dort im Wasser herumtobte, sie zu fotografieren. Er erklärte ihm die Agfa-Box.

„Der Trottel versteht nichts“, hatte Walter geschrien. „Oben reinschauen, du Depp“, dem Hinweis folgte ein meckerndes Lachen, „dann das kleine Hebelchen an der rechten Seite langsam herunterdrücken.“

Das Foto war durch die ungeübte Handhabung ein wenig verwaschen. Auf der Rückseite war der August 1961 vermerkt.

Es war schon später Nachmittag geworden. Die Buben und Mädels trotteten gemächlich nach Hause. Auf sie wartete die tägliche Pflicht in der Landwirtschaft. Die Kühe mussten zum Melken gebracht werden. Die drei lagen nun alleine auf der Wiese am Weiher, versteckt hinter einem frischen Heuhaufen. Die Ruhe wollte er genießen. Die Augen geschlossen. Dann die Hände. Er spürte sie heute noch. Sie tasteten sich langsam über seine damals schmale Brust zum Bauch hinab. Mit den Fingern lupften sie das störende Gummiband der Badehose an. Er lag wie erstarrt im kurzen Gras. Zu keiner Bewegung fähig. Langsam schoben sie ihre Hände tiefer in die weitge-

schnittene Hose. Zupften an den Schamhaaren. Er wollte lieber nichts sehen und hielt die Augen geschlossen. Zitternd erwartete er die erste Berührung. Sie verführten ihn. Sein Glied schwell an, reckte sich auf unter der kleinen Hose, sodass sie hochstand wie ein Zelt-dach. Sie zogen sie ihm runter. Da lag er mit bis zum Anschlag erigiertem Geschlechtsteil. Er schämte sich vor den zweien, wollte sich wehren. Aber gleichzeitig genoss er die kräftigen Melkbewegungen, die sie abwechselnd an ihm vornahmen.

Matthias und Walter keuchten. In unterschiedlichen Tonhöhen. Matthias mehr in der oberen Oktave, während Walter seine Geräusche tief aus dem unteren Bauchbereich heraus stemmte. Er öffnete die Augen. Sie knieten mit hochroten Köpfen über ihm. Den Gummibund ihrer Badehose unter den Hodensack geklemmt. Masturbierend. Walter kam es zuerst. Er stöhnte laut und ungeniert. Als bei ihm das Sperma herauschoss, näherte sich ihm dieser geile Walter mit den Lippen. Als wollte er ihn auslutschen. Da geriet er in Panik. Er lief nackt ins Wasser. Ein gellendes Lachen flog ihm hinterher.

Der Pfarrer schreckte hoch. Er hatte wieder feuchte Hände. Wie immer, wenn ihm die Vorkommnisse beim Badeweiher hochkamen wie Sauerbier. Und Matthias Bruckner? Der hatte immer Probleme gehabt. Bei dem kam nichts. War das der Grund, warum sich der Matthias immer um die kleinen Buben bemühte? Zu spät, um das noch weiter zu ergründen. Er hatte ihn abgöttisch geliebt. Später schlug es um in einen ebenso abgöttischen Hass. Lieber nicht mehr darüber nachdenken. Die Fesseln quälten ihn. Er war doch ein alter Mann. Sein Herz raste. Seine Gedanken ließen sich nicht zähmen. Dafür wuchs sein Selbstmit-leid.

Es klopfte an der Tür. Gschwandtner krächzte. Ein Schlüssel wurde herumgedreht.

„Sie haben Besuch.“ Eine weiß bekittelte Schwester stand vor seinem Bett.

„Wasser. Bringen Sie mir Wasser.“ Mit Mühe rang er sich die

Worte ab. „Und machen Sie mir diese unwürdigen Fesseln ab. Bin ich selbstmordgefährdet?“

Sein Besucher, den er nur verschwommen erkennen konnte, schob die Schwester resolut vor die Tür. Aus dem teigigen Gesicht stachen die Knopfaugen besonders hervor. Sie zeigten keine Regung, waren ohne Anteilnahme. Er ließ seinen gedrungenen Körper auf einen Stuhl fallen.

„Du bist nicht selbstmordgefährdet, aber du gefährdest uns.“ Sein vorher so runder Kussmund wurde schmal. „Wo sind diese verdammten Filme?“

Gschwandtner ließ sich nicht beirren. „Du kannst mir sagen, ob der Bischof von dieser Einlieferung weiß.“

„Exzellenz ist über jeden Schritt informiert. Die Sicherheit der Kirche. Das weißt du.“ Der Besucher forderte hartnäckig: „Sag mir, Himmel noch einmal, wo die Filme sind!“

„Fluch nicht. Sie sind sicher wie in Abrahams Schoß. Die findet keiner.“

Er musste hier raus. Nicht dass die Ratten am Corpus Delicti nagten. Sein schiefer Mund quälte sich bei dieser Wortwahl ein Grinsen ab. Schließlich träfe es auch auf die Zweibeinigen zu.

Kapitel 21

Donnerstag, 5. August 2010 – ganztags

Als Wahlberg am anderen Morgen in Berlin anrief, traf er auf eine übellaunige Liz Tappert. Sie habe bald keine Lust mehr, hier jeden Scheiß mitzumachen, den man ihr auf den Tisch lege. Die Redakteure und Berichterstatter seien alle renitent. So etwas habe es früher nicht gegeben. Die Chefredakteurin erging sich in ziemliches Selbstmitleid, wie er fand. Er hörte ihr eine Weile schweigend zu, bis sie fragte: „Und was willst du jetzt schon so früh?“

„Ganz einfach, ich bin auch so ein renitenter Typ. Ich hab mich anders entschieden. Ich werde weder heute noch morgen nach Berlin kommen.“

„Häh? Bist du verrückt?“ Sie räusperte sich zweimal. Mit süffisanter Stimme fragte sie: „Hast du etwa jemand Süßes getroffen?“

Wahlberg blieb ihr die Antwort schuldig. Er grinste ein wenig ins Handy. Als er weiter schwieg, fragte sie in nervösem Ton: „Warum willst du nicht kommen?“

„Oh, Liz“, stöhnte er in ironischem Unterton, „zwar wirst du mir fehlen, aber die Sache hier nimmt mich sehr in Anspruch.“

„Du willst mich doch nicht verarschen?“

„Ich?“, gab er sich empört. „Das ist deine Privatangelegenheit.“

„Stichel nicht rum. Sag mir den Grund.“

„Wenn du mich lässt, dann erklär ich’s dir.“

Sie brummte Undefinierbares in sein Ohr.

„Es gibt wichtige lose Fäden, die ich aufnehmen möchte. Nicht nur in Wasserburg, auch in Freising ...“

Sie unterbrach ihn. „Also, Johann, von Freising war nie die Rede.“

„Das stimmt zwar nicht“, widersprach er ihr, „denk an den

Priestermord ... Aber ich beziehe mich auf diesen Lynchaufmarsch in dem kleinen Dorf Gathling.“

Sie schwieg.

„Du erinnerst dich? Darauf wurde ich angesetzt.“

„Gathling, und nicht Freising“, klang es eigensinnig zurück.

„Es hängt zusammen. Ich erläutere das in meinem Bericht, den ich dir heute noch per Mail schicken werde.“

„Erzähl es am Telefon!“, befahl sie ihm kurz angebunden.

„Na, wenn es dir lieber ist.“ Unmut kam in ihm hoch. „Wenn das Leib- und Magenblatt der Deutschen nicht den völlig unzutreffenden Hilfeschrei einer Gaststättenbedienung aufgegriffen hätte, hätte es auch keinen Lynch-Fake gegeben. Der Spruch hatte sich verselbständigt und kam in Umlauf. Auch die WOCHENZEITUNG hat sich leimen lassen.“

Liz Tappert wehrte erst einmal ab. „Was willst du jetzt von mir?“

„Bist du Chefredakteurin?“

„Blöde Frage. Was meinst du mit dem Magenblatt der Deutschen ...?“

„Na, was wohl ... *BLÖD*.“

„Wie blöd? Soll das auf mich gemünzt sein?“

Wahlberg schüttelte innerlich den Kopf. „Die Zeitung mit den großen Buchstaben.“

Erst schnaufte sie in sein Ohr, um dann kühl zu antworten: „Kam mir gleich so komisch vor. Aber die Herausgeber hatten das – ich glaube sogar ohne mich – entschieden.“

Wahlberg nickte vor sich hin und dachte: typisch Liz. Stimmt zwar nicht, aber wenn's hakt, taucht sie ab.

„Also, morgen fahre ich wieder nach Freising“, fuhr er fort, „weil das Ganze weitere Dimensionen erreicht hat und ich ...“

Ein langgezogenes „Halloo“ unterbrach ihn, dem der ‚Killer‘ folgte: „Wir müssen sparen.“ Genugtuung schwang in ihrer Stimme mit. „Das sind zusätzliche Kosten. Du kannst nicht so mir nichts, dir nichts nach Freising fahren.“

Wahlberg hatte damit gerechnet.

„Nun, liebe Liz“, formulierte er ironisch, „da helf ich gern, auf meine Kosten. Notgedrungen musste ich inzwischen schon ein paar Mal dort hinfahren.“

Sie schwieg und Wahlberg merkte, wie sie innerlich kochte. Seinem Eigensinn nachzugeben, fiel ihr schwer. Vor allem, wenn er recht hatte.

„Na schön, aber dann wundere dich nicht, wenn du plötzlich gefeuert bist.“

Die letzte Warnung vor der Ausfahrt ins Ungewisse, dachte Wahlberg.

„Na, dann schau'n mer mal, wie der Bayer so sagt. Außerdem vermehren sich die Anhaltspunkte, die auf Irland verweisen.“

So gelassen, wie Wahlberg am Telefon schien, war er nicht. Im Bad schaute er in sein mürrisches Gesicht. „Verdammte Tussi“, fluchte er vor sich hin, „sie hat keine Ahnung ...“

Am späten Vormittag verließ er das Hotel, um eine wichtige Zeitzeugin zu befragen.

Wahlberg marschierte die enge, langsam ansteigende Straße Auf der Burg in Richtung Schloss hoch. In der Hand hielt er einen Blumenstock mit lilafarbenen Chrysanthemen, den er unterwegs im kleinen Blumenladen unter den Arkaden erstanden hatte. Vor der imposant hoch aufragenden gotischen Fassade der ehemaligen Burg blieb er erst einmal stehen, um den mächtigen Bau auf sich wirken zu lassen. Als er sich in einem kleinen Vorhof über die Brüstung beugte, sah er in respektabler Tiefe, wie sich die grünen Fluten des Inns verwirbelten. Sie musste eine schier uneinnehmbare Trutzburg gewesen sein. Jetzt beherbergt sie ein Altenheim. Wahlberg stieg die Stufen zum eisernen Portal hoch, die Pflanze in der linken Handbeuge hertragend. Er stand in einem breiten, von Licht durchflossenen Gang mit hellen Wänden.

Die geräuschlos an ihn herangetretene Schwester fragte ihn: „Wohin wollen Sie?“

Wahlberg reagierte erschrocken, fast wie ertappt. Ihn überkam ein schlechtes Gewissen. Hier einfach so ohne Anmeldung eine alte Frau zu überraschen ...

„Ich wollte Agnes Weigl besuchen.“ Er zögerte kurz, als er sah, wie die grau gewandete Schwester unwillig die Augenbrauen zusammenkniff. „Sie ist die Patentante meines verstorbenen Vaters“, schob er eine Lüge hinterher.

Wahlberg musste sich erst das ihm schon bekannte „Sie san aber net von do“ anhören, bevor sie ihm empfahl, ein wenig zu warten. „Aber gleich ist Mittagszeit.“ Sie schaute auf die Uhr. „Wenn s' wach is', dann a halbe Stund'.“

Agnes Weigl war hellwach. Den Eindruck hatte Wahlberg, als er vorsichtig ihre zerbrechlich wirkende Hand schüttelte. Sie saß, bekleidet mit einem dunkelbraunen Kleid und einer hellen Strickjacke, ein wenig krumm in einem Rollstuhl. Die dünnen weißen Haare zu einem Bubikopf geschnitten.

„Sie können uns schon allein lassen“, gab sie mit erstaunlich fester Stimme der Pflegerin auf. An Wahlberg gewandt, meinte sie mit feiner Ironie in der Stimme: „Was Sie nicht alles wissen. Ich hab viel erlebt, aber eine Patentante war ich noch nie.“ Sie lächelte verschmitzt. „Da hab ich mich immer rausg'halten.“

Wahlberg schaute Agnes Weigl erst verdutzt an, dann lächelte er zurück. „Aber Sie sind damit einverstanden, dass ich Sie besuche?“ Er wickelte den Blumenstock aus und stellte ihn demonstrativ auf das kleine Tischchen, das neben ihr stand.

„Ja mei. Die san aber schon schön aufgeblüht.“ Sie strich fast zärtlich über die vollen Blütendolden. Die frühere Haushälterin wandte sich Wahlberg mit wissendem Blick zu. „Sie san bestimmt der Journalist, gell?“

Wahlberg konnte seine Überraschung nicht verbergen. „Woher wissen Sie ...?“

„Ja, die moderne Technik macht's möglich.“ Aus ihrem Kleid zog sie ein schnurloses Telefon hervor. „Sonst würd ich nix mehr mitkriegen. Leider bin ich auf dies Gerät angewiesen“, sie klopfte

mit beiden Handflächen auf die Rollstuhlräder, „weil ich halt nimmer laufen kann.“

„Dann sind Sie über alles informiert, was in der letzten Zeit so abgelaufen ist?“

„Ja, des kann man schon sagen. Mit der Sofie telefonier ich fast jeden Tag.“

„Sofie Amberger?“

Sie nickte und blickte mit ihren wässrigen braunen Augen, einem Vogel ähnlich, wie es manchmal alten Menschen eigen ist, auf Wahlberg. „Eine alte Freundschaft. Mir san z’amma zur Schul’ ganga.“

„Sie hat Sie dann auch über die letzten Ereignisse in Gathling informiert.“

„Es ist ein Elend mit der Kirchen. Wann’st dich nimmer mehr drauf verlassen kannst, was dir heilig ist. Da geht’s dann den Bach runter.“

Sie rutschte noch ein wenig in ihrem Sitz runter, versuchte sich mühsam wieder hochzuziehen. Wahlberg stand auf und fasste sie gekonnt unter den Arm und zog sie hoch.

Agnes Weigl lächelte ein wenig. „Danke. Des war akkurat wie ein Pfleger, wie Sie’s g’macht haben.“

Er erzählte ihr von seiner Mutter, die ebenfalls in einem Altenheim wohnt, auch an den Rollstuhl gefesselt. Er habe ‚in so was‘ Übung. Dann erklärte er die Hintergründe, warum er sich in Wasserburg aufhalte. Ihr Blick kehrte sich nach innen, als betrachtete sie eine Bildabfolge aus der Vergangenheit.

„Ja mei. Der Peter Riedinger, mein erster Pfarrer in der Gemeinde, hat so schwer drunter gelitten, dass er den zwei’n den Laufpass hat geben müssen.“

„Sie meinen die zwei Vikare, Gschwandtner und Bruckner?“

„Ja, und der Gschwandtner ist dann als Pfarrer, nachdem der Riedinger gestorben war, wieder zurückgekommen. Des hab ich nie nicht verstanden.“

„Im Pfarrhaus ist neulich eingebrochen worden, nachdem der

Gschwandtner weggebracht worden ist. Was könnte da Wertvolles zu finden gewesen sein?“

Sie hob ihre mageren Schultern kurz an, überlegte und sagte dann: „Eigentlich nix. Auf'm Dachboden vielleicht. Da durft aber keiner hin. Der war immer abg'schlossen.“ Agnes Weigl hielt kurz inne, überlegte wieder. „Nein. Erst als der Matthias Bruckner mit seiner Filmkamera kam, wurde oben der Zugang versperrt.“

„Eine Filmkamera? Für was war die notwendig?“

„Ja mei. Der Matthias Bruckner hat Filme g'macht. Der Pfarrer war ganz stolz. Hat die Filme in anderen Gemeinden gezeigt. Vom Osterfest und von der Fronleichnamsprozession. Des war schon schön anzuschau'n.“ Ihre wässrigen Augen blickten zu ihm hoch.

„Aber ...?“

„Ja, aber ... des ist schon richtig.“ Die Greisin sammelte sich. Ihre Unterkiefer mahlten, ihre Stimme klang zornig: „Die zwei haben dem Pfarrer auf der Nase rumgetanzt. Der war so ein seelenvoller, friedlicher Mensch. Der hat allweil im Menschen nur das Gute g'sehn.“

„Wollen Sie damit sagen, dass mit der Filmkamera Schindluder getrieben wurde? Dann oben auf dem Dachboden?“

„Da war immer dann was los, wenn der Pfarrer unterwegs war. Der war oft zwei Tag weg, mal in Freising, auch mal in München. Wo die Sauereien aufg'nommen worden sind, weiß ich net. Dann gab's öfter sogenannte Filmnachmittage oben auf dem Dachboden ...“

„Woher wussten Sie das mit den ‚Sauereien‘ ...?“

„Das ist durchs ganze Dorf rundganga. Keiner hat was g'sagt. Alles wurde unter den Teppich gekehrt.“

„Und der Pfarrer hat sich nicht getraut, weil sonst die Kirche in ein schlechtes Licht geraten wäre?“

Sie schnaufte tief auf, der Vergangenheit nachsinnend. Zögernd antwortete sie: „Er wollte keine Konflikte.“

„Hat er gar nichts gemacht, um seine Gemeinde zu schützen?“
Beinahe hätte er statt Gemeinde *Schafherde* gesagt.

„Doch, aber viel zu spät. Da ist öfter noch einer aus Freising dazukommen. Der hat manchmal noch einen mit'bracht. So ein windig's Bürscherl. Da warn's dann zu viert. Die vier Schmutzheiligen hab ich sie immer g'hoäßn.“

„Vier Schmutzheilige.“ Wahlberg grinste. „Wissen Sie noch die Namen der anderen zwei?“

„Na, nimmer.“ Sie dachte nach. „Halt. Einer war a Kaplan, den s' Abe g'nennt hab'n.“

„Abbé? Ein französischer Priester?“

„I woäß net.“ Sie hob kurz ihre schmalen Schultern an. „Der soll noch in Freising leben. – Auf jeden Fall haben die zwei dem ganzen Treiben noch einen extra Schub gegeben. Das wurd dann auch dem Riedinger zu viel. Aber als das mit dem Loisl rauskam, hat er g'handelt. Das hat er dem Freisinger Bischof gemeldet.“

„Das ganze Dorf hat im Prinzip zugeschaut?“

„Das war so. Erst als der Amberger Schorsch aus dem Orden ausgetreten war, kam Bewegung in die Sache.“

„Sie meinen vom Bischof ...“

„Ja, g'wiss. Da hat dann der Riedinger tabula rasa g'macht. Die zwei aus Freising bekamen Hausverbot, die zwei Vikare kamen woanders hin.“

„Hat sich der Gschwandtner auch an den Buben vergangen?“

„Der war darin auch verwickelt, aber ich glaub, an die kleinen Buben hat er sich nicht herangemacht. Ich glaub, der war“, sie schaute wieder von unter hoch, „umgepolt.“

„Also homosexuell ...?“

„Ja, ganz g'wiss.“ Sie kicherte kleinmädchenhaft.

Ihr Gespräch wurde durch lautes Klopfen an der Tür unterbrochen. Es klang bedrohlich in Wahlbergs Ohren. Er fragte sich, ob er jetzt enttarnt worden sei. Aber es stand nur ein Pfleger mit mächtigem Bauchumfang und dicken Armen in der Tür.

Agnes Weigl wehrte ab. „Jetzt noch net, später.“

„Aber dann wird 's Essen kalt“, versuchte der Pfleger sie zu überzeugen.

Wahlberg schaltete sich ein: „Ich bring dann Frau Weigl in den Speisesaal.“

„Na gut“, sagte der Pfleger schulterzuckend und schloss die Tür hinter sich.

„Wissen Sie, dass der, der eine, der damals aus Freising zu uns kam, jetzt ein hohes Tier beim Bischof ist?“

„Wer?“ Wahlberg konnte seine Überraschung nicht verbergen. „Wissen Sie den Namen?“

Sie grübelte. „Ich weiß ihn nicht mehr. Ist auch schon so lang her.“ Agnes Weigl flüsterte: „Mehr als mein halbes Leben.“

„Sie hatten zuvor die Filmkamera erwähnt. Wissen Sie etwas über diese Filme?“

„Sie meinen aber net die von der Fronleichnamsprozession?“ Sie grinsten sich an.

„Selbstverständlich nicht“, antwortete Wahlberg. „Wer könnte diese ‚Sauereien‘ haben? Wo könnte man sie verstecken?“

„Da gibt's Gerüchte drüber. Aber jetzt, junger Mann, krieg ich einen Hunger.“ Bevor sie das Zimmer verließen, hielt sie ihn am Arm fest und sagte leise: „Bei der Sucherei fangen S' am besten ganz oben an.“

Als Wahlberg Agnes Weigl den Gang entlang schob, fiel ihm noch eine Frage ein. Er hielt kurz an.

„Was denken Sie über den Aufruhr, der neulich in Gathling stattfand?“

„Ich glaub, der Gschwandtner – der hat's faustdick hinter den Ohren – weiß etwas von früher, was anderen gefährlich werden könnte.“

Als Wahlberg sie weiterschieben wollte, flüsterte sie wieder: „Vielleicht hat der was versteckt? Warum sollten sonst Leut' einbrechen, mein ich.“

Nachdenklich schob Wahlberg die Greisin in den Speisesaal, aus dem angenehme Küchendünste kamen.

Zum Abschied zwinkerte sie ihm zu, mit der Bemerkung, er dürfe gerne mal wiederkommen.

Während seines Mittagessens kreisten seine Gedanken weiter um den Fall. Der sonnige Tag reizte zum Spaziergehen. Eine Wanderung um die tropfenförmige Halbinsel, auch zur Klärung seiner Gedanken. Er hatte den Eindruck, dass sich die Gewichte von Wasserburg nach Freising verschoben. Die Pallottiner, der Bischofsstuhl, die Aussagen von Agnes Weigl, mit ihrer halben Erinnerung an die ‚Freisinger‘. Wenn ein Franzose dabei war, müsste das leicht rauszufinden sein. Er war sicher, dass Abbé ein Spitzname war, hinter dem sich jemand versteckte. Kein Abt treibt sich halböffentlich in solchen Kreisen herum. Schade, dass Agnes sich nicht mehr an die Person erinnern konnte.

Jetzt noch der aktuelle Mord. Nach seinem einstündigen Spaziergang, rüttelte er an der Redaktionstür zur Wasserburger Rundschau. Vergeblich. Vielleicht hätte ihm der Kollege Winkelmoser vor seiner morgigen Abreise noch einen Tipp geben können.

Bei der gemeinsamen Abendmahlzeit bestand Laura darauf, ihn anderntags zum Bahnhof zu bringen.

„Es ist derselbe Weg wie zur Arbeit“, erklärte sie ihm, „nur ein bisschen weiter.“

Später im Bett fragte sie ihn: „Du kommst doch wieder, Johann?“

Das Versprechen konnte er ihr leichten Herzens geben. Er umarmte sie. Hier sei noch viel zu tun, flüsterte er ihr ins Ohr. Sie schaute ihn mit einigem Zweifel an. Das hatte sie beim Abschied nicht hören wollen.

Kapitel 22

Freitag, 6. August 2010 – ganztags

Seit 6.37 Uhr hatte Wahlberg wieder die Irland-Spur aufgenommen. Der ICE nach Köln war pünktlich abgefahren. Er wollte Klarheit über Róisín Kennedy. In Bayern gab es Spuren von ihr, wenn auch nur dünne. War sie tot? Erfüllt vom Jagdfieber saß er bequem im weichen Sessel eines Thalys, in den er in Köln hatte umsteigen müssen. Eine umständliche Reise nach Cherbourg. Elfteinhalb Stunden Bahnfahrt. Natürlich hätte er den Flieger nehmen können. Aber nur bis zum Pariser Flughafen Charles de Gaulle. Dann hätte er trotzdem um 15.10 Uhr vom Bahnhof St. Lazare mit dem Schnellzug weiter nach Cherbourg fahren müssen. Denn dort wollte er sich bei der Gendarmerie erkundigen.

Seinen Bericht aus Bayern hatte Liz Tappert verrissen. Vom Mord an dem Priester Brockhövel wollte sie nichts wissen. Von ihren ironischen Kommentaren hatte er schon lange die Schnauze voll. Sein Einwand, dass seine bisherigen Recherchen nur die Hälfte wert wären, wenn er nicht die Fäden nach Irland verfolgen würde, hatte sie wieder einmal schnippisch abgetan. Sie wollte unbedingt die Muskeln spielen lassen. Schließlich sei sie die Chefredakteurin. Und da würde sie ihm schon zeigen, wo es langgehe. Diesen Trip wollte er nicht mehr mitgehen. Er hoffte auf Zugeständnisse durch die Verleger.

Gestern Morgen noch in Oberbayern, abends in Bremen. Jetzt im Zug nach Cherbourg. Er dachte an Julia. War es nicht wirklich wie in Seemannskreisen? In jedem Hafen wartet 'ne Braut. Hier war es fast ähnlich. Laura hatte das Thema auch schon angestoßen. Hannes Wader fiel ihm ein. *Heute hier, morgen dort, bin kaum da, muss ich fort ...* War es sein Schicksalslied?

Kurz hinter Aachen störte der nostalgische Klingelton des Handys seine etwas diffuse Gedankenwelt.

„Hallo Johann. Hier ist Laura. Ich will dich auch nicht stören.“ Ihre sonst so weiche Stimme klang angestrengt und ängstlich. Sie sprach so, als hätte sie Angst, gleich unterbrochen zu werden. „Du musst das unbedingt wissen. Merkwürdige Dinge gehen hier vor. Ich glaube, das ist wichtig.“ Sie verstummte.

Wahlberg hörte ein leises Gemurmel im Hintergrund.

Sie nahm das Gespräch wieder auf: „Das war das ‚Auge‘. So wird eine unserer Kolleginnen genannt. Die hat alles im Visier. Vorsicht ist geboten.“

„Na, du machst es aber spannend.“ Er lachte ein wenig.

„Johann, ich meine es ernst. Sie haben den Pfarrer Gschwandner wieder zurückgebracht. In die Klinik. Man könnte auch sagen, sie haben ihn versteckt.“ Sie legte eine Pause ein, um dann empört fortzufahren: „Er liegt auf der Geschlossenen.“

Wahlberg entfuhr ein spontanes „Seit wann?“

„Ich weiß es nicht genau. Wahrscheinlich seit gestern Nacht. Ich hatte bis 8 Uhr Dienst.“

„Kannst du rausfinden, warum sie ihn dort verstecken?“

„Vielleicht kann ich mit ihm reden ...“ Er hörte im Hintergrund wieder Geräusche. Dann brach der Kontakt abrupt ab.

Wahlberg erreichte Cherbourg am späten Nachmittag. Am anderen Morgen suchte er das *Commissariat de Cherbourg* in der Rue du Val de Saire auf. Er bat um ein Treffen mit dem zuständigen Kommissar.

„Hallo, Monsieur Gaspard. Sie erinnern sich an mich?“ Wahlbergs Französisch war nicht perfekt. Er hoffte, dass es für eine Auskunft reichen würde. Der Kommissar war ein höflicher, unkomplizierter Mann. Hochgewachsen, etwa Wahlbergs Größe. Blond, sportlich, mit souveräner Ausstrahlung, aber kein normannischer Kleiderschrank. Er schaute hoch. Der Journalist blickte in fragende blaue Augen. Gaspard hatte die Augenbrauen

zusammengezogen. Der Kommissar bemühte sich um Erinnerung.

„Ja, natürlich.“ Er erinnerte sich wieder. „Bedauerlicherweise fehlt mir Ihr Name ...“

„Das ist nicht weiter schlimm. Wahlberg. Johann Wahlberg. Journalist.“

Während sich die beiden Männer die Hände schüttelten, rief Wahlberg die damalige Situation in Erinnerung.

„Ich hatte Sie vor gut zwei Wochen auf diese einsame Tasche an Bord der Fähre aufmerksam gemacht.“

Der Kommissar blätterte in seinem Kalender. „Exactement. Ich hatte mir notiert, dass Sie der Ansicht waren, hier läge ein Selbstmord oder eventuell sogar ein Mord vor.“ Er hob kurz die Schultern an. „Vielleicht ein wenig übertrieben?“ Er lächelte höflich, aber distanziert.

„Schön, dass Sie sich daran erinnern. Ich bin auf dem Weg nach Irland, um weitere Nachforschungen zu betreiben.“

„Nur wegen dieser eventuellen Leiche?“

„Nein. Es gibt wahrscheinlich Querverbindungen zu anderen – ich sag mal so – menschlichen Tragödien.“

„Sie spüren noch einer anderen Geschichte nach?“

„Ja, auch.“ Er überlegte, wie weit er den Kommissar in seine Vorstellungen einbeziehen sollte. Wahlberg entschied sich für Zurückhaltung. „Konkret gefragt: Gab es in den letzten Wochen Hinweise auf eine weibliche Wasserleiche?“

„In der Tat. Zwei Tage nachdem Sie uns diesen Hinweis gegeben hatten, hat unsere Küstenwache eine Frauenleiche aufgefischt.“

Das muss diejenige gewesen sein, fiel Wahlberg ein, von der Liz Tappert gesprochen hatte. „Wie alt war sie?“

Der Kommissar zuckte mit den Schultern. „Oh, sie war schon lange im Wasser. Vermutlich mehr als zwei Wochen. Ihr Alter wurde von uns nicht weiter festgestellt.“

„Also kann es nicht meine Wasserleiche gewesen sein.“

Gaspard lächelte freundlich. „Nein, dafür können Sie keinen Besitz anmelden.“

„Was war mit der Tasche? Haben Sie da etwas herausfinden können?“

„Nein, nicht wirklich. Kleidung. Eine kleine Schnapsflasche. Die war leer. Und ein irischer Passport.“

Wahlberg stutzte. „Nur ein Pass?“

Der Kommissar schaute ihn erstaunt an. „Meistens haben die Menschen nur einen Passport. Es sei denn ...“

„Was meinen Sie?“

„Nun, es sei denn, die Menschen haben etwas zu verbergen, oder reisen illegal.“

„Können Sie sich noch an den Namen erinnern?“

„Wir haben eine Akte dazu angelegt.“ Er langte hinter sich, zog eine Schublade auf und fischte einen dünnen Hängeordner heraus.

„Hier, sehen Sie.“

Die Akte enthielt zwei Bögen Papier: eine Aufstellung der Gegenstände und eine Fotokopie des Passes. Róisín starrte ihn wieder an. Derselbe Pass, den er schon auf der Rückfahrt fotografiert hatte.

„Und die Tasche?“, fragte Wahlberg.

„Die haben wir nach Irland weitergeschickt. Es gab nun keine Leiche, keine Ansprüche, keiner hatte sich dazu gemeldet.“

Wahlberg nickte zustimmend. „Wohin nach Irland?“

„Wir hatten keinen spezifischen Ansprechpartner. Die Tasche schickten wir nach Dublin. Ans Innenministerium.“ Er zuckte die Schultern und hob die Arme etwas an. Eine Geste, wenn man sich – Gott sei Dank – nicht mehr mit einer unangenehmen Sache befassen muss. Wahlberg dankte. Er verabschiedete sich schnell, um seine Gedanken zu sortieren. Was war mit dem deutschen Personalausweis, den er neben dem irischen Pass im Seitenfach der Tasche gesehen hatte? Sie war offensichtlich in ihre Kabine zurückgekehrt und hatte nur ihren deutschen Ausweis

an sich genommen. Dann verschwand sie unerkant von Bord, übers Autodeck, wahrscheinlich in einem Auto. Das war geplant. Sie hatte – ein kleines Lächeln huschte über sein Gesicht – nicht vor, sich selbst aus dem Leben zu nehmen. Nur aus der Gegenwart oder dem Bewusstsein bestimmter Menschen. Wahlberg war jetzt überzeugt, dass sie noch lebte. Und er wusste auch wo: in Bayern, in Freising, und zwar in der Prechtelstraße. Aber warum wollte sie aus der Liste der Lebendigen gestrichen werden? Und zwar als Róisín Kennedy?

Vielleicht fand er in Dublin des Rätsels Lösung, oder zumindest einen Hinweis.

Die Fähre *Norman Voyager* lief am Nachmittag nach Rosslare Harbour aus. Wahlberg kam es vor wie ein Déjà-vu. Vor vier Wochen war es eine Geschäftsreise zu einem Interview. Zwei Wochen später ging er von Bord der Fähre. Zusätzlich mit der Hypothek einer frauenlosen Tasche. Jetzt saß er wieder auf der Fähre, genoss seinen Lunch. Nach zwei *John Powers*, die er sich an der Bar gegönnt hatte, verzog er sich in seine Kabine. Angezogen legte er sich aufs Bett. Das leise, unterschwellige Rumoren der Schiffsdiesel und der irische Whiskey ließen seine Gedanken sacht fließen. Sie bewegten sich wie Wellen mit einer langen Dünung. Das Schicksal der Irin. Die Missbräuche in den *Laundries*, die jetzt erst in der irischen Öffentlichkeit ruchbar geworden waren. Wieder die katholische Kirche, die es zu verantworten hatte. Die zynische Namensgebung: *Schwestern der Heiligen Magdalena*.

In Irland wurde jetzt die Aufarbeitung dieser und anderer Missbrauchsfälle hartnäckig betrieben. Parallelen zu Deutschland waren unübersehbar. Nur die Aufarbeitung war noch nicht richtig in Gang gekommen. Waren die Missbräuche der Katalysator für die Verbindung zu Georg Amberger? Wo und wann kreuzten sich eigentlich die Wege von Róisín Kennedy und Georg Amberger? Aber warum wollte Róisín abtauchen?

Die Gedanken verloren sich allmählich in Träume. Er sah

Róisín wieder vor sich sitzen. Sie prostete ihm mit dem wasserklaren Schnaps zu, mit diesem Schwarzgebrannten. Julia schob sich vor ihr Gesicht. Sie blickte ihn vorwurfsvoll an, sagte aber nichts. Lauras ängstliche, tränenerfüllte Augen. Ihr Mund gab ihm eine tonlose Botschaft. Er schreckte auf. Das Handy hatte geklingelt. Dann war es scheppernd auf dem Fußboden gelandet. *No Signal* las er auf dem Display. Jemand hatte versucht, ihn zu erreichen. Er stand auf und holte sich von der Bar einen dritten *Powers* ans Bett. Danach schlief er durch bis zum nächsten Morgen.

Es herrschte Nebel, der ab und zu aufriss. Die Sonne drang allmählich durch. Sie erwärmte nach und nach die vom böigen Westwind geschützten Ecken des Decks. Noch eine Stunde, dann würde er Irlands Küste wieder auftauchen sehen. Jetzt bereits versammelten sich die irischstämmigen Passagiere auf dem Oberdeck, die Gesichter erwartungsvoll voraus gerichtet. Am späten Vormittag erreichten sie die künstlich errichtete Bucht von Ross-lare Harbour. Die *Norman Voyager* legte entlang der mittig verlaufenden Mole an. Das Manöver war ihm inzwischen schon so bekannt wie seine Hosentaschen. Dann zog er mit seinem kleinen Schleppkoffer, ab und zu einem der langsam einfahrenden 40-Tonner ausweichend, zur nahen Bahnstation. In der mehr als einstündigen Wartezeit auf den Zug nach Dublin kreisten seine Gedanken weiter um die Irin. Warum ließ sie ihren Originalpass in der Tasche und fuhr mit dem deutschen Ausweis weiter? War ihre Krankheit der Grund – ein Abschied für immer?

Kapitel 23

Samstag, 7. August 2010 – Freising

Perlinger saß in seinem Büro in der Haydstraße. Ein heftiger Gewitterregen trommelte gegen seine zwei Fenster. Endlich, dachte er, sonst trocknen noch unsere Wiesen und erst recht die Isar aus. Er starrte auf die vor ihm stehenden Aktenordner und Sammelschuber. Er hielt sein Kinn in der linken Hand, sein Arm war auf dem Schreibtisch aufgestützt. Mit der rechten Handoberfläche rieb er seine großkalibrige Nase. Sein Blick glitt allmählich nach oben an die Zimmerdecke, in der Hoffnung auf Inspiration. Dann schaute er auf die E-Mail vor ihm. Wahlberg hatte ihm gestern noch eine Nachricht hinterlassen. Er habe von zwei bisher unbekanntem Klerikern erfahren, die seinerzeit mit Bruckner und Gschwandtner unterwegs gewesen seien. Einer von denen habe den Spitznamen Abbé oder so ähnlich getragen. Seine Bitte an Perlinger: Ob er etwas rausbekommen könne?

Ein Klopfen an seiner Bürotür unterbrach seine geistigen Anstrengungen. Monika Hölzls Eintreten registrierte Perlinger mit einem versteckten Aufatmen. Wenn die Männer nicht mehr weiterwissen, sind die Frauen immer der Notanker, ging es ihm durch den Kopf. Gegenüber der großgewachsenen Oberkommissarin kam sich Perlinger häufig nicht nur körperlich klein vor, sondern auch was grundsätzliche Analysen betraf.

Sie schob eine Strähne ihres mittellang getragenen, dunklen Haares hinter ihr rechtes Ohr und stellte dann mit einem Augenzwinkern fest: „Du hast aber auch nie ein Wochenende, gell?“

„Bevor mir die Decke auf den Kopf fällt, geh ich lieber in Büro – und du?“

„Ich hab Wochenendbereitschaft. Aber es ist eh nix los.“

„Das hab ich mir auch gedacht. Deshalb hab ich dich sozusagen angefordert. Bereitschaft kannst du nämlich auch in meinem Büro machen. Ich brauch deine Hilfe.“

„Ja, wenn's so is'. Wo klemmt's?“

„Wir müssen diese Aktenordner und diese Pappschuber durchforsten. Das sind Unterlagen aus der Wohnung des ermordeten Priesters.“

„Was willst genau wissen? Wonach soll gesucht werden?“

Perlinger erzählte ihr von der Rolle, die der Priester Brockhövel in dem Verein innehatte. „Wir müssen rausfinden, ob es so was wie Hinweise oder Unregelmäßigkeiten im Ablauf seiner Vereinstätigkeit gegeben hat.“

„Aha, ein systematischer Vergleich ...“

„Ja, richtig.“

Er zog einen Ordner mit der Aufschrift *Briefe* heran. Er klappte ihn auf.

„Da, schau her. Gut geordnet, unterteilt in ausgehenden und eingehenden Briefverkehr. Wer hat wem geschrieben, von wem hat der Verein Briefe ...“

„Ja, das brauchst mir jetzt nicht zu erklären“, klang es unwillig aus dem Mund von Monika Hölzl, die schnell begriffen hatte, worauf es ihrem Vorgesetzten ankam.

„Ich denke, wichtig ist, was in den Briefen drin steht. Erst dann ist der Adressat oder der Verfasser von Interesse.“

Perlingers Augen glänzten. „Genauso hab ich's mir gedacht. Erst die möglichen Motive rausfinden. Dann ...“

„Warum hast mir das nicht gleich so erzählt?“, unterbrach sie ihn mit leisem Lächeln.

Darauf ging Perlinger nicht ein. „Bevor ich's vergess“, sagte er ihr beim Hinausgehen, „überprüf bitte Brockhövels Telefonanschluss ... Was so in den letzten vier Wochen abgelaufen ist.“ An der Tür stoppte er kurz, drehte sich noch einmal um. Er deutete auf die Aktenordner. „Und schau, ob du einen Hinweis auf einen Abbé findest. Möglicherweise ist er einer dieser Dunkelmänner.“

Perlinger war froh, als er das Büro verließ. Dort einen Arbeitstag zu verbringen, war ihm nahezu verhasst. Dieser öde Papierkram. Zeit verträdeln, nannte er das immer.

Beim Überfliegen einiger Unterlagen war er auf das Pallottinerhaus gestoßen. Das hatte sich in seinem Kopf festgesetzt. Brockhövel hatte öfter an Brenner geschrieben. Antworten hatte der ermordete Priester jedoch nur in geringem Umfang erhalten, soweit er bisher sehen konnte. Vielleicht findet die Monika noch ein paar Querverbindungen, hoffte Perlinger.

Das Gewitter hatte sich verzogen, der Regen aufgehört. Die dunklen Wolken blieben aber, wenn sich auch am Horizont schon wieder ein schmaler Sonnenstreifen abzeichnete. Zu schmal, um heute noch auf besseres Wetter hoffen zu können, war der Hauptkommissar überzeugt. Die pralle Sonne der letzten Tage würde noch auf sich warten lassen. Unterwegs meinte er sich zu erinnern, dass auch Wahlberg das Pallottinerhaus und Anton Brenner erwähnt hatte.

„Vielleicht bilde ich mir das nur ein“, murmelte er vor sich hin. Hat Brenner und Brockhövel mehr verbunden, als dass sie im gleichen Verein waren?

Während des kleinen Anstiegs über die Jochamstraße zum Pallottinerhaus dachte er darüber nach, was er am morgigen Sonntag unternehmen könnte. Für einen Alleinstehenden war es nicht einfach, die Wochenenden zu gestalten. Er könnte Elena Seiffert zu einem Rendezvous einladen. Aber ob die, bei ihrer Hingabe zur Kirche, das nicht falsch verstehen würde? Als unsittliches Angebot? Er unterbrach seine Gedanken, als er angekommen war. Die dunklen Wolken trugen das ihre dazu bei, dass er den massiven Gebäudekomplex mit dem hoch aufragenden Glockenturm als bedrückend empfand: eine Trutzburg des Glaubens, fast un-
einnehmbar.

Perlinger stand im großzügigen Vorraum des Gebäudes und versuchte sich zu orientieren. Plötzlich fiel ihm wieder heiß ein,

dass Samstag war. Könnte ihm heute überhaupt jemand Auskunft geben? Er hätte vorher anrufen sollen, ärgerte er sich. Er schaute um sich. Ein breiter Treppenaufgang führte ins nächste Stockwerk. Von oben hörte er dünne Stimmenfetzen. Da ist wer, freute er sich. Der Kommissar versuchte die Richtung, aus der diese Sprechmelange herkam, zu identifizieren. Ihm schien, als schallten sie vom hinteren Teil des Obergeschosses herab. Eine weibliche und eine männliche Stimme. Die Worte waren nicht zu verstehen. Sie verschwammen in der Weite der oberen Räume. Perlinger nahm die Stufen der freischwebenden Treppe einzeln.

Ein langer Flur lag vor ihm. Die Stimmen kamen vom Ende, dort wo ein weiterer Gang abzweigte. Je näher er darauf zuschritt, desto mehr gewann er den Eindruck, dass es sich um ein heftiges Streitgespräch handelte. Vorsichtig schlich sich Perlinger an die Ecke heran. Er kniete nieder, um von unten her in den Seitengang zu linsen. Die Frau stand mit dem Rücken zu ihm. Sie bebte förmlich. Ihre empörte und laute Stimme ließ ihr schwarz gekleidetes Gegenüber kaum zu Wort kommen. Die schmale Gestalt, mit ihren dicken Brillengläsern, sah unnahbar, aber auch abwehrbereit aus. Fehlt noch, dass er die Arme in Boxerstellung hochnimmt, dachte der Kommissar.

Leider vernahm Perlinger zunächst nur Satzketten. Die Akustik war miserabel.

„... den Pfarrer abholen lassen ...“

„... ich hab's heut erst g'hört ...“

„... mit unseren christlichen Werten ...“

„... machen Sie jetzt jede Schweinerei mit ...“

„Es blieb mir keine andere Wahl“, hörte Perlinger deutlich, wie sich der Schwarzgekleidete verteidigte. Sein Ton war aber unaufgeregt. Ganz im Gegensatz zu seiner Anklägerin. „Ich musste handeln, nachdem der Journalist den Pfarrer ausgespäht hatte.“

„Aber so behandelt man keinen Pfarrer!“

„Beim Bischofsstuhl war man der Ansicht, es sei für Pfarrer Gschwandtner besser ...“

Sie unterbrach ihn rüde. „Für Herrn Gschwandtner oder für die Herren vom Bischofsstuhl?“ Der Spott, der in dieser Frage lag, war kaum zu überhören.

Der Kommissar verspürte Sympathie mit der engagierten Frau. Er erhob sich, atmete noch einmal kurz durch und trat mit energischem Schritt um die Ecke. Die Frau drehte sich erschrocken zu ihm, der Schwarzgekleidete entflohen wortlos und verschwand hinter einer der letzten Türen im kleinen Flur. Welche, konnte Perlinger nicht so schnell identifizieren.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ Jetzt war der Kommissar Ziel ihres Angriffs.

Er wedelte mit seinem Dienstausweis herum, um gleich den Verdacht zu zerstreuen, er sei ein Eindringling mit unlauteren Absichten.

„Mein Name ist Franz Perlinger – und der Ihre?“

„Lisa Olbrich. Ich bin die Sekretärin hier.“ Die vollschlanke Mittvierzigerin baute sich im Bewusstsein ihrer Stellung vor ihm auf. Dann musterte sie den kleinen Mann, als wollte sie ihm seine Profession absprechen. „Von der Polizei.“

„Wie man sieht“, konstatierte er gelassen.

Manche Menschen reagierten so, das wusste er aus Erfahrung.

„Es ließ sich nicht vermeiden, dass ich Teile Ihres Gesprächs anhören musste. Unfreiwillig, aber interessant.“

Perlinger hatte den Eindruck, als wäre sein Erscheinen gar nicht so unwillkommen.

„Wer war der Herr, der so schnell verschwand?“

Sie zögerte mit der Antwort. Er merkte, wie sie mit ihrer Loyalität kämpfte. Offensichtlich siegten ihre christlichen Werte, als sie sagte: „Herr Anton Brenner, der Rektor dieses Hauses ... Aber was wollen Sie?“

Perlinger erinnerte sich wieder an sein ursprüngliches Vorhaben. „Nun, es geht um Ermittlungen in einem Mordfall. Sie haben sicherlich davon gehört – oder gelesen. Es handelt sich um den Priester Brockhövel.“

„Ja“, hauchte sie ergriffen. Sie führte die Hände zusammen, als wollte sie beten. „Gott sei seiner Seele gnädig.“

„Hatte der Priester etwas angestellt?“

Lisa Olbrich schaute ihn irritiert an. „Wie kommen Sie darauf?“

„Nun, wenn Gott seiner Seele gnädig sein soll. Aus so einem Satz lassen sich doch Schlüsse ziehen, oder?“

„Das ist doch Blasphemie.“ Zornig blitzten ihre Augen. „Er hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen.“

„Für die weiteren Ermittlungen hätte ich jetzt gern den Rektor gesprochen.“ Perlinger kehrte seine Amtsautorität heraus.

Sie zögerte. „Da muss ich jetzt nachschau'n, ob er überhaupt Zeit hat.“

„Tun Sie das. Aber sagen Sie ihm gleich, dass er nicht drum herumkommt. Entweder heute oder ...“

„...Morgen, Herr Kommissar, ist Sonntag – und der ist so was von heilig.“ Sie drehte sich abrupt um und steuerte eine dieser hinteren Türen an, hinter die der Rektor verschwunden war.

Lisa Olbrich kam schnell zurück – ohne Anton Brenner. Sie stand vor dem Kommissar und hob die Schultern an, wie um sich zu entschuldigen. „Der ist nimmer da.“

„Ich glaub's nicht“, presste Perlinger zwischen seinen Lippen hervor und stürmte mit gesenktem Schädel, wie ein kampfbereiter Stier, den schmalen Gang entlang. Er stieß die halb offene Tür auf, stand in einem geräumigen Arbeitszimmer, dessen zweite Tür auf den Hauptflur führte.

„So eine Sauerei“, fluchte er laut vor sich hin, als er wieder vor der Sekretärin stand. „Der Herr Rektor entzieht sich einer Befragung, aber so leicht kommt der mir nicht weg.“

Lisa Olbrich zeigte sich bestürzt. Sie erging sich wieder in entschuldigenden Gesten.

Ihre Unsicherheit nutzte Perlinger ohne Gewissensbisse aus.

„Sie waren schon im Eingang zu hören.“ Er übertrieb. „Was hatten Sie mit dem Rektor besprochen? Wenn man das überhaupt so sagen kann. Sie klangen sehr aufgebracht.“

„Es ging um einen Schutzbefohlenen.“ Sie wirkte unschlüssig, ob sie mehr sagen sollte.

„Nur raus mit der Sprache“, ermunterte er sie. „Wie ich gehört habe, ging es um einen Pfarrer.“ Wahlberg hatte von einer kuriosen Geschichte erzählt. „War es der Pfarrer aus Wasserburg?“

Sie verschluckte sich fast. „Woher wissen Sie das?“

„Die Polizei weiß alles“, tönte es anzüglich aus seinem Munde. „Wo aus Wasserburg?“

„Ja“, antwortete sie ihm leise, „da in der Nähe – in Gathling.“

„Und was ist jetzt mit dem? Ein Schutzbefohlener, dem der Schutz genommen wurde?“

Lisa Olbrich kämpfte wieder mit ihrer Loyalität: entweder der Rektor oder die ethischen Werte ihres Glaubens. In ihrem inneren Zwist entschied sie sich wieder gegen den Rektor. Er hatte sich einfach verdrückt. „Der Bischofsstuhl hatte den Pfarrer Gschwandtner aus der Klinik in Wasserburg abholen lassen, damit er sich von dem Schock erholt.“

„Einen Schock?“

„Ja, den wollten s’ doch aufhängen.“

„Ein Schmarrn“, grinste Perlinger. „So wie man mir erzählt hat, war das ein Gerücht.“

„Ist auch egal. Hergebracht ham’s ihn zur Erholung. Jetzt haben s’ den Pfarrer wieder in die Psychiatrie in Wasserburg einliefern lassen.“

„Raus aus die Kartoffeln, rein in die Kartoffeln.“

„So könnt man es auch bezeichnen.“ Ihre Blicke begegneten sich auf Augenhöhe. Sie schaute verzweifelt. „Aber ich weiß nie, wer das alles macht.“

Perlinger fuhr seine Antennen aus. „Wer was macht?“

„Alle Anweisungen kommen vom Bischofsstuhl.“ Sie schaute sich um, als würde sie sich beobachtet fühlen. „Aber da haben mehrere das Sagen. Nie weiß man es genau.“

„Und welche Rolle spielt der Rektor dabei?“

Lena Olbrich schaute ihn düster an. „Ich weiß es nicht.“

Kapitel 24

Samstag, 7. August – ganztags

Am Morgen schaute Wahlberg versonnen aus dem Fenster des *Bed & Breakfast* in der Dubliner Talbot Street. Hier war er also wieder. Schneller als er dachte. Wie sollte er nun vorgehen? Wo könnte er Auskunft über den Verbleib der Tasche erhalten. Das Innenministerium, das Gaspard erwähnt hatte, war einfach zu groß, um sich mit einer kleinen Reisetasche zu befassen. Wahlberg hatte eine Idee. Nach einem traditionellen *Irish Breakfast* nahm er Kurs auf die deutsche Botschaft in Booterstown, nahe der Dublin Bay.

„Wissen Sie, es handelt sich um eine Reisetasche – nicht sehr groß – die möglicherweise einer Selbstmörderin gehört“, erläuterte er dem elegant gekleideten Botschaftsangestellten. Mit Nachdruck präsentierte er seinen Presseausweis. „Diese Selbstmörderin ist ein Missbrauchsoffer gewesen.“ Er erzählte ihm eine weitgehend frei erfundene Geschichte, wie er das weibliche Opfer kennengelernt hatte und dieses dann verschwunden sei. „Sie ist wahrscheinlich von der Fähre gesprungen. Und die französische Polizei erzählte mir, dass das Päckchen an die hiesige Innenbehörde gegangen sei. – Nur an welche Abteilung?“ Er fixierte bedeutungsvoll die Augen seines Gegenübers, der ihn mit ausdruckslosem Gesichtsausdruck musterte.

„Sehen Sie, Missbrauch ist in aller Munde“, führte Wahlberg das einseitige Gespräch fort. „Diese Skandale sind vielfältig in Europa. Meist ist die katholische Kirche involviert. So wie in Irland auch. Die WOCHENZEITUNG will in dieser Sache ausgiebig recherchieren.“

„Wie kann Ihnen die deutsche Botschaft dabei helfen?“

„Nun, mein Wunsch ist, dass Sie in der Innenbehörde mal nachfragen, ob dort eine Reisetasche, abgeschickt in Frankreich, angekommen ist. Oder welche andere Behörde dafür zuständig ist. Sie kennen sich doch mit den hiesigen Gepflogenheiten gut aus, oder?“

Als der Angestellte zögerte, schob Wahlberg nach: „Als Botschaft fällt es Ihnen doch leichter, beim Innenministerium Auskunft über den Verbleib einer Reisetasche zu erhalten.“

Er beobachtete den jungen Mann, der genervt zum Hausteleson griff. Während des Telefonats hielt der Angestellte seine Augen misstrauisch auf den Journalisten gerichtet.

Ich glaube, der fühlt sich von mir verarscht, schätzte Wahlberg. Dann kam die Aufforderung, näher zu treten. Jetzt öffnet sich bestimmt die bürokratische Falltür, dachte er, als er im ersten Stock ein großzügig geschnittenes, aber sparsam möbliertes Zimmer mit Blick auf die Bucht betrat.

Der Mittvierziger, in grauem Anzug, der sich als Botschaftsrat Hans Böttger vorstellte, bat ihn an einen kleinen runden Tisch. Er kam unbürokratisch gleich zur Sache.

„Sie können sich sicherlich vorstellen, dass man in Irland ziemlich aufgebracht ist über neue Veröffentlichung von Missbrauchsfällen. Seit dem vor acht Jahren herausgegebenen *Ryan-Report*, der den Missbrauch innerhalb der katholischen Kirche untersuchte, sinkt auch das Vertrauen der Iren in ihren Staat. Die jetzige Wirtschaftskrise trägt noch einiges dazu bei. Es ist auch unsere Pflicht als Gäste“ – Letzteres betonte er gestenreich – „dafür zu sorgen, dass nicht noch mehr Öl ins Feuer gegossen wird.“ Mit hochgezogenen Augenbrauen unterstrich er seine Worte.

„Ich recherchiere in einem Todesfall, der auch Bezüge nach Deutschland aufweist.“ Betont pathetisch, mit einem Blick an die Decke, fügte er hinzu. „Das bin ich doch auch meinem Land schuldig, oder?“ Er liebte das suggestive ‚oder‘, weil sich dem fast keiner mehr entziehen konnte.

„Äh, ja.“ Ein kleines sprachliches Stolpern. „Was hat denn diese

Tasche mit den Missbrauchsoffern zu tun?“

Der Argwohn in der Stimme des Botschaftsrats klang deutlich durch. Auch dafür war er gewappnet.

„Eine Selbstmörderin, die die Schmach nicht mehr aushielt. In der Tasche befinden sich wichtige Dinge für meine Recherchen.“

Das Tischtelefon klingelte dezent. Der Botschaftsrat hörte stumm zu, nickte ein paar Mal zustimmend. Er drückte die Auflegetaste.

„Wir in der Botschaft sind hier ein gut eingespieltes Team mit erstklassigen Kontakten. Gegenseitige Kooperation macht sich bezahlt“, warb er für seine Institution. „Ich denke, Sie sollten beim Police Headquarter in der Kevin Street nachfragen. Ein Mister John O’Sullivan führt dort den Stab.“ Das klang vornehm und passend zur Erscheinung des Botschaftsrats.

Betont beiläufig fragte er dann beim Abschied: „Wie hieß denn die Selbstmörderin? Kam sie jetzt aus Deutschland oder Irland?“

In Wahlberg zog sich etwas zusammen. Auch der Franzose hatte so eine versteckte Neugierde entwickelt. „Das hoffe ich zu erfahren, wenn ich an die Tasche kann“, war seine Antwort. Diplomatisch, unverbindlich.

Die Nahverkehrsbahn brachte ihn wieder zurück ins Herz von Dublin.

Chief Inspector John O’Sullivan ließ ihn eine gute Stunde warten. Hinter der Amtszimmertür schien ein Sturm zu toben. Nach und nach, so beobachtete Wahlberg, schlichen drei ziemlich bedrückt aussehende Gestalten aus der Amtsstube. Als die Tür zum vierten Mal geöffnete wurde, stand der Chief Inspector persönlich im Türrahmen und winkte ihm zu. O’Sullivan leckte sich die Lippen. Was erst wie eine genüssliche Attitude aussah, entpuppte sich als Riss in der Unterlippe, den der hagere Mann mit seiner Spucke zu lindern versuchte. Vielleicht hatte er sich gerade zu sehr ins Zeug gelegt, um seinen Untergebenen Mores zu lehren, vermutete Wahlberg, als er eintrat.

Der Chief Inspector setzte umständlich eine Brille auf seine schmale, leicht gebogene Nase. Er trug buschige, ins Grau changierende Bartkoteletten. Sein Haupthaar war licht und strähnig. Er trug ein groß kariertes, grau getöntes Sakko, darunter eine einfarbige graue Weste. Wahlberg beobachtete O'Sullivan fasziniert. An wen erinnerte ihn der Chief Inspector?

„Just a moment, please“, bat er in Richtung des aufmerksam betrachtenden Journalisten. Dann bellte er, für Wahlberg fast unverständlich, etwas im Dubliner Dialekt ins Telefon. Offensichtlich zitierte er einen Constable herbei.

In fast akzentfreiem Deutsch wandte er sich an Wahlberg. „Aus dem Innenministerium kam die Anweisung, Ihnen bei einer gewissen Reisetasche behilflich zu sein. Es ist die Reisetasche von Róisín Kennedy, wie wir aus einem Pass entnehmen konnten.“ Chief O'Sullivan musterte Wahlbergs überraschte Miene.

„Das hätte ich nicht gedacht.“

„Mein Deutsch, eh?“ Er amüsierte sich darüber, leckte aber gleich wieder über die Unterlippe. „Ich habe Europäisches Recht in Berlin studiert, die Brüsseler Administration im Visier. Hat damals leider nicht geklappt.“ Er nahm Wahlberg in den Blick. Mit einer Verlegenheitsgeste strich er sich über seine spärlichen Haarsträhnen. „Nun zur besagten Tasche. Um was geht es da?“

Wahlberg trug wieder seine abgeseckte Version vor. Betonte dabei, dass er keine irischen Gefühle verletzen wolle.

„Ha, dafür nicht“, antwortete O'Sullivan. „Die Pfaffen haben uns schon über Jahrhunderte ins Unglück gestürzt. Sie glauben heute noch, sie wären unangreifbar. Sie könnten sich alles erlauben.“ Mit seinem dicken Zeigefinger wies er auf den Journalisten. „Nur hier, werter Herr Wahlberg“, er deutete auf den Tisch, als hätte er die Tasche vor sich liegen, „handelt es sich nicht unbedingt um ein Missbrauchsdelikt.“

Inzwischen, fast unhörbar, hatte sich die Tür geöffnet. Ein pummeliger, unscheinbar wirkender Mann setzte sich in eine Ecke hinter Wahlberg. Der Journalist schaute sich irritiert um.

„Das ist unser Sergeant James Powers“, war O’Sullivans knappe Erklärung. „Er ist der Terrorspezialist unserer Abteilung.“

„Ich versteh nicht recht. Glauben Sie, die Tasche war eine Bombe?“

„Nein. Die Frau wurde schon einmal gesucht.“ O’Sullivan reichte Wahlberg eine ziemlich vergilbte Akte. „Allerdings vor gut vierzig Jahren.“

„Was hatte sie getan?“ Wahlberg, innerlich erschrocken, blätterte darin. Kein Foto, nur eine kleine Summary.

„Das wissen wir nicht. Weder heute noch damals. Die Tat, für die sie gesucht wurde, geschah in Nordirland. Genauer in London-Derry.“

„Was für eine Tat?“ Wahlberg war unwillkürlich aufgebracht, was der Spürhund O’Sullivan aufmerksam registrierte.

„Es ging um Mord. Zwei katholische Priester, die 1973 in der Nähe von London-Derry erschossen wurden. Typische Verrätermorde, wie sie von der IRA ausgeführt wurden.“

„Was sind typische Verrätermorde der IRA?“

„Nun, das Typische ist, dass zuerst in die Knie, dann in den Kopf geschossen wird.“

„Das heißt, die beiden Priester waren Verräter?“

O’Sullivan bekundete nickend seine Zustimmung.

„Und was hatten sie verraten?“

„Wir vermuten, das heißt auch unsere Kollegen in London-Derry, dass diese IRA-Kämpfer die beiden absichtlich in eine Falle lockten. Und Miss Kennedy gehörte mindestens zum Umfeld dieser Kämpfer, wenn nicht mehr.“

„Warum wurden sie verraten?“

„Aus einem völlig unchristlichen Grund hatten beiden Priester diese IRA-Leute preisgegeben: Rache. Und zwar, weil Miss Kennedys Bruder, Seán Kennedy, diese Priester angezeigt hatte. Wegen Missbrauch und sexueller Nötigung.“

„Also auch hier“, stellte Wahlberg lapidar fest. „Und wer war der andere?“ Gespannt wartete Wahlberg auf die Antwort.

„Das war der Vater des damals noch ungeborenen Kindes von Róisín Kennedy.“

„Woher wissen Sie das alles?“

Er deutete auf die alte Akte. „Wir hatten zu allen Zeiten Kontakte in der IRA. Wir von der Republik und natürlich auch der britische MI5.“

„Das ist ja ein Hammer. Wird sie als Mörderin gesucht?“

„Zunächst als Zeugin. Sie wissen ja selber, Mord verjährt nicht. Wenn sie es war, dann dürfte es aber schwierig werden, es ihr nachzuweisen. DNA-Spuren wurden nicht gesichert. Man war damals noch nicht so weit.“

Wahlberg fasste sich an den Kopf. In seinem Inneren klang Róisíns Lied, das sie auf der Fähre gesungen hatte, nach. War es eins über die IRA? Oder hatte sie ihm einen Teil ihres Lebens erzählt? Er wusste es nicht mehr. Wie gut, dass er bisher niemandem etwas über Róisíns Aufenthaltsort mitgeteilt hatte.

„Hatten Sie eigentlich Kontakt mit der Gesuchten?“

Wahlberg schreckte kurz aus seinen Gedanken, überlegte, was er sagen sollte. „Ja, auf meiner letzten Rückfahrt mit der Fähre nach Cherbourg. Sie erzählte mir etwas von den *Magdalen Laundries*, in denen sie ausgebeutet worden war. Wir tranken zusammen Pucheen. Zu viel. Ich war dann groggy. Am anderen Tag wachte ich kurz vor Cherbourg auf. Ich wollte mich von ihr verabschieden. Diese Tasche stand in ihrer Kabine. Am Kai habe ich auf sie gewartet. Als sie nicht erschien, benachrichtigte ich die französische Polizei. Ich dachte, sie sei einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Oder habe Selbstmord begangen. Sie hatte einen depressiven Eindruck auf mich gemacht.“

„Diese Tasche ist die erste Spur von ihr seit den besagten vierzig Jahren. Ich bin nicht davon überzeugt, dass sie tot ist. Dieses Unkraut vergeht nicht.“

O’Sullivan schob eine kleine Denkpause ein. „Außerdem“, fuhr er fort, „gab es seit mehr als zwei Wochen keine weiblichen Wasserleichen an unseren Küsten.“

Der Chief Inspector schaute Wahlberg eindringlich an. „Sie wissen nicht – natürlich rein zufällig – wo sich Róisín Kennedy aufhält?“

Wahlberg schüttelte den Kopf. Er wusste es wirklich nicht. Aber wenn er es wüsste, dann hätte er auch geschwiegen. Ein Journalist gibt keine Quelle preis. Das sollte aber auch der Chief Inspector wissen. Jetzt war ihm klar, dass er sie unbedingt finden musste.

Als Wahlberg das Büro verließ, fiel ihm ein, an wen ihn der Chief Inspector erinnerte. Genau, sagt er sich. Eindeutig Basil Rathbone. Der Mann, der in den 1940ern Sherlock Holmes spielte.

Kapitel 25

Montag, 9. August 2010 – Dublin

Schon früh am Morgen hatte Chief Inspector O’Sullivan seinen Terrorexperten Powers zu sich befohlen. Der Chief Inspector stand über den Schreibtisch gebeugt. Abgestützt auf seinen geballten Fäusten und kräftigen Armen. Sein dünner Oberkörper bewegte sich unruhig vor und zurück. Er befeuchtete kurz seine malträtierte Unterlippe. Dicht auf der anderen Seite des Schreibtisches stand Sergeant Powers. O’Sullivan fixierte ihn prüfend. Sein schmaler Kopf schob sich weiter vor. Plötzlich schnellte seine Adlernase in Richtung seines Untergebenen vor. Kurz vor Sergeant Powers’ dickem Gesicht stoppte er. Powers wich keinen Zentimeter zurück. Auch heute brachte seine stoische Miene O’Sullivan fast zur Weißglut.

„Und hören Sie genau zu“, fauchte er ihn an. „Wir müssen herausbekommen, wo sich dieses Miststück aufhält. Das ist jetzt schon seit Jahren abgetaucht. Wir wollen diese alte Akte endlich schließen.“ Er hieb kräftig mit seinem dünnen Zeigefinger auf die verblichene Mappe ein. „Und außerdem, Sergeant, wollen wir uns von den Burschen aus dem Norden nichts nachsagen lassen. Also folgen Sie dem Deutschen.“

Im harten Dubliner Dialekt gab der Chief ihm eine lange Reihe von Instruktionen. Zum Schluss wies er ihn an: „Nehmen Sie unbedingt einen dunklen Wagen. Und dass Sie mir bloß unauffällig bleiben.“

„Nun, Sir, ich befürchte, dass dieser Journalist nicht gerade blöd ist.“

O’Sullivan blickte erstaunt zu seinem Sergeant. „Dann müssen Sie eben intelligenter handeln als er“, blaffte er ihn an.

Powers ließ nicht locker. „Der geringe Verkehr auf unseren Straßen bietet nicht viele Deckungsmöglichkeiten.“

„Dann schaffen Sie sich welche ...“ Der Chief Inspector regierte unwirsch. „Herrgott noch mal!“

„Und wenn er über die Grenze geht?“

„Nun, Sergeant“, O’Sullivans graue Augen richteten sich Hilfe erflehend an die Zimmerdecke, „das dürfte doch wohl die kleinste aller Übungen sein, oder? Einfach hinterher ...“ Er drosch verärgert mit der flachen Hand auf die Resopalplatte seines Schreibtisches, sodass der alte Holzfußboden ächzte.

Wahlberg holte seinen bestellten Leihwagen, einen neueren Vauxhall Corsa, gegen 10 Uhr morgens ab. Es war das erste Mal, dass er einen Pkw in Irland führte. Vor dem Linksverkehr hatte er gehörigen Respekt. Früher hatte er sich immer auf Bus, Bahn und vor allem seine Füße verlassen. Dublin ließ er auf der komfortablen Schnellstraße M1 schnell hinter sich. Inzwischen hatte es angefangen zu regnen, obwohl gerade noch eine freundlich scheinende Sonne über ihm stand. Diese schnell wechselnden Wetterzustände gehörten einfach zur Insel.

Wahlberg erreichte nach gut fünfzig Minuten Fahrzeit die Grenze zu Nordirland. Ohne Hemmnisse, was ihn wunderte, überquerte er sie genauso problemlos, als würde er von Deutschland nach Luxemburg wechseln. Aber jetzt konzentrierte er sich ausschließlich auf die Bedienung des Autos und die Strecke. Der M1 folgte die nordirische A1. Kurz hinter Newry verließ er sie, um dort in die A28 in Richtung Armagh einzubiegen. Er war froh, endlich die weniger befahrene Landesstraße unter seinen Rädern zu spüren: Der Asphalt war ziemlich rau. Die Sonne brach wieder durch.

Als der Scheibenwischer am Heck ein halbrundes Sichtfenster eröffnete, bemerkte er einen dunklen Pkw, einen älteren Toyota. Irgendwie hatte er geahnt, dass sich jemand an seine Spuren geheftet hatte. Das bestätigten die klaren Sichtverhältnisse nach

hinten hinaus. Es war offensichtlich jemand auf ihn angesetzt worden. Es erinnerte ihn an den blauen Golf auf der Strecke nach Wasserburg. Verdammt, murmelte er vor sich hin, der hängt sich jetzt wie eine Klette an mich. Erwartet er von mir, dass ich ihn zu Róisín Kennedy führe? Er fuhr links ran. Während er in Karten wühlte, sie demonstrativ hochnahm, beobachtete er den Verkehr. Kein Pkw überholte. Im Rückspiegel versuchte er, den hinteren Straßenabschnitt abzusuchen. Das Sichtfeld war zu begrenzt. Abrupt drehte er seinen Kopf nach hinten. Es war kein schwarzer Toyota zu sehen. Er startete das Fahrzeug neu und glitt wieder auf die Fahrbahn zurück.

Nach einigen Kilometern hing der schwarze Toyota wieder hinter ihm. Wenn auch mit größerer Distanz. Wer hat Interesse an mir? Es kamen eigentlich nur die drei staatstragenden Institutionen infrage: die Deutsche Botschaft, der Chief oder der MI5, den die Iren möglicherweise um Amtshilfe gebeten hatten. Beim MI5, sagte sich Wahlberg, bin ich mir nicht so ganz sicher. Der verfolgt eher eigene Interessen. Realistisch erschien Wahlberg, dass die Dubliner Behörde die alte Akte bereinigen wollte. Ihn zu verfolgen würde nicht viel bringen. Zumindest vorerst nicht. Jetzt hatte er erst einmal London-Derry ins Auge gefasst, um dort weitere Nachforschungen zu betreiben.

Was danach kam, würde von der Situation abhängen. Sein Ziel war die Kontaktaufnahme zu der Frau mit den smaragdgrünen Augen. Vorsicht war geboten, wie ihm inzwischen klar geworden war. Er musste sich etwas einfallen lassen, um sie nicht zu Róisín Kennedy zu führen. Zwar hatte er keine Anschrift, aber er hatte eine Vorstellung, wo er sie finden würde. Ihr Gespräch, das sie auf der Fähre führten. Ihre Heimat im Norden. Sie wird sich dort aufhalten, wo der Nordatlantik ins Landesinnere strömt: Loch Swilly. Die Wegstrecke von London-Derry nach Buncrana betrug nur knappe zwölf Meilen. Bis dahin musste er den lästigen Anhang loswerden. Er würde eine Lösung finden, wenn es so weit wäre.

London-Derry begrüßte ihn mit einem heftigen Regenguss, der aber nur kurz ausfiel. Auf dem Weg zum Police Headquarter in der Sackville Street überlegte er, ob nicht ein Schirm als passender Begleiter angebracht sei. Den Gedanken verwarf er schnell. Too British. Er entschied sich für eine *Flatcap*, wie die Iren ihre Schirmmützen nennen. Die war handlicher, dem irischen Lifestyle angepasst und schützte auch vor der Nässe von oben.

Er checkte in ein *B&B* in der Nähe des Bahnhofs ein, überquerte danach die zweistöckige Craigavon Bridge, die den River Foyle überspannte, um über die Carlisle Street ins Stadtzentrum zu gelangen. Ein mächtiges Kriegerdenkmal, errichtet für die sinnlos Gefallenen aus zwei Weltkriegen, bremste seinen Fortgang. Er blickte um sich, um Verfolger zu erspähen. Nichts Auffälliges. Er umkreiste den Marmorsockel, schaute Passanten direkt ins Gesicht, sicherte wie auf freier Wildbahn. Die auf dem Sockel stehende Göttin ließ in ihrer linken Hand einen Siegerkranz über ihr Haupt schweben, während die rechte ein Schwert führte, das jedoch wenig kämpferisch nach unten zeigte. Eher ein Mahnmal für die typische irische Zerrissenheit. Denen hier gedacht wird, kämpften für das Britische Empire gegen Nazi-Deutschland, während die Landsleute im Süden an ihren Küsten die Nazi-Marine versorgten. Dein Feind ist auch mein Feind, so galt die Parole während der Kriegszeiten in der Republik Éire.

Wahlberg wunderte sich, dass die Spuren des blutigen Bürgerkriegs der 1970er Zeit fast verschwunden waren. Beim Eingang zum katholischen Stadtteil Bogside, von dem aus erbittert gegen die britischen Soldaten gekämpft wurde, erinnerten zwei Mahnmale an die damalige Zeit. Auf einem mannshohen Stein las Wahlberg die Inschrift *You are now entering free Derry*. Und in unmittelbarer Nähe tobte der Bürgerkrieg weiter. Ein riesiges Wandgemälde, das sich über eine hohe Hausfassade erstreckte. Es zeigte einen Jungen mit Gasmaske, der in der Hand eine *petrol bomb* hielt. Im Hintergrund explodierte bereits ein Inferno aus

Rauch und Flammen.

Während Wahlberg in Gedanken die vielfältigen Facetten irischer Geschichte durchstreifte, achtete er weiter auf sein Umfeld. Er sah in spiegelnde Schaufensterscheiben, um sein Umfeld weiter zu prüfen. Humphrey Bogart hätte sich in seinen Filmen nicht viel besser angestellt. Er konnte keinen Verfolger entdecken.

Ein Taxi transportierte Wahlberg zum *Derry Journal*. Aus dem Archiv erhoffte er Aufschlüsse über die Aburteilung der verräterischen Priester, bevor er bei der Polizei vorsprach. Im 1970er Jahrgang glichen sich die täglichen Nachrichten in der Darstellung des täglichen Horrors. Im hinteren Teil einer der damaligen Ausgaben fand er eine kleine Notiz über die Hinrichtung zweier Priester durch die IRA. Ob es die beiden betraf, die der Chief Inspector erwähnt hatte? Keine Hintergründe, kein Verweis auf eine Frau, die daran beteiligt gewesen sein sollte. Nur ein einspaltiger Sechszweiler.

Enttäuscht zog er wieder von dannen. Ein Bus brachte ihn zurück ins Zentrum. Er hatte sich mehr erhofft, aber die Nachrichten vergangener Zeiten konnte er auch nicht zu seinen Gunsten ändern.

Wahlberg betrat die Lounge einer Bar mit dem abartigen Namen *Crimson Greed*. Er übersetzte für sich: *Purpurne Gier*. Was mag bei der Namensgebung Pate gestanden haben? Eine Anspielung auf geistliche Würdenträger? Wahlberg stärkte sich mit heißem Tee, nahm dazu einen Brandy. Er grinste über die Namensgebung. Dann wäre es weit weniger abartig. Er dachte an Laura. Was zum Teufel geht da in Bayern vor? Will man jetzt den Pfarrer kaltstellen, noch dazu in der geschlossenen Psychiatrie? Was wusste Gschwandtner? Wurde er für bestimmte Kreise jetzt zur Bedrohung? Wer hatte ihn aus dem Pallottinerhaus entfernt? Er kniff die Lippen zusammen. Er hatte das Gefühl, die Situation entglitt ihm langsam. Wie eine Schlange, die im Unterholz verschwand.

Kapitel 26

Montag, 9. August 2010 – Freising

Eine strahlende Sonne hatte wieder das Tagesregiment übernommen. Am gestrigen Sonntag hatte es noch zeitweise geschauert. Der Abend hatte sich bereits wieder aufgeräumt gezeigt. Vorboten auf einen folgenden schönen Tag.

Ebenso aufgeräumt betrat Perlinger am Morgen sein Büro. Die Tagesroutine begann er wie üblich mit dem Einschalten des Computers. Danach kümmerte er sich um die eingegangene Post und vor allem um die Berichte. Obenauf lag die Auflistung aus den Akten und Ordnern, die Monika Hölzl verfasst hatte. Die kleine Notiz am Monitor hätte er beinahe übersehen: *HK Seehofer bittet um Rückruf*. Er schaute unschlüssig zwischen den vorbereiteten Papieren und dem Klebezettel hin und her. Entschlossen griff er sich dann das Telefon. Er verlangte die Hauptkommissarin in Rosenheim.

„Ja, grüß dich, Franz.“ Die weibliche Stimme klang frisch und freundlich.

„Servus. Wenn du gleich in der Früh um einen Rückruf bittest, dann liegt bestimmt schon der Hase im Pfeffer. Ich vermute, es gab am Samstag Schwierigkeiten?“

„Ja, Schwierigkeiten im Zugang zu diesem Pfarrer. Wie bist du eigentlich draufgekommen?“

Perlinger erzählte ihr, was er am Samstag erlauscht hatte. Die heftige Auseinandersetzung zwischen dem Rektor und Frau Olbrich. Auf dem Rückweg zum Büro hatte er sich dann entschlossen – weil er eine große Sauerei vermutete – sie zu instruieren. „War mein Gespür richtig, euch nach Wasserburg zu lotsen?“ In seiner Frage lag ein wenig Selbstgefälligkeit.

Perlinger hörte durchs Telefon das Rascheln einiger Papiere.

„Genau“, bestätigte sie ihn. „Zuerst haben wir eine Streife mit Kollegen aus Wasserburg dort hingeschickt. Sie sollten rauszufinden, ob der Pfarrer überhaupt in die Klinik gebracht wurde. Wir wollten sichergehen.“

Perlinger ließ ein zustimmendes lautes Brummen von sich hören. „War der Pfarrer da?“

„Die Kollegen erhielten die Auskunft, der Patient sei ein ganz schwerer Fall von Gestörtheit. Er dürfe auf keinen Fall Besuche empfangen.“

„Man will uns verarschen, Marion. Gestörtheit? Das ist doch kein medizinischer Begriff. Von wem wurde die Auskunft gegeben?“

„Das konnten die Kollegen nicht rausfinden. Die haben keine Namen genannt. Unseren Leuten schien es so, als gehörten diejenigen, die sie gefragt haben, nicht zum Klinikpersonal. Aber sie hatten offensichtlich eine Aufsichtsfunktion.“

„Haben die Kollegen erfahren, wann der Pfarrer eingeliefert wurde?“

„Nein.“ Die Hauptkommissarin raschelte wieder mit Papier. „Auch als wir von der Kripo hinkamen, erfuhren wir nichts. Wir hatten eine richterliche Verfügung dabei. Der Anstaltsleiter war nicht kooperativ. Er verweigerte uns den Zugang.“

„Was?“ Perlingers Empörung nahm kein Ende. „Mit welcher Begründung?“

„Nun. Seine Erklärung war, dass er es als Arzt nicht zulassen könne, dem Patienten irgendeine Aufregung zuzumuten. Er sei in der Geschlossenen untergebracht, weil bei ihm Selbstmordgefahr bestünde.“

„Ich kann's nicht glauben. In der Geschlossenen ...“

„Ja, in der Geschlossenen. Wir mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Aber“, sie hob die Stimme, „uns hat jemand das Einlieferungsdatum gesteckt. Es war letzte Woche am Mittwoch.“

„Was, vor über vier Tagen schon?“ Perlingers Stimme schwoll

an. „Hat *die* Person wenigstens einen Namen?“

„Sie wollte ihren Namen nicht nennen. Ich glaube sie hatte Angst. Wahrscheinlich nicht unberechtigt. Sie meinte, der ärztliche Befund stimme nicht. Sie sei immerhin Psychologin. Sie sprach von unmenschlichen Bedingungen, denen der Pfarrer ausgeliefert sei.“

„Interessant“, kommentierte Perlinger. „Da musst du unbedingt dranbleiben.“

„Wir werden Druck machen. Den Namen der Psychologin werden wir auch noch rausbekommen.“

„Sie könnte eine wichtige Zeugin werden, falls der Pfarrer gegen seinen Willen festgehalten wird.“

„Du hast auch noch einen toten Priester am Hals, wie ich gelesen habe. Schaffst du das alleine?“ Die Hauptkommissarin klang besorgt.

„Das passt schon“, wehrte Perlinger mit leichtem Unmut in der Stimme ab. Er nahm ihre Frage aber mit Humor. „Wenn’s zu viel oder zu kompliziert wird, dann musst du mir halt helfen.“

Sie lachte. „Eher werden Kollegen aus München kommen, vor allem, wenn sich der Erzbischof noch einschaltet. So ein Priester stirbt nicht ohne öffentliche Begleitung.“

„Oder sie machen’s wie immer.“

Nach kurzem Schweigen am anderen Ende der Leitung fragte sie. „Du meinst ...?“

„Bestimmt. Die Kirche wird diese Sache auch wieder deckeln.“ Bitterkeit stieg in ihm auf, durchdrang seine Stimme. „Wie alles Unangenehme bisher.“

„Mensch, Franz. Sei nicht so pessimistisch!“

Doch der Hauptkommissar klang düster. „Weißt du, da versuchst du Licht ins Dunkel zu bringen ... Dann taucht dieser Rektor von den Pallottinern einfach ab – so vor meinen Augen. Entglitten wie ein Aal, als ich ihn zum Mordfall befragen will. Wer weiß, wer da alles seine Finger drin hat. Die Kirchenleute in Freising führen immer diesen ominösen Bischofsstuhl an. Das ist

eine höhere Form von Anonymität.“ Und drastisch fügte er hinzu: „Kein Gesicht, kein Arsch, an den du dich halten könntest.“

Perlinger hatte sich geschworen, das Rauchen so weit wie möglich einzudämmen. Eigentlich könnte man es auch ganz sein lassen. Jetzt, da es im Freistaat Bayern fast gar keine Lücken mehr gab, wo man gemütlich eine Zigarette rauchen durfte. „Vielleicht grad noch am Ufer der Isar“, bemerkte er halblaut vor sich hin.

„Guten Morgen, Franz.“ Monika Hölzl stand in der Tür. „Du führst Selbstgespräche?“

„Kommt schon mal vor“, grinste er sie an. „So in meinem Alter. Nächsten Monat hab ich Geburtstag. Dann sind’s noch sieben Jahr’ bis zur Pensionierung.“ Er blickte demonstrativ um sich in die Runde. „Ich wollt eine rauchen, aber dafür gibt’s keinen Platz mehr im Haus.“

„Das ist auch besser so.“ Sie deutete auf die Ausarbeitungen, die vor Perlinger auf dem Tisch lagen. „Es ist komplizierter geworden, als ich dachte. Jetzt wollt ich mit dir diese Sachen durchgehen – wenn du nichts anderes vorhast.“

Perlinger wehrte ab. Er sei jetzt genau in der Stimmung, den Hintergrund zu Brockhövels Tod zu erhellen.

„Entweder der Mörder hat etwas gesucht und der Priester stand im Weg, weil er es nicht herausrücken wollte. Oder ...“

„Ja, oder ...“, unterbrach Perlinger die Oberkommissarin.

„... oder der Priester hat den Täter beim Einbruch überrascht.“

„... oder der Täter nichts suchte, sondern von vornherein den Priester abmurksen wollte.“

„Aha. Du denkst, er räumt den Priester aus dem Weg und durchwühlt anschließend die Unterlagen. Und legt damit eine falsche Fährte.“

„Eine Ablenkung. Ganz klar“, war Perlinger überzeugt. „Dies ganze Durcheinander soll unser Augenmerk in Richtung Raub manövrieren, also ablenken vom eigentlichen Motiv.“

„Aber der Täter war doch zu blöd.“

Perlinger schaute sie fragend an.

„Außer dem Notebook ist doch nichts Relevantes verschwunden. Geld war noch da ...“

„Du hast recht“, gestand Perlinger ihr ein. „Er war nicht auf Raub aus, sondern auf etwas ganz anderes ...“

„Chef, ich glaube, der suchte etwas und ist gestört worden – ein Dokument oder ein belastendes Bild oder so ... Der war einfach in Panik und hat zug'stochen.“

„Könnte sein.“ Perlinger nickte. „Vielleicht hat Brockhövel im Rahmen seiner Vereinsarbeit bei *MOKK* etwas herausgefunden. Er war unvorsichtig – oder vertrauensselig ...“

„Unvorsichtig und vertrauensselig schließt sich nicht aus. Dann könnte es ein guter Bekannter gewesen sein.“

„Richtig“, bestätigte Perlinger. „Dann ist es eine Vertuschungstat. – Damit grenzt sich im Prinzip die Täterschaft schon ein.“

„Es ist alles ziemlich verworren. Es könnte ein Täter sein, der wusste, was sich in den Ordner und Sammlern befand.“

„Dann läuft's auf ein Vereinsmitglied heraus.“ Perlinger fasste sich an den Kopf. „Mein Gott, das wird happig.“

Monika Hölzl deutete auf den Untersuchungsbericht. Hier steht drin, dass keine Fingerabdrücke auf den Ordnern und Sammlern gefunden wurden.“

„Der oder die werden's abgewischt haben. – Und jetzt willst du mir gleich sagen, dass deine Durchsicht umsonst war, weil nichts zu finden war.“

„So war's net.“ Sie grinste ihn an. „Mir sind schon noch bestimmte Dinge aufgefallen.“

Perlinger stand auf. Zum Überlegen bräuchte er jetzt eine dieser verdammten Sargnägel. Nikotinverlangen. Er müsste sich diese Pflaster in der Apotheke besorgen.

„Also doch Ergebnisse?“ Perlinger staunte. „Das klang erst anders. Was für bestimmte Dinge sind dir aufgefallen?“

„Es gibt einen Briefwechsel, der beginnt mit der Gründung des Vereins im Jahr 2002. Die Eintragung ins Vereinsregister hat der

Georg Amberger besorgt. Nach den Protokollen ist der dann der Vereinsvorsitzende geworden. Ein Verkehrsunfall – es gab einige Traueranzeigen – hat ihn dann aus dem Leben gerissen.“

„Hm.“ Der Hauptkommissar brummte nachdenklich. Wahlbergs Worte über Ambergers Tod drangen wieder in sein Bewusstsein. Sollte er der Sache auch noch nachgehen? Später vielleicht, überlegte er.

„Ein Briefwechsel? Zwischen wem verlief der? Wer wurde hauptsächlich angeschrieben?“

Die Polizeibeamtin schaute auf ihren Handzettel. „Es gibt da nichts Aufregendes. Aus der Zeit vom Amberger wurden einige Briefe an die Pallottiner geschrieben, meist Einladungen und Dankeschreiben wegen finanzieller Unterstützung. Einige Briefe an den örtlichen Bischof. Darin wurde immer von der Notwendigkeit der Aufklärung im Sinne der Opfer hingewiesen. Aber“, sie hob die Stimme an, „mir ist aufgefallen, dass der Briefwechsel erhebliche Lücken aufweist.“

Perlanger riss überrascht den Kopf hoch. Er war gedanklich abgedriftet. „Ja, was?“, rang er sich durch.

„Erhebliche Lücken.“ Ihre Stimme forderte ihn. „Es könnten mehr Briefe gewesen sein.“

Jetzt war Perlanger hellwach und konzentriert. „Wie hast du das festgestellt?“

„Ich habe verglichen. Es gab Antwortschreiben, die sich auf Briefe bezogen, die nicht mehr in den Ordnern vorhanden waren. Es kann somit sein, dass der Täter in einigen Ordnern für ihn bedrohliche Aussagen noch herausnehmen konnte ... Und die sind nun verschwunden.“

„Also, wusste der Priester etwas über andere oder war er selber Teil eines bestimmten Systems?“ Perlanger dachte wieder an Wahlbergs Aussage über die Pädophilie. „Ist schon der Computer vom Brockhövel untersucht worden?“

„Mensch Franz.“ Sie schaute ihn ein wenig empört an. „Das Notebook ist doch verschwunden!“

„Ah, verdammt. Man wird alt.“ Perlingers Gesicht lief rot an. Das war ihm peinlich. „Wahrscheinlich liegt es am mangelnden Nikotin, dass ich so einen Blackout habe“, zerrte er eine Entschuldigung herbei.

„Wir sind auf der Suche nach dem Gerät“, beruhigte ihn seine Mitarbeiterin.

„So oder so“, erwiderte der Hauptkommissar, „hast du schon Personen abgeglichen, mit denen Brockhövel in Kontakt stand? Schon die Telefonliste abgearbeitet?“

„Nichts Besonderes. Pallottiner, seine Tante. Nur am 29. Juli hat er sehr spät eine Prepaid-Nummer angerufen. Gesprächsdauer etwa zwei Minuten.“

„Nummer?“

„Keine. Prepaid.“

Perlinger kratzte sich mitten auf dem Kopf und dachte: Prepaid, nie davon gehört. Laut sagte er: „Jetzt haben wir modernste Technik und können trotzdem nichts machen. So eine Scheiße!“

„Die Techniker haben aber rausgefunden, wo das besagte Handy sich aufhielt.“

Als er sie gespannt ansah, sagte die Oberkommissarin: „In Gathling.“

Perlinger schwieg nachdenklich. Ihm war so, als müsste er zwei Fakten zusammenbasteln. Aber er kam nicht gleich drauf. „In Gathling? Müsste ich Marion fragen ...“

„Im Übrigen“, sagte Monika Hölzl, „brauchst die Kollegin in Rosenheim nicht zu fragen. Am 29. Juli ist in Gathling beim Pfarrhaus eingebrochen worden. Stand im Halbmonats-Protokoll.“

„Ja, Gott's verflucht. Dann muss ich Marion erst recht fragen.“

„Sag mal, Franz. Der Mörder ist doch laut Polizeibericht über die Verandatür reingekommen.“

„Die Verandatür stand immer offen, sagte mir die Frau Seifert“, antwortete Perlinger. „Aber das war nur wenigen bekannt.“

„Das heißt, der Priester kannte seinen Mörder so gut, dass die-

ser – im wahrsten Sinne des Wortes – von hinten durch die Küche kommen durfte.“

„Alles läuft auf ein Vereinsmitglied hinaus“, stöhnte Perlinger. Er sah sich schon mit zwei blitzenden Brillengläsern konfrontiert.

Als sie nickte, fiel ihm ganz heiß Ferdinand Messner ein. Hat er den Täter etwa gestört, weil er drauf und dran war, dem Priester wieder einmal seine Meinung zu geigen? Oder sogar gesehen?

Kapitel 27

Dienstag, 10. August 2010 – ganztags

Im Police Headquarter in Derry schickte man Wahlberg von Büro zu Büro. Er hatte das Gefühl, hingehalten zu werden. So schlecht war sein Englisch auch wieder nicht, als dass sein Anliegen nur Missverständnisse hervorrufen würde. War das Thema so heiß? Oder geradezu das Gegenteil: Interessierte es keinen? Endlich nahm Detective Sergeant Millie Conroy sich seiner an. Sie erwartete ihn hinter ihrem Schreibtisch. Die zierliche, dunkelhaarige Beamtin erinnerte ihn an Susann Hespers, eine Journalistin, die ihm 2009 beim Mordfall Thomas Balzer begegnet war. Etwa Mitte vierzig, schätzte Wahlberg ihr Alter, gut zehn Jahre älter als Susann. Sie betrachtete ihn aufmerksam. Als er sich vorgestellt und seinen Presseausweis gezeigt hatte, unterbrach sie ihn mit einer Handbewegung. Sie griff zum Telefon. Es klang so, als sei ein Paket angekommen. Dann widmete sie sich ihm. Er raffte sein englisches Vokabular zusammen. In den Mittelpunkt rückte er das Zusammentreffen mit Róisín Kennedy, und dass er einem möglichen Todesfall auf der Spur sei. Sie nickte.

„Chief Inspector O’Sullivan aus Dublin hat uns bereits gestern mit einer Mail informiert. Sie wollen bei uns nachfragen, ob wir etwas zu Róisín Kennedy haben. Wir kooperieren über die Grenze hinweg. Wir verfolgen die gleichen Interessen, wenn es um Aufklärung aus der Zeit der *Troubles* geht.“

„Ja, die Zeit der *Troubles*.“ Je grausamer es wird, dachte er, desto mehr wird durch Begriffe verharmlost. Diesen bis aufs Blut geführten Bürgerkrieg als *Ärgernis* oder *Unruhen* zu bezeichnen, fand er beinahe absurd. Wahlberg schaute in ihre braunen Augen.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, sagte sie: „Die Iren sind

Meister der Verdrängung. Diese Zeit war so schwer, dass nur ein relativ harmloser Begriff ...“

Sie wurde durch das leise Öffnen und Schließen der Tür unterbrochen. Wahlberg, der mit dem Rücken zur Tür saß, hatte auf einmal ein brennend unangenehmes Gefühl. Jemand starrte ihm Löcher in den Rücken. Aus den Augenwinkeln erkannte er die dickliche Figur von Sergeant Powers, der auf Wahlbergs Hinterkopf glotzte. Kein Wunder, dass er mich aufgespürt hat, dachte er. Powers konnte sich schließlich denken, wo ich hinwollte. Da brauchte er nur zu warten. Millie Conroy bemerkte Wahlbergs Unruhe.

„Das ist Sergeant Powers ...“

„Danke, aber wir kennen uns bereits.“

„Gut. Es ist noch nicht alles aufgeklärt worden. Dazu gehört auch Ihre Bekanntschaft. Hätten Sie sich nicht gemeldet, dann wäre die Akte geschlossen geblieben.“

Wahlberg runzelte irritiert die Stirn. Das hörte sich fast wie ein Vorwurf an.

„Sie nehmen nun an, dass sie tot ist. Wir glauben, dass sie noch lebt. Wahrscheinlich unter falschem Namen.“

Wahlberg fuhr hoch. „Was heißt meine Bekanntschaft?“ Er wollte die Begegnung kleinreden. „Vor gut drei Wochen hatte ich sie auf der Fähre nach Cherbourg kennengelernt. Sie schien den Weg nach dem Kontinent zu nehmen. Wenn ihre Leiche nicht gefunden wurde, dann hat sie entweder die See verschluckt oder sie sitzt irgendwo auf dem Festland in der Sonne.“

Wahlberg versuchte, die Gedanken der Polizeibeamtin abzulenken. Er war inzwischen mehr als überzeugt, dass die smaragdgrüne Irin noch lebte. Aber das wollte er der Polizei nicht auf die Nase binden. Er wunderte sich, dass die irische Polizei noch nie auf den Gedanken gekommen war, in Buncrana nachzusehen. Wollten sie ihn als Köder benutzen? Der falsche Hase, dem die Hunde hinterherjagten. Auf jeden Fall musste er verhindern, dass ihm die Behörden folgten.

„Sie denken nach, Herr Wahlberg?“ Die Stimme der Sergeantin klang ironisch. Wahlberg fühlte sich ertappt, riss sich aber gleich wieder zusammen.

„Ja, in der Tat. Mir geht nämlich noch ein anderer Mordfall, der auch einen Priester betraf, durch den Kopf. Der Mord ist vor etwa sechs Wochen, als ich in Irland war, begangen worden.“

„Woher wissen Sie das? Sehen Sie Zusammenhänge?“

Wahlberg hob beide Hände und wehrte gestenreich ab. „Also, es stand in der *Irish Times*, die ich in Dublin gelesen hatte.“

„Sie haben damit aber nichts zu tun?“ Conroy grinste ein wenig anzüglich.

Wie die blöde Liz Tappert, schoss es ihm durch den Kopf. Er wiegelte ab. „Reines journalistisches Interesse. Meine Zeitung will über die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche, die inzwischen ein europäisches Phänomen geworden sind, berichten. Immerhin hätte der Mord beinahe neue *Troubles* nach sich gezogen, wie ich gelesen habe. Gegenseitige Beschuldigung von Katholiken und Protestanten. Was war das Motiv für diesen Mord? Könnten Sie mich dazu ein wenig instruieren?“

„Dieser Mord hat nichts mit Missbrauch zu tun“, stellte die Beamtin kühl fest. „Der Mord geschah auch nicht in Derry, sondern im ländlichen Umfeld unserer Stadt.“

„Was war das Motiv?“ Wahlberg ließ nicht locker. „Ich will wissen, wer seine Hände dort im Spiel haben könnte.“

„Aha.“ Sie hob den Kopf, starrte erst auf Powers, den Wahlberg schon fast vergessen hatte, dann auf ihn. „Denken Sie vielleicht an eine Tote, die vielleicht lebendiger ist, als Sie annehmen?“

„Damals auf der Fähre war sie lebendig. Aber sie erzählte mir von ihrer Krebskrankheit ...“

Millie Conroy beugte sich vor, ein ironisches Glitzern in den Augen: „Und das glauben Sie? Das mit dem Krebs?“

Wahlberg schaute baff. „Daran hatte ich nie gezweifelt.“

„Sie kennen die irische Mentalität?“ Sie beantwortete ihre Frage gleich selbst: „Im Geschichtenerzählen sind die Iren so etwas wie

Weltspitze. Daran müssen Sie denken.“

Wahlberg bekam einen roten Kopf. Das passte zwar überhaupt nicht in sein Weltbild, aber selbst Liam bezeichnete seine Landleute oft als betrügerische Sprücheklopfer. Sollte sein Bauchgefühl getrogen haben?

Er sammelte sich. „Hätte sie ein Motiv für einen solchen Mord?“ Er fuhr leise fort: „Wenn sie leben würde?“

„Es kommt darauf an ...“ Millie Conroy gab sich wortkarg.

„... auf das Motiv? In der *Irish Times* stand damals, dass über die Leiche Kleeblätter verstreut worden waren. Ein Kultmord? Würde das zu militanten Protestanten passen?“

„Nur ein Nationalist würde vielleicht auf die Idee kommen.“

„Róisín Kennedy stand, nach Aussage von O’Sullivan der IRA nahe, vielleicht war sie auch Mitglied. Als ich sie kennengelernt habe, schien sie nicht zu kultischen Handlungen zu neigen. Sie war nach meiner Einschätzung eher ein pragmatischer Typ, wenn auch mit melancholischem Einschlag.“

„Sie verteidigen Missis Kennedy sehr stark.“ Millie Conroy hob ihre Augenbrauen an.

In Wahlberg stieg wieder eine heiße Röte hoch. Er tappt, verfluchter Mist, dachte er. Ich sollte mich zurücknehmen. „Nein, auf keinen Fall. Wenn jemand schuldig ist ...“ Er konnte gerade noch ein Stottern vermeiden.

Hinter seinem Rücken hörte er ein Papierrascheln. Als sich Wahlberg umdrehte, sah er, dass der Sergeant schon etliche Seiten Papier mit Notizen vollgeschrieben hatte. Innerlich musste Wahlberg lächeln, ob des Gedankens, dass jemand *laut* mitschrieb.

„Powers macht hier seinen Job“, erklärte sie Wahlberg mit strengem Gesicht. Unnötigerweise, wie er fand.

„Also, zu diesem Priestermord, der Anfang Mai begangen wurde. Die Vorgeschichte, das konnten wir herausfinden, reichte in der Tat bis in die Zeit der *Troubles*. Dieser Priester hatte 1972 aus einer *Verblendung* heraus in dem Dorf Kittybane drei Bomben gezündet. Acht Menschen, Frauen, Männer, Kinder, starben. Die

Bomben trafen Protestanten und Katholiken gleichermaßen. Keiner verdächtigte den Priester.“

„Aus einer *Verblendung* heraus?“

Sie zuckte unwillig mit den Schultern. „Nun, vielleicht auch aus falscher Überzeugung. Die Ermittlungen nach seinem Tod ergaben, dass er als Sympathisant der IRA galt.“

„Danach lebte er also fast vierzig Jahre in einer Gemeinde. Kein Verdacht?“

„Nein. Das Schlimme war, das kam auch erst nach seinem Tod heraus, dass die damaligen Behörden, die katholische Kirche, sogar der MI5, diesen Bombenanschlag gedeckt hatten. Der Priester verschwand für ein paar Jahre in der Republik, dann war er wieder hier und waltete seines Amtes. Die katholische Kirche kennt keine politische Grenze, nutzt sie aber, wenn es brennt.“

„Warum deckte man ihn?“

„Die damals angespannte politische Lage. Man wollte sie mit der Aufdeckung des Anschlags nicht noch weiter anheizen. Das kann man im Bericht des Ombudsmanns nachlesen.“

Wahlberg schüttelte den Kopf. Könnte es sein, dass Róisín Kennedy auch gedeckt wurde?

Wahlberg überlegte, wie er so schnell wie möglich unerkannt aus Derry verschwinden könnte. Nach dem Gespräch im Polizeigebäude bestand allerhöchste Gefahr, dass man ihm nachspionieren würde. Er musste zunächst seinen Leihwagen loswerden. Wahlberg war überzeugt, dass Powers ihn beobachtete. Der Sergeant war sicherlich ortskundiger als er. Mit der Tasche unter dem Arm, spurtete er zu Fuß zum Bahnhof. Er löste ein Ticket bis Belfast, wohl wissend, dass sein Schatten dies erfahren würde.

Abfahrtszeit für den Zug nach Belfast war kurz vor 15 Uhr. Wahlberg lugte aus der Tür des vordersten Waggons. Biss Powers an? Er sah ihn, kurz bevor der Zug abfuhr, die Reihe der Waggons entlanggehen. Wahlberg versteckte sich. Am vorderen Waggon stoppte Powers sichtlich irritiert. Der Ausdruck in seinem

runden Gesicht glich einem Fragezeichen. Dann beobachtete Wahlberg, wie der Sergeant entschlossen in den letzten Waggon einstieg. Er wartete bis der Zug anruckelte. Jetzt hieß es für Wahlberg mutig zu handeln. Er öffnete die Tür an der verbotenen Zugseite, schnappte seine Reisetasche und landete im nebenliegenden grasbewachsenen Gleisbett. Kein Gegenzug. Er schmiegte sich an einen neben dem Gleis aufgebauten Signalkasten. Wahlberg wartete, bis der Zug Fahrt aufnahm und Powers langsam in Richtung Osten mitnahm.

„Verdammt“, entfuhr es Wahlberg, als er sich vorsichtig aufrichtete. „So eine Scheiße!“

Der Sergeant hatte sich nicht übertölpeln lassen. Er stand am Bahnsteig und blickte abwechselnd auf das Gleis und zum Ausgang. Dann hörte er Powers' leicht näselnde Stimme, die ihn aufforderte, sein Versteck zu verlassen. Der Sergeant nestelte an seinem Schulterhalfter. Er trug eine Waffe, obwohl er dafür keine Befugnis hatte. Powers bluffte nicht. Er wollte ihn holen. Er sprang vom Bahnsteig auf das Gleisbett. Wahlberg vernahm einen kurzen Aufschrei. Mit schmerzverzerrtem Gesicht lag der Polizist auf dem Rücken, die gezogene Pistole flog in hohem Bogen einige Meter weit. Wahlberg sah, dass sich der Polizeibeamte den Knöchel auf den glatten, im Gras verborgenen Gleisen verstaucht hatte. Powers rappelte sich hoch und humpelte auf den Journalisten zu.

Wahlberg konnte sich dem harten Griff des auf unsicheren Füßen stehenden Sergeants entwinden. Dann erklimm er eilig den Bahnsteig, hastete über die Flussbrücke, vorbei am *Foyleside Shopping Centre* zur Busstation der *Swilly Bus Company*. Abgekämpft ließ er sich in einen Sitz des etwas betagten Busses fallen, der sofort startete. Nach fünf Kilometern überquerten sie die Grenze zur Republik. Die Fahrt dauerte nur etwas mehr als eine halbe Stunde. Es war früher Abend, als er das am Loch Swilly gelegene Buncrana erreichte.

Kapitel 28

Mittwoch, 11. August 2010 – ganztags

Wahlberg hatte das Gefühl, dass hier die Zeit hier stehengeblieben war. Es schmeichelte Wahlbergs romantische Seele. Das *Star-dale House*, wo er Quartier bezogen hatte, lag an einem weißen Strand. Er sog genießerisch die weiche, würzige Seeluft ein. Hier, fast am nördlichsten Teil der irischen Insel, fühlte er sich auf einmal geborgen.

Der frühe Morgen bot Wahlberg ein Kuriosum, als er seine Unterkunft in Richtung Strand verließ. Der Himmel war blau, die Sonne schien. Er verspürte eine verhaltene Wärme. Mit Erstaunen sah er, dass über dem Boden, über dem Strand und über dem Wasser des langgezogenen Loch Swilly, eine meterdicke Nebeldecke lag. Er wagte einige Schritte. Er versank bis zum Bauch im dichten Dunst. Dann hatte er ein Gefühl, als watete er in Watte. Nach einigen Metern reichten ihm die milchig-grauen Schwaden bis an die Brust. Ideal für Kinder, dachte er, die in dieser Suppe herrlich Versteck spielen können. Gegen Mittag würde dieses Phänomen vorbei sein. Die ansteigende Temperatur und der jetzt schon behutsam aufkommende Wind würden gemeinsam diese Decke auseinanderreißen.

Wahlberg saugte die frische Meeresluft wie ein Elixier ein. Sein Kopf musste wieder klar werden. Letzte Nacht hatte er sich zu Whiskeys und Pints des fetten, nach Lakritz schmeckenden Guinness hinreißen lassen. Die traditionelle Musik, die in McCullen's Pub *handmade* gespielt wurde, hatte ihn zum Trinken animiert. Er fühlte sich *involved*. Mit Mühe sammelte er seine Gedanken. Er ließ es sich noch einmal durch den Kopf gehen. Er war überzeugt, Róisín Kennedy hier in Buncrana zu treffen. Ihr

Satz, dass die Menschen zum Sterben nach Hause fahren, ging ihm nicht aus dem Kopf. Róisín hatte Krebs. Da ließ er sich nicht beirren. Und er hatte noch viele Fragen an sie.

Es bedrückte ihn, dass er geholfen hatte, diese alte Polizeiakte wieder zu öffnen. Jetzt hatte er ein schlechtes Gewissen. Aber was hätte er tun sollen? Die Irin könnte helfen, das Schweigekartell in der katholischen Kirche in Bayern aufzubrechen. Hatte sie diese abendliche Attacke auf den schwulen Pfarrer angestiftet? Sie musste hier sein. Hier war ihre Zuflucht, der Ort ihrer Kindheit.

Wahlberg sah in der Ferne mehrere dunkle Punkte, die auf der Nebeldecke schwammen. Er stellte sich vor, Menschen ohne Unterleib anzutreffen. Nur wandernde Köpfe, Hälse, ein wenig Oberkörper. Erwartete er etwa, dass ihm Róisíns Haupt auf der Nebeldecke serviert werden würde? Wie das des Johannes? Ein makabrer Gedanke, den er mit leisem Lachen quittierte. Wahlberg hörte den Sand unter seinen Füßen knirschen. Um der Gefahr zu entgehen, plötzlich im Wasser des *Loch Swilly* zu stehen, verließ er den unsichtbaren Strand. Er erklomm bedächtig den schmalen Hügelzug, der das langgestreckte Gewässer begleitete. Von hier oben wollte er einen Blick auf die andere Seite des Tals werfen. So weit das Auge reichte, sah er nur baumlose, leicht gewellte Flächen, die sich in dunstiger Ferne zu einer neuen Hügelkette erhoben.

Er setzte sich auf einen der kleinen, mit Flechten besetzten Felsen. Würzige, nach Heidekraut und Farn schmeckende Luft umgab ihn. Wahlberg beobachtete, wie die Nebeldecke nach und nach aufriss und die Schwaden nun schnell auseinanderdrifteten. Jetzt boten sich ihm der weiße Strand und sich leicht kräuselndes Wasser dar. Die Häupter der Spaziergänger standen wieder auf Hälsen und Körpern. Einige Hunde tobten durch Sand und Wasser. Wahlberg schlug den Weg zur *town hall* ein, in der Hoffnung, Hilfe bei den Nachforschungen zur Kennedy-Familie zu erhalten.

Dank seines Presseausweises wurde er bis zum Bürgermeister

Pedár McDowell, der die sechzig schon deutlich überschritten hatte, vorgelassen. Hagere Gesichtszüge, scharf blickende Augen und eine gebogene, schmale Nase erinnerten Wahlberg an Chief Inspector O'Sullivan.

„Die Kennedys sind fast ausgestorben. Es gibt hier nicht mehr viele“, beantwortete McDowell Wahlbergs Frage nach dem Verbleib der Familie. „Die meisten sind tot, zum Teil schon sehr lange“, ergänzte er in drastischem Tonfall. „Andere sind weggezogen. USA.“

„Die meisten?“

Der Bürgermeister zögerte, als müsste er ein wohlgehetetes Geheimnis verraten. „Hier im Ort ist Quirin übrig geblieben.“

„Wer oder was ist Quirin?“

„Nun, Quirin Kennedy. Das ist sein Name. Er hat zwei Straßen weiter eine Installationsfirma.“ McDowell verzog seine dünnen Lippen. „Wie in Deutschland: Wasser und Scheiße.“

„Was ist mit Róisín Kennedy?“ Der Journalist beobachtete aufmerksam den Bürgermeister. War da ein Zucken, als er den Namen erwähnte? Vielleicht auch eine Sinnestäuschung.

„Róisín. Tja, das ist lange her. Musste viel erliden, als sie jung war.“ Er blickte Wahlberg ausdruckslos an. „Es ist lange her, dass ich sie gesehen habe. Sehr, sehr lange.“ Pedár McDowell zog die Worte wie Kaugummi hin und nickte dazu mehrmals vor sich hin. „Dazu kann ich Ihnen überhaupt nichts sagen.“

Wahlberg erinnerte sich an die Worte von Millie Conroy und seinem Freund Liam Brady: Die Iren sind begnadete Geschichtenerzähler. Der Bürgermeister wusste etwas. Aber was? Er versuchte es mit einem Schuss ins Blaue.

„Falls Sie Róisín doch mal sehen sollten, dann sagen Sie ihr, dass der deutsche Journalist hier ist und einige Fragen hätte.“

Bürgermeister McDowell nickte bedächtig wieder vor sich hin. „Falls ich sie mal sehen sollte. Okay.“

Sie verabschiedeten sich mit Händedruck. McDowell blickte ihn mit seinen Habichtsaugen an. „Schauen Sie doch mal bei

Quirin vorbei. Upper Main Street. Versuchen kann man es ja.“

Der Versuch bei Quirin Kennedy schlug fehl. Seine misstrauisch dreinblickende Frau versuchte ihn abzuwimmeln. Wahlberg kritzelte im Stehen den Namen seiner Unterkunft auf eine Visitenkarte und unterstrich seine Handynummer. Falls Róisín doch irgendwo erreichbar sein sollte. Die hastig zugeschlagene Haustür hätte ihn beinahe im Rücken getroffen. Ihn beschlich das Gefühl, dass um Róisín Kennedy eine schützende Mauer aufgebaut worden war. Mitten in seinen Überlegungen schlug das Handy an. Eine SMS. Probleme mit Pfarrer Gschwandtner. Laura bat eindringlich um einen Rückruf. Handy sei so teuer. Er solle sich ein Festnetz suchen. Sie sei am Abend zu Hause.

Das Wetter hatte sich plötzlich verändert. Wieder einmal. Wolken waren aufgezogen. Fast wie aus heiterem Himmel fing es an zu regnen. Die Flatcap reichte nicht. Er wurde nass bis auf die Haut.

Nach dem Kleiderwechsel legte er sich hin, um nachzudenken. Er dämmerte ein, träumte abwechselnd von Julia und Laura. Das zaghafte Klopfen an seiner Tür hatte er für einen Traumausläufer gehalten. Ein vorsichtiges Kratzen an der geöffneten Tür brachte ihn wieder zurück in die Gegenwart.

Ein etwa Vierzigjähriger, etwas kleiner als Wahlberg, rundlich, dunkle Haare, stand mit seinem jüngeren Abbild, der ganz offensichtlich sein Sohn war, in der Zimmertür.

„Entschuldigung, aber wir sollen Sie begleiten.“ Der Ältere zog ein schwarzes Tuch aus der Hosentasche und entschuldigte sich wieder. „Wir müssen Ihnen leider gleich im Auto die Augen verbinden. Das muss sein. Wir gehen auf Nummer sicher. Was Sie nicht wissen, können Sie nicht erzählen.“

Seine Überraschung ließ er sich nicht anmerken. Er setzte sich auf die Bettkante. Der Jüngere knüpfte die dunkle, schmale Stoffbahn über seine Augen fest. Das Ganze klang konspirativ. Nach einem früheren IRA-Prozedere. Wahlberg hatte das Gefühl, dass

der Stein ins Rollen gekommen war. Vor einem kleinen Cottage durfte er die Binde abnehmen. Sie schritten durch einen verwilderten Vorgarten auf den aus groben Feldsteinen errichteten Bau zu. Es war das gleiche Gestein, aus denen die langen Feldmauern errichtet waren, die die irische Landschaft durchzogen und prägten. Aus dem an der Stirnseite befindlichen Schornstein kräuselte feiner Rauch nach oben. Eine Idylle, ging es durch Wahlbergs Kopf. Aufmerksam beobachteten seine zwei Begleiter die menschenleere Umwelt. Sie sicherten nach allen Seiten. Aber nichts störte die Ruhe. Die Sonne war wieder wohl auf. Durch eine hellgrüne Haustür traten sie ein.

Zwei kleine Fenster neben der Haustür und drei gegenüber dem Eingang ließen nur wenig Licht herein. Der Geruch von verbranntem Holzscheiten und Torf verlieh dem Raum, trotz der Ärmlichkeit, eine anheimelnde Note. Wahlbergs Augen hatten sich schnell an das diffuse Licht des Raums gewöhnt. Róisín Kennedy stand im Halbdunkeln der bescheidenen Behausung. Sie hatte ihre behandschuhten Hände vor dem Schoß gefaltet und verzog keine Miene. Ihre Smaragdaugen fixierten ihn ruhig.

„Grüß Gott“, sagte sie auf Deutsch. „Das sind mein Neffe Quirin und sein Sohn Séamus.“ Sie deutete auf die beiden Männer, die sich wortlos mit erhobener Hand verabschiedeten. „Meine letzten Verwandten hier in Irland. Auf sie kann ich mich verlassen.“

„Dann hat der Buschfunk gut funktioniert, wie ich sehen kann.“

Ein kleines Lächeln umspielte ihre schönen Lippen: „So kann man es nennen.“

„Seit wann sind Sie wieder in Irland?“

„Nun, etwa seit fünf Tagen.“

„Problemlos mit dem deutschen Pass?“

„Zwar gilt hier in Irland nicht das Schengener Abkommen, aber manches ist löchrig.“ Sie lächelte wieder. „Nur noch Zufallskontrollen an Irlands Grenzen – wenn man aus England kommt.“

„Und das ist Ihr Versteck?“

„Es ist mein Elternhaus.“ Sie holte mit ihrem rechten Arm aus und beschrieb einen kleinen Halbkreis. „Mehr hatten wir nicht. Das musste für neun Kinder reichen.“

Das Cottage bestand im Grunde nur aus einem verputzten Hauptraum. Wahlberg schätzte sein Geviert auf etwa 25 Meter im Quadrat. Am Kopfende der begehbarer Kamin, mit einer Sitzbank um die Feuerstelle. Róisín fröstelte, trotz der Wärme des Kaminfeuers und des sommerlichen Wetters. Sie zeigte auf eine schmale Tür am anderen Kopfende des Raums.

„Dahinten, in dem kleinen Nebenraum, schliefen meine Eltern. Wir Kinder hatten drei Betten, die an der Seite aufgestellt waren.“ Sie wies auf die Mauer mit den drei kleinen Fenstern, die der Eingangstür gegenüberlagen.

„Unser Cottage war schon lange in Vergessenheit geraten. Viele Häuser auf dem Land stehen einfach leer. Auswanderer haben sie verlassen. Keiner bewohnt sie wieder. Und weil sie so lange leer stehen, sind sie nicht mehr registriert. Offiziell gibt es diese Häuser nicht mehr.“

Sie setzte sich auf die Bank im Kamin. Jetzt entdeckte Wahlberg, dass ein Kessel im Feuer stand. Sie schenkte Tee in zwei große Becher ein.

„Jetzt wo der keltische Tiger zum Bettvorleger geworden ist, die Bankmanager gerettet werden, aber nicht die Menschen, könnte es wieder passieren. Wie in den 1950er Jahren. Als mein Vater und viele andere in die USA gingen, um Geld für die Familien zu verdienen. Mein Vater kam nach fünf Jahren wieder nach Hause.“ Sie setzte ihre Tasse an ihrer Seite ab. „Aber im Sarg“, fügte sie düster an. „Ein Arbeitsunfall. Er war von einem Gerüst abgestürzt. Kein Arbeitsschutz.“

Sie reichte ihm einen halb vollen Becher. „Einen kleinen Schuss ...?“, fragte sie ihn, milde lächelnd.

Er verneinte. Ihm brannte eine Frage besonders unter den Nägeln. „Damals auf der Fähre. Haben Sie eigentlich dieses Täu-

schungsmanöver bewusst veranstaltet?

Sie wiegte den Kopf hin und her. „Das mit Ihnen, das ergab sich spontan an Bord. Es passte plötzlich. Ich wusste in dem Moment, als wir uns trafen, dass Sie mein glaubwürdiger Zeuge fürs Verschwinden sein würden.“

„Aber Sie haben damals einen Fehler gemacht, der Ihnen zum Verhängnis hätte werden können.“ Wahlberg schaute in Róisíns Gesicht.

Sie starrte ihn gebannt an. „Einen Fehler?“

„Ich war in Ihrer Kabine. Wahrscheinlich zu früh. Ich fand Ihre beiden Pässe. Das irritierte mich. Vorsichtshalber habe ich sie abgesehen. Dann hab ich an der Pier auf Sie gewartet. Sie tauchten nicht auf.“ Er suchte ihre Augen. „Das war wohl Ihre Kalkulation?“

„So hatte ich mir das vorgestellt, was auch klappte. Nur das mit den Pässen ...“ Sie richtete ihre grünen Augen nachdenklich auf ihn. „Aber Sie haben nichts unternommen. Warum?“

„Journalistische Neugier. Aber wie sind Sie dann von Bord gekommen?“

„Michael, mein Sohn, war mit zum Grab seiner Großmutter, also meiner Mutter, gefahren. Mit einer blonden Perücke, meinem deutschen Ausweis und einem deutschen Pkw- Kennzeichen konnte nichts passieren.“

„Gut ausgedacht“, bemerkte Wahlberg. „Aber warum dieser ganze Aufwand?“

Sie sah ihn mit Bedacht an. „Es gab mal eine Zeit, da wollte die Polizei Auskünfte von mir.“

„Sie wurden gesucht.“

Róisín atmete tief durch. „Per Steckbrief ...“

„Wegen der Priesterorde damals in Derry.“

Sie blickte Wahlberg erstaunt an. „Sie wissen davon?“

Er erzählte ihr von der alten Akte, die bei der Dubliner Polizei lag. Auch davon, dass in den letzten fünfzehn Jahren weitere Morde an Priestern verübt worden waren. Wahlberg beobachtete

sie. Ihr Gesicht blieb jedoch regungslos. Als er ihr erzählte, wie er einen Schatten abgehängt hatte, wurde sie unruhig und schaute ihn mit unverhohlenem Ärger an.

„Genau das wollte ich mit meinem Verschwinden verhindern. Mit dem sogenannten Selbstmord wollte ich sozusagen raus aus dieser Akte. Deshalb blieb mein irischer Pass in der Tasche. Und ich wollte als unbescholtene Deutsche wieder nach Hause, nach Irland, zurückkehren. Ich bin hierhergekommen, um meinen Frieden zu finden.“ Ihre Augen ruhten auf ihm.

Erst verstand Wahlberg nicht den tieferen Sinn dieser Worte. Als er ihrem gelassenen Blick begegnete, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Eigentlich wusste er es, zumindest hatte er es geahnt. Trotz dieser Gewissheit zögerte er, es auszusprechen: „Sie sind hierhergekommen, um zu sterben?“

Ihre smaragdgrünen Augen betrachteten ihn regungslos, als sie sagte: „Ja. Es wird bald so weit sein.“

Kapitel 29

Donnerstag, 12. August 2010 – ganztags

Am anderen Morgen pochten Quirin Kennedy und sein Sohn wieder an Wahlbergs Zimmertür. Sie warteten vor dem Hotel auf sein Erscheinen. Als er im Auto saß, diesmal unverbunden, dachte er über Róisíns bedrückende Worte beim gestrigen Abschied nach, als sie ihm eröffnete, dass man ihr die Krebskrankheit nicht ansehe, aber ihre Zeit wohl bald gekommen sei. Er spürte ihren Lebenswillen und ihr Bedauern. „Ich rechne täglich mit dem Tod. Ich hoffe, er überrascht mich nicht zu sehr“, hatte sie gesagt.

„Dafür haben Sie den ganzen Aufwand einer Selbstmord-Inszenierung getroffen?“

„Ja, das war wichtig. Ich wollte ungeschoren in meine Heimat zurückkehren. Und ich muss noch ein Vermächtnis erfüllen.“

Sie wollte gestern nicht weiter sprechen, sie sei zu erschöpft und hatte ihn gebeten, heute wiederzukommen.

Róisín Kennedy saß mit einer Decke am offenen Kamin. Sie kam ihm im Gegensatz zu gestern abgezehrt vor. Wahlberg schluckte. Diese wunderbaren grünen Augen. Sie würden bald für immer geschlossen sein.

„Das Vermächtnis, von dem ich gestern Abend sprach“, begann sie mit leiser Stimme, „ist das, was ich Georg schulde. Und dafür brauche ich Sie.“ Diese persönliche Betonung riss Wahlberg aus seiner sentimentalsten Stimmung.

„Schön. Aber dazu muss ich mehr wissen: Welches Vermächtnis und wie war Ihr Verhältnis zu Georg Amberger?“

Sie umging zunächst Wahlbergs Frage. „Wir benötigen Öffentlichkeit. Michael wird es nicht alleine schaffen.“

„Öffentlichkeit – für was?“ Er hakte noch einmal nach. „Waren Sie mit Georg Amberger verheiratet?“

Sie blieb erst stumm, antwortete dann unumwunden: „Ja.“

„Und Michael? Ist er ihr gemeinsamer Sohn?“

„Nein“, kam es ebenso kurz und bündig über ihre Lippen.

„Wenn ich Ihrem Sohn Michael helfen soll, dann müsste ich wissen, wie er aussieht.“

Statt ihm zu antworten, kramte sie in einem Holzkästchen. Wahlberg fragte nach seinem Aufenthaltsort.

„Er lebt in Freising.“ Sie überreichte ihm ein Foto. „Er ist darauf etwa fünf Jahre jünger als jetzt.“

Die Augen wie die Mutter, durchfuhr es ihn, als er das Farbfoto betrachtete. Statt grüner Augen jedoch ein intensives Stahlblau. Dunkle, leicht gelockte Haare, ein schmales Gesicht, weiche Lippen, der Mutter ähnlich. Wahlberg war irritiert.

„Ich habe ihn schon einmal gesehen“, stellte er fest und wandte sich zu Róisín Kennedy.

Sie sah ihn erst prüfend an, dann zogen sich ihre Augenbrauen zusammen. „Das glaube ich nicht.“

„Doch, doch“, beharrte Wahlberg. „Er stand in Wasserburg vor dem Fenster einer Bekannten von mir. Als ich ihm nachlief, verschwand er in einem dunkelblauen Golf.“ Er erzählte ihr von der Verfolgung.

„Mein Sohn fährt in der Tat einen dunkelblauen Golf. Schlichen Sie sich vielleicht verdächtig in der Prechtelstraße herum?“ Ein stilles Lächeln überzog ihr abgehärmtes Gesicht. „Dann wollte er sicher wissen, wer Sie sind. Ich werde das klären.“

„Gut.“ Wahlbergs Interesse wandte sich wieder dem Schicksal der Irin zu. „Sie sprachen von einem Vermächtnis ...“

„Es ist nichts Materielles. Georg wollte aufklären.“ Ihre Stimme kräftigte sich. „Das muss fortgeführt werden. Die Täter dürfen nicht entkommen. Der Verdacht reicht bis in hohe Kirchenkreise. Ihn nachzuweisen ist die Schwierigkeit.“

Wahlberg runzelte die Stirn. „Von was sprechen wir?“

„Es geht nicht nur um Missbrauch in der katholischen Kirche in Bayern. Es geht“, sie machte eine bedeutungsvolle Pause, „um Kinderpornografie im Umfeld dieser Kirche. Das betrifft Freising genauso wie einen Ort in Irland. Georg hatte einiges in petto.“

„Davon hatte ich schon erfahren. Im Umfeld des von Georg Amberger gegründeten *MOKK*-Vereins habe ich Kontakt aufgenommen.“ Wahlberg betrachtete sie aufmerksam. „Kennen Sie Anton Brenner?“

Róisín nickte. „Ja. Georg war auch mit ihm öfter in Irland, in Ossory. Darüber hatte mein Mann Berichte erstellt.“

„Eine Art Irisches Tagebuch ...?“, fragte Wahlberg schmunzelnd.

Sie erwiderte kurz sein Lächeln. „Nicht so eins wie von Heinrich Böll.“ Sie fuhr mit ernster Miene fort: „Michael hat von ihm diese schriftlichen Aussagen gesammelt. Was uns fehlt, ist ein alter Film, der das Ganze ins Rollen bringen würde.“

„Von alten Filmen hat mir die frühere Haushälterin von Gschwandtner erzählt.“

„Resi Hauber?“

„Nein, Agnes Weigl. Sie lebt jetzt in einem Altenheim in Wasserburg.“

„Wir vermuteten den Film in Gathling.“

„Aha. Dann waren Sie das, die den Aufruhr in Gathling verursacht haben?“

Róisín sah ihn ernst an. „Dadurch bekamen wir den Pfarrer aus dem Haus.“

„Danach sind Sie eingebrochen, um den Film zu suchen?“

Sie nickte wieder.

„Aber ohne Erfolg, oder?“

„Leider ohne. Wir waren übrigens nicht die Einzigen, die dort suchten. Zwei Schwarzgekleidete schlichen aus der vorderen Tür. Ich vermute, dass sie im Auftrag dieser Kirchenkreise unterwegs waren.“

„Inzwischen ist ein Priester in Freising ermordet worden. Stich

in den Hals, genauso wie Matthias Bruckner, der Vergewaltiger von Loisl.“

„By God!“

„Er hatte mit Ihrem Mann eng zusammengearbeitet. In dem Verein, den er damals gegründet hat.“

„Doch nicht Julian Brockhövel?“

„Genau der. Kannten Sie ihn?“

„Er war öfter bei uns in der Prechtlstraße. Georg war hinter den Kinderschändern im Internet her.“

„Es heißt, dass Pädophile im Dunstkreis des Vereins ihre Kontakte pflegen. Könnte Brockhövel unvorsichtigerweise Namen genannt haben?“

Sie holte tief Luft und ließ sie langsam und vorsichtig wieder entweichen. Als würde sie jeden ihrer Atemzüge schmecken und genießen wollen. Sie verlor sich in ihrer Gedankenwelt. Es schien Wahlberg, als driftete sie weit weg, nicht mehr gebunden an die Gegenwart. Ihre Augen hatten vorher noch ein wenig Kraft ausgestrahlt. Die war ganz verloren gegangen. Das Grün glänzte nicht mehr, wirkte trübe. Ihre Antwort kam leise: „Georg hatte mal angedeutet, wenn sich das mit der Kinderpornografie bewahrheiten würde, dann hätte die Kirche auf immer verspielt. Aber mehr weiß ich auch nicht.“

Ein leises Schluchzen drang aus ihrer Brust. Er blieb still sitzen. Sie schaute ihn an. „Der Tod seines Bruders hat Georg sehr mitgenommen. Es war der Auslöser für eine Art Rachefeldzug.“

„Ein Redakteur in Wasserburg hatte mir davon erzählt.“

„Georg wollte aus diesem Grund der katholischen Kirche nicht mehr dienen. Er wollte den Täter umbringen.“

„Das war noch vor Ihrer Zeit?“

„Ja. Ich habe ihm später geraten zu schweigen. Irgendwann hat er gemerkt, dass es sich nicht um einen Einzeltäter in der Kirche handelte. Das hat ihn erschüttert. In Irland war es genauso. Es ist ein Netz von gegenseitigen Abhängigkeiten. Bis in Polizeikreise.“

Wahlberg nagte an seiner Unterlippe. Er überlegte. „Haben Sie

Georg Amberger in Dublin kennengelernt?“

Róisín schaute überrascht auf. Der Themenwechsel irritierte sie.

„Worauf wollen Sie hinaus?“

„Ich versuche eine Verbindung zwischen Ihnen und Amberger herzustellen. Schließlich waren Sie doch bei den *Magdalene Laundries* eingepfercht gewesen. In einer ganz anderen Ecke von Irland.“

„Nun, unterschiedliche Schicksale, die sich kreuzten. Vielleicht war es Bestimmung, die der HERR in seiner Güte walten ließ.“ Spott klang in ihrer Stimme durch. „Meine Geschichte ist schnell erzählt. Wir waren beide enttäuschte Seelen und suchten Zuwendung. Ich entfloh den *Laundries*. Das war 1969. Meine Mutter war froh, dass ich noch lebte. Ich musste den Häschern entgehen. Das konnte ich nur jenseits der Grenze. Mein Bruder Seán hielt sich in Derry auf. In der Bogside.“

„Wie war das mit dem Mord an den beiden Priestern?“

Róisín starrte ihn an. Etwas Hartes, Unversöhnliches lag in ihrem Blick. „Das war Gerechtigkeit.“ Ihre sonst so weichen Lippen wurden schmal. „Es waren gemeine Verräter. Noch nicht einmal aus politischen Gründen ...“

Wahlberg schaute sie fragend an. „... dann aus persönlichen?“

„Mein Bruder Seán war über Jahre hinweg von diesen unchristlichen Priestern in der *Industrial School* in Donegal ausgebeutet und gedemütigt worden. Auch Seán, bis dahin ein guter Katholik, haben sie missbraucht. Wie viele andere auch.“

„Ich fasse es nicht“, antwortete Wahlberg. „In der katholischen Kirche läuft offensichtlich alles nach dem gleichen Prinzip ab. Egal, wo in Europa man sich aufhält.“

„Seán hatte sich der IRA angeschlossen. Michael O’Connor befehligte 1973 die Einheit in der Bogside.“

„Wieso hatte er sich der IRA angeschlossen?“

„Er war Patriot. Für ein vereinigtes Irland. Außerdem bekam er Lohn und Unterkunft. Er hatte mich mitgenommen. Dort lernte

ich Michael kennen.“ Sie schwieg abrupt und wischte sich kurz über ihre Augen. „Und lieben.“

„Ist O’Connor der Vater von Michael Amberger?“, fragte der Journalist.

„Genauso ist es. Seán entdeckte diese Pädophilen, die von der Kirche über die Grenze geschickt wurden, um sie in Derry zu verstecken. Er zeigte sie an. Sie verschwanden aus der Bogside. Irgendwohin. Es wurde vertuscht.“

Sie sammelte wieder ihre Gedanken, schaute verloren in die langsam vergehende Glut. Sie bat Wahlberg, einige Stücke Torf nachzulegen.

„Seán und Michael liefen in eine Falle. Sie hatten eine Aktion vorbereitet, deren Ziel nur wenige kannten. Beide wurden erschossen. Das war Ende 1973.“

„Wieso waren Sie sich so sicher, dass diese Priester die beiden verraten hatten?“

„Sie haben sich gerächt, weil Seán ihre schmutzigen Taten an die Öffentlichkeit gebracht hatte. Einige katholische Priester standen auf Seiten der IRA. Viele der Kämpfer gingen vor einer Kampfaktion zur Beichte, baten um Absolution.“

„Aber diese Priester waren doch nicht mehr anwesend.“

„Wir haben herausgefunden, dass sie es waren.“

„Waren Sie bei der Bestrafung dabei?“

Sie sah ihn aus halb geschlossenen Augen an. Herabgelassene Jalousien, dachte Wahlberg, sie lässt nichts heraus.

„Bevor die Leichen der Verräter entdeckt wurden, war ich schon in Schottland. Als Hochschwangere mit falschem englischem Pass ging es leicht. Von Liverpool aus reiste ich wieder in Irland ein. Damals gab es noch keinen Datenabgleich oder Ähnliches. Mein Sohn wurde im Februar 1974 in Dublin geboren.“

„Dort lernten Sie Georg Amberger kennen.“

„Er war Austauschlehrer an einer Mittelschule. Mittags ging er immer in ein Café, in der Nähe von Stephen’s Green. Der Name ist mir entfallen. Ich arbeitete dort, um mein Kind zu ernähren.“

Irgendwann lud er mich in ein Pub ein. Wir stellten diese gemeinsamen Schicksalsschläge fest. Das schweißte uns zusammen. Er gab mir einen Job. Ich führte seinen Haushalt, konnte Michael ein kleines Zuhause geben. Ein Jahr später haben wir geheiratet. Es war das Beste, was mir passieren konnte. Georg adoptierte meinen Sohn. Er war für uns ein guter Mann und Vater.“

„Georg Amberger ist keines natürlichen Todes gestorben. Was denken Sie darüber?“

„Ich weiß es nicht. Die Polizei hatte keine richtigen Antworten auf meine Fragen. Sie machten es sich zu einfach bei diesem Todesfall. Unfall? Kann sein – oder auch nicht. Selbstmord? Bestimmt nicht. Er hatte noch so viel vor.“

„Seine Tante, die Sofie Amberger, äußerte sich in Richtung Verschwörungstheorie.“

„Ja, die gute Sofie ...“

„Kennen Sie sie? Mir gegenüber hatte sie behauptet, dass der Schorsch nicht verheiratet war.“

„Doch, das wusste sie. Wir haben aber Stillschweigen, keine öffentliche Aufmerksamkeit, vereinbart. Wir traten selten gemeinsam nach außen auf.“

Róisíns Hände fingen zu zittern an. Der anstrengende Dialog. Die Erinnerungen. Sie rutschte langsam von der Bank. Er konnte sie gerade noch auffangen. Ihr Gesicht war totenbleich. Wahlberg fühlte an ihrer Halsschlagader. Ihr Puls raste. Er befürchtete das Schlimmste. Sie stöhnte und atmete schwer. Er legte sie längs auf die Bank. Er nahm einige Holzscheite und Torfstücke, um die Beine hochzulegen.

„Es ist besser, Sie werden jetzt wieder abgeholt. Geben Sie mir bitte Wasser und diese Tabletten.“ Sie war ein wenig zu Kräften gekommen, was er erleichtert feststellte. Sie sprach gälische Worte in ihr Handy.

„Wie werden Sie eigentlich versorgt?“, fragte Wahlberg. „Und sind Sie hier auch sicher?“

„Die Verwandtschaft gibt ihr Bestes. Die Leute im Ort halten

dicht. Mein Sohn ruft mich jeden Tag an. Falls ich zu schwach werde, gibt er ein Signal an meinen Neffen Quirin.“

„Eine Frage habe ich noch.“

Sie versuchte sich wieder von der Bank zu erheben. Wahlberg half ihr auf. Er hörte den Wagen vorfahren.

Wahlberg überlegte. „Eigentlich zwei.“

Sie nickte, um ihre Zustimmung zum Ausdruck zu bringen.

„Haben Sie von diesen Kleeblattmorden gehört? Man hat mich in Derry darauf aufmerksam gemacht.“

Róisín Kennedy räusperte sich heftig, als müsste sie für diese Frage eine spezielle Antwort vorbereiten. Sie hauchte aber nur ein „Ja. In Sligo ...“ „Verzeihen Sie bitte, falls ich Ihnen jetzt zu nahe trete. Aber waren Sie daran beteiligt?“

„Nein.“ Stieß sie heftig und mit stärker klingender Stimme hervor. „Eine Ermordete kannte ich persönlich: Schwester Agatha. Sie war damals kaum älter als ich. Ein verrohtes Biest.“ Sie schaute ihm ins Gesicht. „Sie hat mir nicht leidgetan.“

Wahlberg hatte sich am Strand absetzen lassen. Er brauchte frische Luft, um diese Ereignisse, die ihm Róisín Kennedy erzählt hatte, zu verdauen. Der alte Film – inwieweit war er der Schlüssel? Das Kirchenpersonal. Wer war darin verstrickt?

Ihm fiel Laura ein. Sie wartete auf seinen Anruf. Sie nahm sofort ab.

„Hey!“ Sie sprudelte sofort los. „Wann kommst du wieder? Hier ist der Teufel los. Ich mein, in der Klinik. Den Pfarrer Gschwandtner haben sie seit Tagen schon ans Bett gefesselt ...“

„Hallo Laura, entschuldige, dass ich dich unterbreche. Ich hab’s nicht genau verstanden. Was ist mit dem Pfarrer los?“

„Oh, Johann, entschuldige. Das war jetzt sehr egoistisch von mir.“

„Wem das Herz voll ist, dem läuft der Schnabel über ...“ Er lachte. „Also, was ist mit dem Pfarrer?“

„Es ist eigentlich nicht zum Lachen. Der Pfarrer ist psychisch

ziemlich instabil. Er redet immer von ‚auspacken‘. Ich habe gehört, ein katholischer Würdenträger sei bei ihm gewesen.“

„Könntest du ihn ein wenig aushorchen? Ihn mal nach einem alten Film fragen?“ Er berichtete ihr kurz von Agnes Weigls und Róisín Kennedys Aussagen.

„Das ist nicht einfach. Er bleibt auf der Geschlossenen. Nicht meine Abteilung. Ich muss aufpassen. Sonst könnte es mich treffen. Dann verlier ich meinen Job. Ich habe den Verdacht, der Klinikchef beobachtet mich.“

Würdenträger. Ob der Begriff noch dieser unchristlichen Zeit entsprach? Wahlberg sinnierte still vor sich hin.

Kapitel 30

Donnerstag, 12. August 2010 – vormittags

Zwei Tage lang hatten sie Ferdinand Messner mittlerweile in Gewahrsam. Perlinger hatte den Eindruck gewonnen, der Mann habe mit seinem Leben bereits abgeschlossen. An manchen Stunden stierte er nur vor sich hin, dann – als hätte er einen Schub von hinten erhalten – plauderte er los. Mal Belangloses schwadronierend, dann mit klarer Stimme seine Opferrolle betonend und finanzielle Forderungen ausstoßend. So ging es die ganze Zeit. Es war kein Fortkommen zu erkennen. Als Perlinger fragte, wie das Blut an seine Hände gekommen sei, erhielt er die lapidare Antwort, er habe es „halt angefasst, weil’s da gelegen hätt.“ Der Hauptkommissar versuchte, Messner in Widersprüche zu verwickeln.

Wie er reingekommen sei.

Die Tür sei offen gewesen.

Welche Tür? Die Wohnungstür sei abgeschlossen gewesen.

Na, die von hinten.

Welche?

Messners Augen hatten lange auf ihm geruht. „Die Verandatür“, flüsterte er. Er sei immer über die Verandatür reingekommen.

Perlinger scheiterte an Messners nahezu autistischem Verhalten. Es kamen nur stereotypische Aussagen. Nach zwei weiteren Tagen war Perlinger genervt. Er ließ sich von Monika Hölzl ablösen, als letzte Rückfallstation. Danach würden sie Messner gehen lassen müssen.

Perlinger war heute Morgen schon vor 7 Uhr ins Büro gekom-

men. Die unverbrauchte Ruhe in der Frühe erleichterte ihm dieses aufreibende, selbstverordnete Aktenstudium. Aber das war für ihn wie ein Wechsel vom Regen in die Traufe. Erst der unergiebige Messner, dann diese schweigenden Blätter. Er ächzte unter der Last der vor ihm stehenden Aktenordner und Sammelschuber. Aber da musste er durch.

Monika Hölzl stand unvermittelt in der offenen Tür. „Du bist heute aber früh da.“

Perlinger ging nicht darauf ein, sondern fragte: „Was hast du erreichen können?“ Seine Stimme klang pessimistisch.

„Wie man's nimmt. In der Sache nichts.“

„Aber?“ Er blickte sie mit aufkeimender Neugierde an.

„Er wollte mit mir plötzlich zum Tatort gehen.“

„Was wollte er?“ Perlingers Stimme klang bedrohlich laut. „Das ohne mich?“

„Ist gut Chef, er wollte es so. Dich wollte er absolut nicht dabei haben. Vielleicht sein Trauma.“

„Ich – und sein Trauma?“ Eine Mischung von Empörung und Wut durchdrang seine Stimme. Sein Kopf verfärbte sich purpurn.

„Dein Blutdruck, Franz.“ Sie versuchte zu beschwichtigen. „Vielleicht, weil ihm Männer etwas angetan haben?“

Perlinger schnaufte tief auf, die Röte verflüchtigte sich langsam aus seinem Gesicht. „Also“, fuhr er dann in ruhigerem Ton fort, „was war am Tatort noch zu besichtigen, was wir nicht schon angeschaut haben?“

„Erst hab ich mir auch nicht viel dabei gedacht. Hab dann einen von der Schupo mitgenommen, extra zur Sicherheit.“

Der Hauptkommissar nickte zustimmend.

„Ja, dann wurde es kurios. Der Messner hat sich in der Küche vor der Spüle auf den Fußboden gehockt und wollte darunterkriechen.“

Auf Perlingers Gesicht zeigten sich skeptische Züge, aber er hielt sich zurück, bis auf ein paar wedelnden Handbewegungen, um den Gesprächsfluss zu forcieren.

„Ja, mein Gott, was soll ich sagen. Der kam natürlich bei seiner Größe nicht darunter, außerdem blockierte der Schrank einen möglichen Unterschlupf.“

Perlinger schwante etwas. „Er wollte darunterkriechen, weil ...“

„Genau“, unterbrach sie ihn. „... wie damals im November 1964, als er beim Vikar Bruckner war. Der hätt ihn mit noch einem Besucher immer den Katechismus abgefragt. Wenn er sich dann vertan hatte ...“

Perlinger winkte ab. „Eigentlich will ich das gar nicht mehr hören. Das nimmt mir den Glauben an die Menschheit.“

„Franz, da musst auch du jetzt durch.“ Hölzls Stimme bekam eine unerbittliche Grundierung. „Er musste sich nämlich bei Fehlern ausziehen.“

Perlinger schaute traurig wie ein alter Jagdhund. „War’s das dann?“

„Nein, das Beste, wenn man das so sagen darf, kommt noch.“ Sie hatte Perlingers Neugier wieder erweckt. „Er hat den Mord an dem damaligen Vikar beobachtet.“

„Das hatte er schon neulich angedeutet.“

„Er war unter die Spüle gekrochen, die damals nur mit einem Vorhang von der übrigen Kücheneinrichtung abgetrennt war. Der Bruckner sei plötzlich auf dem Küchenboden aufgeschlagen, das Blut habe aus dem Hals wie eine Fontäne gespritzt, und er habe ihm genau in die Augen geschaut, so aus dem Vorhangspalt heraus.“

„Mein Gott!“ Perlinger fasste sich an die Stirn. „Kann er sich noch erinnern, wer es war? Kennt er den Täter?“

„Davon weiß er nichts. Bevor das passierte, hat er g’sagt, hatte er wieder einen Fehler in dieser Katechismusprüfung g’macht. Als er sich bis auf die Unterhose ausziehen musste, sei auf einmal die Tür aufgegangen, ein dritter, der rein’kommen sei, habe einen lauten Streit ang’fangen. Da sei er ausg’wischt, wie der Messner sagte, und habe sich halt unter der Spüle versteckt. Als der Tote da lag und sonst alles ruhig war, haute er ab.“

„Mein Gott, der muss doch jede Menge Spuren hinterlassen haben. Und keiner hat sich drum gekümmert oder wollt sich drum kümmern.“ Der Ärger stand dem Hauptkommissar ins Gesicht geschrieben.

„Können wir auch nicht mehr ändern, Franz.“

„Aber der arme Bub. Dann hat der Messner im Prinzip ein doppeltes Trauma erlitten. Erst die Vergewaltigung, dann dieser Mord.“

„Das Schlimme ist, dass er sich an nichts mehr richtig erinnern kann. Er meint, der sei schwarz angezogen gewesen.“

Perlinger atmete wiederholt tief durch. „Ja, schwarz angezogen. Das trifft auf die meisten zu. Aber dass es ein Mann war, scheint zu stimmen.“ Er stützte seinen Kopf auf seine Hände, überlegte eine Weile. „Hat er zum Brockhövel noch etwas gesagt?“

„Nichts Neues. Er hat diese Ähnlichkeit mit dem Mord betont. Aber er hat nur das Messer aufgehoben. Alles habe ihn an damals erinnert.“

„Aber ich glaube nicht, dass es eine Folgetat ist. Nicht nach gut 47 Jahren.“

„Wie kommst du jetzt auf Folgetat? Wir waren uns doch schon einig gewesen.“ Sie schaute ihn fragend an.

„Ich weiß. Lass dich nicht irritieren. Ich versuch halt noch einen anderen Aspekt einzubringen.“

Monika Hölzl dachte kurz nach, sagte dann bestimmt: „Franz, erklär mir mal, welche Aspekte du noch in der Hinterhand hast.“

„Dieser Journalist, der Wahlberg, meint, dass es halt noch mehrere Zusammenhänge geben könnte.“

„Welcher Journalist?“

„Ja, das muss ich dir noch erklären – später.“ Er seufzte tief auf. „Verdammte Sauereien, dabei könnte das Leben so schön einfach sein.“ Perlinger erhob sich aus seinem Bürostuhl. „Du hast recht, Monika. Stichwort Zusammenhänge. Ich glaub, ich klemm mir den Dienstwagen untern Arsch und mach einen Überraschungsbesuch.“

Zur Trutzburg der Pallottiner brauchte Perlinger knappe fünfzehn Minuten. Zu Fuß wär's auch nicht langsamer gewesen, regte er sich über den Stau am frühen Morgen auf. Jetzt am Vormittag könnte die Chance größer sein, hatte er sich überlegt. Beim Empfang fragte er sich zu Lisa Olbrich durch. Er wollte diesen oft schon erfolgreich erprobten Umweg nehmen, um das eigentliche Ziel zu erreichen. Von Subalternen ließ sich bekanntlich immer mehr erfahren als von der anvisierten Zielperson. Perlinger klopfte vorsichtig an die Tür, die Olbrichs Namensschild trug. Er verharrte eine Weile, klopfte dann lauter und nachdrücklicher. Endlich bat ihn eine weibliche Stimme einzutreten. Lisa Olbrich blickte etwas abwesend in Perlingers lächelndes Gesicht, wobei sich sein dichter grauer Schnäuzer breit sträubte. Ein kurzes Stutzen, ein kleines Lächeln der Erinnerung.

„Ach ja, der Herr Kommissar.“

„Ein fast geglückter Reim, Frau Olbrich.“ Er reichte ihr die Hand, die sie heftig schüttelte.

„Sie führt sicherlich der Wunsch her, unseren Rektor Brenner zu besuchen, oder?“

„Sicherlich, das ist eine dienstliche Angelegenheit, der ich nachgehen muss.“

„Aber?“ Sie schaute verschmitzt in sein verdutztes Gesicht.

„Was ‚aber‘?“

„Herr Perlinger“, ermunterte sie ihn sanft, „jetzt muss doch noch ein ‚aber‘ folgen.“

Perlinger kapierte. „Aber“, das hob er jetzt besonders hervor, „es ist auch schön, wieder mit Ihnen zu sprechen.“

Sie schaute ihn kokett an. „Wollen Sie mit mir flirten, Herr Kommissar?“

Perlinger bekam rote Ohren, was Lisa Olbrich mit einem hellen Lachen quittierte.

Er stotterte. „Ja, äh ... kann sein ...“ Es klang ein wenig hilflos. Einer solch direkten Ansprache war er nicht gewachsen. Er hatte

einfach keine Übung. Verstohlen schaute er nach Lisa Olbrichs rechter Hand. Kein Ring zu sehen. Aber links. Witwe, konstatierte er im Schnellschuss.

„Wollen Sie einen Kaffee?“ Ihre Frage riss ihn aus seinem kleinen Dilemma.

Der Kommissar sah auf die Uhr. „Sehr gerne“, antwortete er höflich. Der erste Schluck half ihm, seine Befangenheit zu überwinden. „Flirten in unserem Alter muss auch erst einmal eingeübt werden.“

„Nun, wir sind doch im besten Alter. Das klappt bei einigen Übungen. Es belebt außerdem, soll sogar gesund sein, habe ich mal gehört.“ Lisa Olbrich schien in ihrem Element zu sein. „Aber“, ihre Stimme gewann an Höhe, „dazu sind Sie sicherlich nicht hergekommen, oder?“

Die Tatsachen holten Perlinger wieder aus seiner Wohlfühlecke.

„Nein.“ Er überwand seine kleine Schüchternheit. „Obwohl es sehr angenehm ist mit Ihnen.“

„Das nehme ich mal als weiteres Kompliment.“ Dann schaute sie ihn erwartungsvoll an.

„Ist der Rektor schon im Hause?“

„Der ist auf Dienstreise. Er wird wahrscheinlich am Montag wieder zurück sein.“

„Sie wissen’s nicht genauer?“

Lisa Olbrich hob ihre Schultern an und drückte dadurch wortlos ihr Bedauern aus.

„Können Sie mir noch etwas zu dem Pfarrer sagen? Sie wissen, der ...“

„Ja, ich weiß. Soweit ich gehört habe, soll er immer noch dort eingeschlossen sein.“

„Wissen Sie, warum?“

„Ich weiß eigentlich gar nichts. Aber ich ahne was, wenn das stimmt, was die Resi Hauber sagt. Die ist Haushälterin bei dem Pfarrer gewesen.“

„Resi Hauber?“ Er notiert sich den Namen. „Wo finde ich die?“

Sie zeigte wieder das wortlose Bedauern. „Schauen Sie doch mal in Gathling beim Pfarrhaus vorbei.“

Perlinger brummte ein „Hm, hm“, hakte dann nach: „Was meinen Sie mit ‚ich ahne was‘?“

Jetzt wurde sie ein wenig verlegen. „Na, Sie wissen’s doch, was derzeit immer durch die Zeitungen geht.“ Sie atmete durch. „Der Missbrauch, der die katholische Kirche wie ein dunkles Tuch umhüllt.“

„Hat man ihn eingesperrt, damit er eine Ruh gibt? Das wäre auf jeden Fall Freiheitsberaubung.“ Perlinger empörte sich heftig, so dass wieder rote Flecken an Hals und Gesicht erschienen. „Ich glaub, jetzt wird es Zeit, dass ich mal selber nachschau.“

Auf dem Weg nach Wasserburg übermannte ihn ein freudiges Gefühl. Aus heiterem Himmel. Es überraschte ihn. Das hatte er seit Jahr und Tag nicht mehr empfunden. Er müsste einfach mal seine Scheu überwinden. Er müsste halt mal wieder üben. „Das Flirten“, wie er leise vor sich hersagte. Er stellte das Radio an, drehte die Musik auf volle Lautstärke. Wie in seiner Jugend, wenn die Gäule nicht mehr zu parieren waren.

In der Klinik stand Perlinger dem Klinikchef gegenüber. Der stellte sich mit Dr. med. Bertram Schaffer vor. Auf gleicher Augenhöhe, denn der Doktor hatte die gleiche Körpergröße wie er. Ebenso wölbte sich ein Bauch über den Gürtel, was bei Perlinger zu sehen, bei Schaffer unter dem gestärkten weißen Kittel zu erahnen war.

„Der Pfarrer ist nicht vernehmungsfähig“, beschied ihm der Arzt.

„Ich will ihn nicht vernehmen. Ich will ihm nur Guten Tag sagen.“ Im Hauptkommissar stieg heiß eine Wut hoch, die augenscheinlich bald zur Eruption führen würde. Perlinger beließ es vorerst dabei, dass der Arzt seine aufkommende Röte im Gesicht richtig interpretierte.

„Auch das muss ich Ihnen verweigern. Das hatte ich schon Ihren Kollegen aus Rosenheim gesagt.“

„Ich komme aus Freising. Und habe da einen Mord an einem jungen Priester aufzuklären. Wir sind der Auffassung, dass der Pfarrer ein wichtiger Zeuge sein könnte. Schließlich hatte er sich bis vor ein paar Tagen noch in Freising aufgehalten.“

„Sie denken, der Pfarrer hätte mit dem Mord zu tun? Zu dem Zeitpunkt war er schon hier bei uns.“

„Aha.“ Perlinger stieß das Wort triumphierend wie eine Fanfare aus. „Sie kennen offensichtlich die Zusammenhänge? Oder wer hat Sie so schlau gemacht?“

Der Doktor wurde unruhig. „Zusammenhänge? Welche denn?“ Schweißperlen glitzerten auf Schaffers Stirn.

Perlinger konstatierte es mit innerer Zufriedenheit. Jetzt scheint Druck im Kessel zu sein. „Die genauen Zusammenhänge können wir natürlich nur mit dem Pfarrer abklären. Da Sie nicht kooperieren wollen, werde ich gleich mit einem richterlichen Befehl anreisen und ...“

„Das wird Ihnen nichts nützen“, unterbrach ihn Schaffer hämisch, „damit sind wir auch schon durch.“

„Aber nicht, wenn ich einen vom Richter bestellten Gutachter mitbringe, der dann den Zustand vom Pfarrer begutachten wird.“

Perlingers Blick krallte sich in Schaffers braune Augen. In einer leichtfüßigen, halbgedrehten Pirouette und einer locker wedelnden Hand zum Abschied ging der Hauptkommissar von dannen. Die Genugtuung stand ihm ins Gesicht geschrieben. An dieser Nuss wird der Herr Klinikchef jetzt ordentlich zu knacken haben. Perlinger grinste in sich hinein.

Kapitel 31

Donnerstag, 12. August 2010 – nachmittags

In das Chefzimmer der Klinik fiel die späte Nachmittagssonne, drang durch die grobmaschige Übergardine und zauberte feine Schatten auf dem hellen Holzfußboden. Eigentlich ist das kein Sonnenschutz, dachte Bertram Schaffer, aber die Sonne verschwindet sowieso gleich hinter den Baumwipfeln im Park. Der Besuch von Perlinger hatte in ihm nicht gerade Panik hervorgerufen, ihn aber nachdenklich gestimmt. Natürlich war die Aufbewahrung von Gschwandtner, noch dazu in der Geschlossenen, in höchstem Maße illegal. Die Polizei hatte er bisher problemlos draußen halten, seine medizinische Kompetenz souverän ausspielen können. Aber dieser Hauptkommissar heute Mittag. So ein Cleverle, so ein gerissener Hund, dachte Schaffer. Wenn der einen Gutachter durch Richterspruch hier hineinbringen würde, dann gute Nacht, Marie. Dann wäre er seinen Job los.

Seine Nervosität stieg an. Es muss eine andere Lösung her. Unbehaglich schlürfte er an einer lauwarmen Tasse Kaffee. Er hatte eindecken lassen. Aber die Herren, die er erwartete, schienen sich zu verspäten. Das machte ihn noch nervöser. Um sich zu beruhigen, ging er langsam zur Fensterfront, als es kaum hörbar klopfte. Er öffnete die gepolsterte, abhörsichere Doppeltür. Zwei Männer, ein kleiner Drahtiger und ein großer Massiger, beide in schwarzes Tuch gekleidet, betraten schweigend das Arbeitszimmer des Klinikleiters. Ein Kontrast zu seinem weißen, hart gestärkten Kittel.

„Sie sind nur zu zweit?“ Enttäuschung klang bei seiner Frage durch.

„Man hält es mit verstärkter Diskretion.“ Der Kleinere der bei-

den Schwarzgekleideten war wie immer der Wortführer.

„Wir haben ein Problem“, begann der Klinikchef, „und zwar mit dem Pfarrer.“

Die beiden Gäste nickten unisono. „Ich hatte sowieso nichts davon gehalten“, sagte der Kleinere. „Aber man wollte ihn unter Druck setzen. Man wollte ihn weichmachen.“ Wer man war, ließ er im Raume stehen, aber anscheinend wusste jeder Anwesende, wer damit gemeint war. Keine Nachfragen deshalb.

„Er stellt aber ein Unruhepotenzial dar. Er ist eigenwillig und unberechenbar. Außerdem laufen in ihm die Fäden der Vergangenheit und der Gegenwart zusammen“, gab Schaffer zu bedenken.

„Genau das ist die Krux. Er ist der Zeuge von früher und hat sich seinen Reim auf das Heute zusammengeschustert. Das muss ihm damals der Amberger gesteckt haben. Der hat bekanntlich laufend bei ihm herumgebohrt.“

„Hat der eigentlich was aus ihm herausbekommen?“

„Soviel ich weiß, hat er ihm nichts gesagt. Aber der Amberger hatte handfeste Vermutungen. Irgendwann wäre der Pfarrer bestimmt weich geworden, wenn der Amberger nicht vorher über den Jordan gegangen wäre.“

„Das war aber ein Unfall, oder?“ Schaffer musterte den Kleinen misstrauisch.

„Was schauen Sie mich so an? Wir sind doch kein Mörder-Duo.“

„Aber der Gschwandtner hat doch auch selber Dreck am Stecken“, nahm der Weißbekittelte den vorherigen Faden wieder auf. „Warum kann man das nicht gegen ihn verwenden?“

„Das ist halt besonders problematisch“, antwortete das Sprachrohr der beiden Männer in Schwarz. „Würde Gschwandtners Tat angezeigt, dann säßen wir auch in der Falle. Und das zweifach. Einerseits würde der Pfarrer vor Gericht gestellt werden, im Gegensatz zu – na, Sie wissen ja. Aber dessen Aufstiegschancen in die heilige Nomenklatura wären perdu.“ Er verzog ein wenig den

Mund zu einer Grimasse. „Andererseits würden wir hier auch auffliegen. Und Sie wären Ihren Job als Klinikleiter ganz schnell los.“

Sie schwiegen nachdenklich vor sich hin, während der Große ungerührt die Kekse vernaschte. Schaffer druckste herum, als wollte er jedes Wort abwägen und keines zu viel sprechen. „Was tun?“

Der Kleinere zog die Schultern an.

„Wie können wir ihn ruhigstellen?“, hakte Schaffer nach.

Sein Gesprächspartner hob erstaunt den Kopf. „Ich dachte, er ist hier ruhiggestellt?“

„So meine ich es nicht. Außerdem kann er nicht länger hierbleiben. Er muss unbedingt von hier verschwinden. Die Polizei droht mir massiv mit einem unabhängigen Gutachter.“

„Wie soll er dann ruhiggestellt werden?“ Ein lauerner Blick traf Schaffers Gesicht. Der Ton klang anzüglich. „Haben Sie schon Ideen ausgebrütet?“

Schaffers Augen erwiderten den Blick ausdruckslos. „Ich muss Sie nicht unbedingt daran erinnern, dass Sie auch bis hier“ – er zeigte mit der Handkante auf die Oberkante der Unterlippe – „in der Scheiße mit drinstecken.“

Der kleine Schwarzgekleidete schlug einen sarkastischen Ton an. „Also, auch von Ihnen dürfen Vorschläge eingereicht werden.“

„Sie meinen, wir sollten auch an das Äußerste denken?“

„Nun“, sagte der Kleine, „es kommt darauf an, was Sie mit *Äußerstes* meinen?“ Er grinste Schaffer unverschämt an, als weidete er sich an dessen Skrupeln. „Denken Sie dran, Herr Doktor, unser Netzwerk, in dem wir alle fest verwoben sind, muss geschützt werden. Es geht auch um die Verbindungen ins Ausland. Deshalb müssen wir eventuell auch an *das Äußerste* denken.“ Er goss sich Kaffee nach und trank vorsichtig vom Rand der Tasse.

„Der Pfarrer darf nicht auch noch hopsgehen.“

Schaffer hob beschwichtigend die Hände, als ihn der Kleine un-

terbrechen wollte. „Ja, ja, ich weiß. Der Priester hätte uns geschadet – und das reichlich.“

Die beiden Schwarzen fixierten ihn. Der Kleinere ergriff wieder das Wort: „Sein Tod war eine Dummheit. Jetzt hat sich die Gefahr vergrößert.“

„Was heißt ‚vergrößert‘?“ In Schaffers Gesicht stieg eine ungesunde Röte auf.

„Nun, man könnte jetzt erst recht eine Fährte zu uns legen, oder? Und Gschwandtner? Der hat schon zu viel Aufmerksamkeit erfahren ...“

„Das ist eben das Problem. Damit kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt zurück. Wie gehen wir mit diesem Pfarrer um?“

„Sagen Sie mal, Herr Schaffer ...“ Der Kleine hatte eine verhaltene, fast lauernde Tonart angeschlagen. „... haben Sie eigentlich Ihr Personal im Griff?“

Der Klinikchef kreuzte abwehrend seine Arme vor seiner Brust. Misstrauisch blickte er den Kleinen an. „Sie meinen damit was?“

„Nun, ich habe das eine oder andere Mal eine Ihrer Psychologinnen in der Forensischen herumlungern sehen.“

„Wir beschäftigen nur eine: Laura Bechtheim.“ Er blickte unruhig auf die beiden Schwarzgekleideten. „Was heißt das nun schon wieder, ‚herumlungern‘?“ Dem Klinikchef stieg Hitze am Hals empor. Er tupfte sich die Stirn ab.

„Ich hatte zumindest den Eindruck, Herr Schaffer, dass sich Ihre Frau Bechtheim oft – ich muss schon sagen, sehr oft – um den Pfarrer gekümmert hat.“ Ironie schwang in seiner Stimme mit.

„Sie glauben, Frau Bechtheim stellt eine Gefahr dar?“

„Nun, Sie sind natürlich nicht von dieser Welt. Sie haben ja nur immer das Eine im Kopf. Wir dagegen halten unsere Augen auf – und zwar überall.“

„Was soll das jetzt?! Raus mit der Sprache!“

„Frau Bechtheim hält intensiven – ich will mich deutlicher ausdrücken – intimen Kontakt zu dem Journalisten Wahlberg. Und

der rückte neulich dem Gschwandtner auch schon auf die Pelle. Ein unheiliges Tandem. Finden Sie nicht?“

Der Große hatte sich wieder einen Keks gegriffen. Die drei verfielen in Schweigen, unterbrochen von Kaugeräuschen des stummen Massigen. Schaffer wollte nicht zugeben, dass er Laura auch schon öfter beobachtet hatte. Zwar aus anderen Gründen, aber die Nähe zu Gschwandtner war ihm auch nicht verborgen geblieben. Musste er handeln?

„Vielleicht ist der Pfarrer wirklich nur das kleinere Übel“, unterbrach der Kleine die Stille. „Wir müssten uns mehr um diesen Journalisten sorgen. Nicht weil er den Pfarrer ausgefragt hat, sondern wegen seines nachdrücklichen Interesses an Irland. Er ist aber zurzeit nicht aufzufinden.“

„Vielleicht hat er sich schon verdünnsiert?“ Hoffnung schlug sich in Schaffers Stimme nieder.

„Bleiben wir noch mal beim Pfarrer. Ein Problem gibt es schon mit ihm – ein ganz großes Problem sogar. Er besitzt diese Filme ...“

„Ja, diese Filme. Die Corpora Delicti.“ Schaffer schaute nachdenklich. „Wie weit belastet das uns? Die sind doch aus den 1960er Jahren.“

„Mit eindeutigen Szenen“, ergänzte der Kleine. Er grientete, als er fortfuhr: „Aber es belastet nicht *uns*, sondern nur einen.“

„Hm, das wäre doch eine Rarität, die sich gut verkaufen ließe ...?“

„Solange es den Einen belastet, müssen Sie Ihren Geschäftssinn hinten anstehen lassen, lieber Klinikchef. Sonst könnte der Schuss nach hinten losgehen und uns alle in den Strudel reißen.“

Schaffer sah erstaunt von einem zum anderen.

„Diese eindeutigen Szenen betreffen einen Teil der kirchlichen Nomenklatura.“ Ungewohnte Ängstlichkeit drang aus dem Mund des Kleinen.

„Mist, verdammter!“ Der Fluch kam Schaffer aus vollem Herzen. „Dann wäre das auch eine Gefahr für unser Netzwerk. –

Wo ist der Film jetzt?“

„Gute Frage. Damit umschreiben Sie das Problem. Das weiß halt keiner. Nur der Pfarrer. Deshalb hat man ihn hierhergebracht. Der Psychodruck sollte helfen.“

„Verdammt noch mal!“ Der Mediziner ließ seinem Ärger weiter freien Lauf. „Wenn ich das eher gewusst hätte ...“

„Was wäre gewesen, wenn...?“

„Ich hätte dies Versteck aus ihm rausgeholt.“

Als er die erstaunten Gesichter sah, der Massige hatte in seinem Kekskonsum innegehalten, sagte er ganz lakonisch: „Mit einer Droge.“

„Hm.“ Der Kleine schaute Schaffer mit schief gelegtem Kopf an. „Warum geht das jetzt nicht mehr?“

„Weil sich der Pfarrer nicht mehr in der Geschlossenen aufhält. Nach dem heutigen Besuch des Kommissars habe ich ihn rausgelassen, auf die Offene verlegt und ihm gesagt, dass er morgen Früh nach Hause kann.“

„Holen Sie ihn zurück. Einen Vorwand gibt's immer.“

„Das geht alles nicht mehr, weil der Bischofsstuhl den Pfarrer morgen Vormittag abholen wird. Diese Droge hat leider eine Wirkungsdauer von 24 Stunden. Die Drogen-Indikation ist dann nicht mehr zu verheimlichen.“

„Ist doch egal. Was draußen ist, ist draußen.“

Erschöpft lehnte sich Schaffer zurück. „Nein. Das fällt sofort auf mich zurück. Ich stehe quasi unter latenter Beobachtung. Wir müssen andere Wege gehen oder einen anderen Ort suchen.“

Der Kleine zog die Augenbrauen nach oben, was seinem schmalen Gesicht einen überheblichen Anstrich verlieh. „Ich denke, da fällt uns noch etwas ein. – Und zu Frau Bechtheim eventuell auch.“

Kapitel 32

Freitag, 13. August 2010 – nachmittags

„Grüß Gott, Theres. Mir san wieder da.“

Resi Hauber, die am vorherigen Tag auf Geheiß des Bischofsstuhls wieder ihren Platz im Pfarrhaus eingenommen hatte, staunte. Mit forschem Schritt durcheilte Pfarrer Gschwandtner das Foyer seines Domizils. Sein Ziel war die Küche. Sein Gepäck noch in der Hand, schnupperte er mit Genuss an den Dampfahnen der Töpfe, hob den Deckel der gusseisernen Pfanne hoch und lauschte andächtig dem Brutzeln zweier Felchen.

„Wunderbar. Endlich wieder daheim und ein gutes Essen.“

Gschwandtner war am späten Vormittag aus der städtischen Klinik entlassen worden. Er hatte mit seiner kleinen Reisetasche unter dem Barockportal gestanden, als ihn der dunkelblaue Wagen des Bischofs abholte. Gschwandtner hatte erst misstrauisch wie ein erfahrener Jagdhund das Wageninnere gewittert. Es hatte nur der Fahrer von damals in der Limousine gesessen. Vom geschwätzigen Kaplan Hengst keine Spur. Der wäre auch nicht das Problem gewesen, aber man weiß ja nie, wer sonst noch auftaucht. Er hatte seine Erfahrungen hinter sich, wie er hoffte.

Vorsichtig war er auf die Polster im Fond gerutscht. Der Chauffeur war während der Fahrt stumm geblieben. Er hatte auch nichts gesagt, als der Pfarrer in Gathling ausgestiegen war. Erleichtert hatte Gschwandtner dem rasch entschwindenden Pkw hinterhergesehen, bevor er ins Pfarrhaus eingetreten war.

„Sie können das Essen schon herrichten. Ich bring noch meine wenigen Utensilien nach oben.“ Er schwenkte demonstrativ sein Reisegepäck.

Im Arbeitszimmer packte er gebrauchte Unterwäsche in den

dafür bestimmten Korb. Darunter hatte er fünf von ihm handschriftlich verfasste Blätter versteckt. Die Psychologin in der Klinik hatte für ihn Papier und Kugelschreiber hineingeschmuggelt, nachdem man ihn überraschenderweise am Vortag wieder losgebunden hatte. Der Pfarrer hatte die Demütigungen, die er durch seine Quälgeister erlitten hatte, aufgeschrieben. Seine Notizen würde er dem Bischof weiterreichen. Zorn und Empörung über seine Behandlung bemächtigten ihn wieder. Er verstand immer noch nicht, was damit bezweckt werden sollte. Einschüchterung? Hier im Pfarrhaus fühlte er sich sicher. Gleich nach dem Mittagessen wollte er die begehrten Corpora Delicti aus dem alten Versteck auf dem Dachboden in das neue bringen. Auf dem Dachboden sind sie zwar gut versteckt, aber nicht sicher, sinnierte er. Irgendwann brechen sie dann oben die Dielen auf. Dann wär's geschehen.

„Nach dem Essen werde ich mich ein wenig ausruhen, Theres. Am Nachmittag erwarte ich Besuch. Wenn Sie mich dann wecken würden, falls ich noch schlafen sollte.“

In seinem Arbeitszimmer griff er zum Telefon, wählte langsam eine Telefonnummer. Nach kurzem Lauschen in die tonlose Atmosphäre des Telefonnetzes meldete sich der Angerufene. Gschwandtner wollte den nachmittäglichen Besuch bestätigt haben. Könnte vielleicht später werden, weil etwas dazwischen gekommen sei, erhielt er als Antwort.

Nach seinem opulenten Mittagmahl schlich sich Gschwandtner unbemerkt zur Hintertür hinaus. Während eines Spaziergangs wollte er seine Geheimnisse an den anderen Ort bringen. Weit zu laufen hatte er nicht. Danach legte er sich, ermüdet vom raschen Gang, auf die Couch im Arbeitszimmer und nickte ein. Er hatte das Gefühl, sein immer schon schwaches Herz galoppiere ihm davon. Nicht nur das eilige Aufsuchen des neuen Verstecks, sondern auch die Ereignisse der letzten Tage hatten seine Konstitution aufs Äußerste strapaziert. Kurz nachdem er eingeschlafen war, verfolgten ihn wieder albtraumartige Sequenzen.

Vergangene Bilder schreckten ihn auf und unterbrachen seinen Schlaf, trotz seiner Erschöpfung.

Unangemeldeter Besuch erschien. Im Hintergrund hörte er die Haushälterin zetern. Gschwandtner brauchte eine lange Zeit, bis er merkte, dass er wieder in der realen Gegenwart angekommen war. Der Generalvikar stand vor ihm.

„Er hat es nicht respektieren wollen, Herr Pfarrer, dass Sie sich noch ausruhen müssen.“ Resi Hauber rang die Hände und schaute Gschwandtner entschuldigend an.

„Wann hat der Herr Generalvikar schon mal was respektiert?“, murmelte der Pfarrer vor sich hin. Laut entgegnete er: „Ist schon gut, Theres. Machen Sie mir bitte einen Apfeltee.“ Mit ausdruckslosem Gesicht, um seine aufkommende Panik zu kaschieren, starrte er am Generalvikar vorbei.

„Wollen Sie auch etwas trinken?“, wandte er sich in förmlicher Manier an seinen Besucher.

„Kaffee“, kam es kurz aus dessen Mund.

Sie saßen sich schweigend gegenüber, bis die Getränke kamen. „Was willst du hier, Walter? War es nicht genug, dass du mich so behandeln ließest. Willst du dich jetzt an mir weiden?“

„Mach mal halblang, Josef. Ich geb's zu, dass es ein bisschen übertrieben war.“

Gschwandtners Gesicht überzog sich mit einer hektischen Röte. Plötzlich überkam ihn Wut. „Ein ‚bisschen übertrieben‘, sagst du? Du hättest mich in der Klinik beinahe zu Tode gebracht.“ Aufgeregt huschte die Zungenspitze über seine Kusslippen.

Ein faunisches Grinsen überzog das feiste, aufgeschwemmte Gesicht des Generalvikars. Der Weg ist das Ziel, dachte er. Es müsste nur der richtige Zeitpunkt sein.

„Wir müssen unbedingt über die Filme reden, Josef. Nämlich, wenn dir was passiert ...“

„Was soll mir schon noch passieren? Schlimmeres, als ich in den letzten Tagen erlebt habe?“

„Das kommt nicht wieder vor. Das verspreche ich dir.“ Walter Mutzke war sich der Doppeldeutigkeit durchaus bewusst. „Aber wenn dich dein schwaches Herz im Stich lässt, dann liegen sie irgendwo ungeschützt herum. Wenn sie in falsche Hände fallen. Das wäre doch eine Katastrophe.“

Gschwandtner nickte. „Das wäre es, in der Tat.“ Er schaute Mutzke fest an. „Aber nur für dich – und vielleicht für einige deiner Handlanger oder Teilhaber an der größten Sünde, die man vor Gottes Antlitz eingestehen muss.“ Mit Pathos in der Stimme bemerkte er: „Und deshalb willst du weiter Druck machen, oder was?“

„Komm, Josef, lass diese theatralische Zurschaustellung deines Glaubens. Du hängst auch mit drin, das weißt du. Wenn ich damals nicht – na, du kannst dich doch noch erinnern, oder?“

„Bei mir ist Ende der Fahnenstange.“ Der Pfarrer rührte einen Teelöffel Honig in seinen Apfeltee. Dann fixierte er Mutzke. „Aber du“, zischte er halblaut sein Gegenüber an, „du hast noch vor, höhere Weihen zu empfangen. Der Generalvikar reicht dir nicht, das war uns schon immer klar.“

Mutzke fuhr hoch, als sei er beleidigt worden. „Ich bin ein Vertreter unserer heiligen Kirche ...“

„Na, jetzt spielst *du* mir aber Theater vor.“ Trotz der angespannten Situation musste der Pfarrer grinsen, was ihm aber gleich wieder verging, als Mutzke seinen Satz vollendete: „... und habe auch die Macht dazu, dich mit kirchlichen Mitteln zu zwingen – oder auch mit anderen, die dir bisher noch nicht bekannt sind.“

Gschwandtner duckte sich förmlich unter diesem Verdikt. Ihm reichte, was er bisher erlebt hatte. Aber er wusste auch, dass diese Filme im Versteck bleiben mussten. Sonst wäre er Mutzke auf alle Zeiten ausgeliefert.

„Du drohst mir schon wieder. Ich gebe sie nicht heraus. Sie sind sicher wie in Gottes Schoß. Und sie können nicht gefunden werden, wenn ich es nicht will.“

Kälte sprang aus Mutzkes hellblauen Augen. Wieder ergriff Panik den Pfarrer. Ihm fielen seine Aufzeichnungen ein, in der Hoffnung, sie als letztes Mittel einzusetzen, um sich vor dem Generalvikar zu schützen. Er atmete ein paar Mal tief durch, um sich Mut zu machen.

„Wir alle wissen, Walter, dass du mit dem Bischof Althaus ein wenig über Kreuz liegst. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass ihn meine Aufzeichnungen, die ich von den letzten Tagen erstellt habe, interessieren würden.“

Mutzke schaute verblüfft. „Du hast Aufzeichnungen ... Wie konntest du das bewerkstelligen, nachdem du doch ...?“

„Du meinst trotz der Fesselungen. Ich habe mich auch gefragt, wer in der Klink dein Gefolgsmann war. Erst hatte ich auf die Psychologin getippt, weil die sich so häufig bei mir aufgehalten hatte. Die hatte mich auch immer nach den Filmen gefragt.“

„Die Psychologin hat dich nach den Filmen gefragt? Woher weiß die davon? Die Gefahr der Entdeckung nimmt doch mit jedem Menschen zu.“

Der Pfarrer hob die Schultern an. „Wer weiß? Ich war's nicht.“ Er war überrascht von Mutzkes Reaktion. Tauchte da am Horizont etwa auch so etwas wie Panik auf? Das musste nichts Schlimmes bedeuten, konnte aber. Mitten in Gschwandtners Überlegungen klopfte es diskret, fast unhörbar, an der Tür zum Arbeitszimmer. Er ging zur Tür und öffnete sie einen kleinen Spalt.

Resi Hauber flüsterte: „Ihr Besuch ist angekommen, Herr Pfarrer. Soll er noch warten?“

Stumm nickte er. An Mutzke gewandt, sagte er mit gewolltem Pathos: „Ein Suchender, der auf mich wartet. Er verlangt Gottes Beistand.“

Als der Generalvikar durch das Foyer zur Haustür schritt, stutzte er kurz, als er Hubert Winkelmoser dort stehen sah. Er runzelte beim Hinausgehen die Stirn und überlegte, wo er diesen Menschen schon einmal gesehen hatte. Unterwegs zum Auto är-

gerte er sich, dass er Gschwandtner wieder nicht überreden konnte, diese Filme endlich herauszugeben. Und jetzt noch dieser Besuch. Der konnte seine ganzen Pläne gefährden. Mutzke stieg in den dunkelblauen Audi, drehte eine Runde durch das Dorf und beschloss, in einer Nebenstraße zu warten.

„Ja, mein lieber Winkelmoser“, säuselte der Gathlinger Pfarrer mit salbungsvoller Stimme, „ich hatte Sie schon immer als einen loyalen Christen eingeschätzt.“ Der Redakteur wusste, auf was sich Gschwandtner bezog. Mitte der 1990er waren Gerüchte aufgetaucht, der Pfarrer sei pädophil.

Gschwandtner wusste, wer das in die Welt gesetzt hatte. Winkelmoser schrieb dagegen erfolgreich in der *Wasserburger Rundschau* an. Man legte den Mantel des Schweigens darüber. Jetzt schob er seine schmale Gestalt im großen Sessel, der vor dem Schreibtisch stand, zurecht. Er nickte dem Pfarrer bestätigend zu. Er war einfach nur gespannt, was Hochwürden von ihm wollte.

Es war früher Abend, aber entsprechend der Jahreszeit noch hell, als Winkelmoser nach dem etwa zweistündigen Gespräch mit dem Pfarrer die Bushaltestelle ansteuerte. Seit er vor einem halben Jahr seinen Führerschein versoffen hatte, war er auf den Bus angewiesen. Die knapp zwei Stunden Wartezeit waren ihm gerade recht. Da konnte er noch ein paar Biere im *Jungschützen* kippen, vielleicht auch noch etwas essen. Eine gute Brotzeit hat's hier immer schon g'habt. Das wusste er noch aus seiner Jugend, wenn er mit seinem Vater in die Wirtschaft mitging.

Ihm war ganz schwindelig davon, was der Pfarrer ihm alles erzählt hatte. Schwören musste er, dass er den Mund, aber zu jedermann, halten werde. Erst wenn ihn der HERR zu sich genommen haben würde. Unnachahmlich dieses Pathos vom Pfarrer Gschwandtner. Er fühlte sich hilflos. Und was fange ich dann mit dieser Information an?, fragte er sich beim zweiten Bier. Wenn man es sich richtig überlegt, dann sofort ab zur Polizei.

Der Gschwandtner war ihm nicht ganz geheuer. Ob der mich missbraucht, aber in einem anderen Sinne? Aha, ging es ihm nach der dritten Halben durch den Kopf. Hab ich's richtig verstanden? Soll das Ziel der Generalvikar Mutzke sein? Den soll ich in die Pfanne hauen. Ein gefährliches Unterfangen, dazu ohne Beweise? Dafür war doch die Zeitung in Wasserburg zu klein. Eigentlich wusste er nichts Rechtes mit diesen Aussagen anzufangen, außer dass sie auf ihn bedrohlich wirkten. Aber hatte der Pfarrer wirklich den Generalvikar gemeint oder war es doch ein anderer?

Als er an der Bushaltestelle stand, für zwei weitere Halbe und einem Leberkäs mit Kartoffelsalat hatte die Zeit noch gereicht, schob sich ein dunkelblauer A6 vor den gerade in die Haltebucht einschwenkenden Bus. Winkelmoser stutzte, als er sah, wie einer der drei Insassen hastig sein Gesicht verdeckte. Das war ihm bekannt vorgekommen. Das Einordnen fiel ihm schwer. Er schaute dem entschwindenden Wagen nach, während sich die Bustür seufzend öffnete und der Bus sich einladend zu ihm hinneigte. Er habe jetzt eine Monatskarte, ließ Winkelmoser den Fahrer wissen. Mit einem Schluckauf und biervernebelten Gedanken schlurfte er an den wenigen Businsassen vorbei ins Innere.

Kapitel 33

Samstag, 14. August 2010 – Wasserburg

„Oh, Johann. Wie schön, dass du wieder bei mir bist.“ Laura rieb ihre Wange zart an seinem knisternden Bart. Er hatte sich beeilt, in Bremen noch den Nachtzug nach München erwischt, und am frühen Vormittag Wasserburg erreicht. Die Rückreise von Irland ging nicht so schnell vonstatten, wie er gehofft hatte. Wegen Zug- und Busausfällen war er nur mühsam von Bunrana nach Belfast und weiter mit der Bahn bis Dublin gekommen. Ein mehrtägiger Streik bei der *Aer Lingus* verhinderte das rasche Weiterkommen aufs Festland. Kein Ende in Sicht. Die Fähre brachte ihn nach Cherbourg. Von dort aus setzte er sich wieder in die Bahn, um in Paris den Flieger nach Bremen zu erreichen. Er hatte das Gefühl, als wollte eine mysteriöse Kraft seine Abreise aus Irland verhindern.

„Ich habe Zeit bis heute Mittag, dann muss ich wieder in die Klinik zum Schichtdienst.“ Sie drückte sich eng an ihn. Sie gaben sich einen langen Kuss, dann schob er sie eine halbe Armlänge von sich weg und sah sie an.

„Wir müssen über die Ereignisse in der Klinik reden, Laura. Du klangst angstvoll, als du vom Pfarrer erzähltest.“

„Ich finde, es ist schlimm, wenn einer mehrere Tage ans Bett angebunden ist.“ Sie ging in die Küche. „Wir frühstücken und besprechen das Ganze.“ Sie zeigte auf einen Korb. „Hier sind frische Semmeln und Brezeln, Tee und Kaffee nach Belieben.“

Nach der langen Nachtfahrt hatte er Hunger, während Laura mit abwesendem Gesichtsausdruck eine Semmel kleinschnitt, aber nichts aß.

„Mir liegt alles schwer im Magen. Ich stecke in etwas drin, was ich nicht wollte.“ Sie schaute ihn mit vorwurfsvoller Miene an. Wahlberg spürte, wie sich in ihm ein schlechtes Gewissen aufbaute. Laura fuhr fort: „Ich habe das Gefühl, da komme ich nicht mehr raus.“

Er legte beruhigend seine Hand auf ihren Arm. „Du warst doch vorsichtig, oder?“

Sie nickte.

Er sah ihr aufmunternd in die Augen. „Ich will dich in nichts hineinziehen, aber ich brauch deine Unterstützung. Du bist jetzt hautnah dran. Es geht um einen Film – oder mehrere. Das weiß keiner genau. Und der Pfarrer hat dabei eine Schlüsselstellung.“

„Also, Johann, zum Sachstand.“ Sie versuchte Distanz zwischen dem Faktischen und dem von ihr Erlebten zu schieben. „Der Pfarrer ist wieder daheim. Aber vorher haben sie ihn in die geschlossene Abteilung gebracht, wegen Suizidgefahr. Das habe ich nicht geglaubt, war an den Haaren herbeigezogen. Selbstmord ist für Katholiken eine Todsünde. Erst recht für einen Pfarrer.“

„Hast du mal mit ihm reden können?“

„Ich habe mich unter dem Vorwand einer psychiatrischen Bestandsaufnahme in die Geschlossene gewagt.“ Sie atmete tief durch. „Ich hatte ziemlichen Bammel ...“

„Konntest du ihn etwas aushorchen?“ Wahlberg drängelte mit seinen Worten.

„Ich konnte feststellen, dass er psychisch instabil war. Aber ich könnte nicht bestätigen, dass er selbstmordgefährdet ist.“ Sie fügte hinzu: „Wenn man mich fragen würde.“

Sie bestrich ein Stück Semmel mit Butter, ließ Honig drauf tropfen.

„Es ist doch besser, wenn sie dich nicht fragen ...“ Wahlberg wollte sie beruhigen.

Ihr schoss das Blut ins Gesicht. Ihre Stimme klang etwas panisch. „Ja, natürlich. Ich will doch nicht auffallen. Sonst bin ich weg vom Fenster.“ Sie biss in die Semmel. „Er wurde unter Ta-

bletten gesetzt, also ruhiggestellt. Meist war er geistig nicht ganz da. In einem lichten Moment, in dem ich anwesend war, brabbelte er, dass er zu viel wüsste. Johann, er hat eindeutig Angst.“

„Die Frage ist, Angst *vor was* oder *vor wem*. Wer hat sich um ihn gekümmert? Ich meine, bekam er Besuch?“

„Diese schwarz gekleideten Gestalten waren wieder bei ihm. Wie schon beim ersten Mal. Sie gingen ein und aus, was mich bei der strengen Klinikführung ziemlich erstaunte.“

„Du denkst, da gibt es Absprachen innerhalb der Klinik?“

Laura starrte dumpf vor sich hin und murmelte halblaut: „Die sahen für mich alle gleich aus. Wie schwarze Vögel, die durch den Gang geflattert kamen.“

Wahlberg fragte nach deren Äußeren.

„Wie damals. Ein großer Kompakter und ein Kleinerer, eher von drahtiger Statur.“

„Jemand höheres dabei?“

„Höheres?“

Wahlberg verstand. „Ich meine, ein höherer katholischer Würdenträger?“

„Das weiß ich nicht. Die sahen alle irgendwie gleich aus.“

„Konntest du den Pfarrer zum Film befragen?“

„Ja, kurz bevor diese rabenartigen Gestalten aufgetaucht waren.“ Sie schlug sich die Hände vors Gesicht. „Mein Gott, Johann. Das glaubst du kaum. Er fing an zu zittern, als hätte ich ihn bei etwas ganz Schlimmen ertappt. Griff sich an den Hals, röchelte.“ Sie schaute ihn empört an. „Der hat mich verarscht.“ Sie hielt sich die Hand vor dem Mund. „Entschuldige das garstige Wort. Aber das war nur geschauspielert.“

„Was? Wie hast du das gemerkt?“

„Als ich die Notklingel drücken wollte, schaute ich zurück. Da grinste er, weil er sich unbeobachtet glaubte.“ Sie fixierte seinen Blick. „Das war für mich der Beweis, dass er nicht suizidgefährdet war.“

„Und was war dann?“

„Er fragte, woher ich das mit dem Film wüsste. Ich sagte ihm, dass solche Geheimnisse lebensgefährlich seien.“

Wahlberg sah sie gespannt an. „Weiter ...“

„Er betonte nachdrücklich, dass das Hirngespinnste seien.“

„Hirngespinnste also.“ Wahlberg schaute sie ernst an.

Sie stieß Luft durch die Nase aus, fuhr dann fort: „Er sagte, Gott hielte schützend die Hand über alles.“

„So ein Dummkopf“, war Wahlbergs Kommentar. „Der will immer die anderen für blöde verkaufen. Wenn er nur alleine der Geheimnisträger ist, dann genügt es doch ...“

„... ihn auszuschalten“, ergänzte Laura. „Das denkst du doch, oder?“

„Ja, das auch. Aber mich beschäftigt mehr, wer ein maßgebliches Interesse an den Filmen hat. – Und warum man ständig diesen Pfarrer der Öffentlichkeit entzieht.“

„Und dann doch wieder laufen lässt“, ergänzte Laura.

Der Schwarzgelockte öffnete vorsichtig die Haustür. Witternd und misstrauisch äugend steckte er seine Nase Wahlberg entgegen. Der Journalist erläuterte ihm kurz seine Anwesenheit. Michael Amberger ließ ihn eintreten. Im Flur stellte er sich vor Wahlberg. Eine mittelgroße, drahtige Erscheinung, die gelockten schwarzen Haare kaum gebändigt. Genau wie auf dem Foto, erinnerte sich Wahlberg. Die stahlblauen Augen hat er offensichtlich vom leiblichen Vater, ging es Wahlberg durch den Kopf. Als der Journalist ins Wohnzimmer eintrat, fiel ihm auf einer Anrichte sofort ein großes Foto von Róisín Kennedy in jüngeren Jahren auf, umrahmt von einem Trauerflor. Es gab ihm einen Stich ins Herz.

„Wann ist sie gestorben?“

„Man könnte sagen, fast gleich nach Ihrer Abreise. Ich flog sofort hin, als ich die Nachricht vom schlechten Zustand meiner Mutter erhielt. Das war vor fünf Tagen. Einen Tag nach meiner Ankunft, am Vormittag, starb sie.“

„Ich habe Ihre Mutter sehr gerne gemocht.“ Er reichte ihm die Hand. „Es tut mir leid, aufrichtig leid.“

Amberger nahm die Beileidsbezeugung mit einem stummen Nicken an. Ein gequältes kleines Lachen entfuhr ihm. „Zum Schluss wollte sie doch noch den Segen Gottes. Dabei hatte sie sich, solange ich sie kannte, immer als Atheistin bekannt.“

Mit Sarkasmus in der Stimme bemerkte er, dass damit die Polizei in beiden Teilen Irlands und das britische MI5 endlich eine alte, staubige, vergilbte Akte schließen konnten.

„Meine Mutter hatte *mir* auf dem Sterbebett gebeichtet“, hob Michael Amberger hervor, „und nicht den Pfaffen, dass sie das Kommando über die Racheaktion an den beiden Priestern hatte, obwohl sie mit mir schwanger war. Ich sollte dabei gewesen sein, sagte sie mir, wenn sie meinen Vater, meinen leiblichen, rächen würde.“ Er sah Wahlberg prüfend an. „Der letzte Wunsch meiner Mutter war, dass Sie dies erfahren, aber dieses Wissen nie verwenden.“

„Das verspreche ich.“

„Wir wollen das angemessen besiegeln.“ Michael Amberger holte zwei große Gläser und schenkte sie mit irischem Whiskey halb voll. Beide prosteten dem Bild zu. Beide leerten die Gläser auf einem Zug.

„Es gibt noch eine etwas skurrile Episode beim Heimgang meiner Mutter. Ein Sergeant humpelte herein.“

„Sergeant Powers“, stellte Wahlberg lakonisch fest. „Und bei wem erschien er?“

„Im Haus meiner Mutter. Wie er das gefunden hatte, ist mir ein Rätsel.“ Michael Ambergers Gedanken waren wieder in Irland. „Wir verabschiedeten meine Mutter nach irischem Brauch mit einer *wake* vom diesseitigen Leben. Sie kennen das?“

„Nur aus Erzählungen.“

Amberger schenkte beide Gläser noch einmal mit Whiskey voll. Er sah Wahlberg an, als prüfe er, ob er eingeweiht werden dürfe.

„Nun, meine Mutter wurde offen aufgebahrt, mit dem Sarg ans Kopfende des großen Tisches. Sie kamen aus Buncrana und aus den umliegenden Dörfern. Meine Mutter erhielt mündliche Ehrenbezeugungen wegen ihrer Tapferkeit, dass sie wieder nach Hause gekommen sei. Sie prosteten ihr zu, setzten sich an den Tisch, Musikinstrumente wurden hervorgeholt und es wurde getrunken.“

Wahlberg stieg der Whiskey langsam zu Kopf. „Fast wie *in Finnegans Wake*“, bemerkte er mit etwas schwerer Stimme. „Nur mit dem Unterschied, dass verschütteter Whiskey sie nicht mehr zum Leben erweckt hätte.“

„Dann ging die Tür auf, dieser Sergeant zückte sein Handy, fotografierte meine im Sarg liegende Mutter, zeigte seinen Ausweis der Gardaí und humpelte stumm wieder hinaus. Die meisten haben gar nicht begriffen, was da geschehen war.“

Wahlberg erzählte von der Verfolgungsfahrt und wo sich Powers den Knöchel vertreten hatte.

Während Amberger sich noch einen fingerbreit einschenkte, lehnte Wahlberg ab. Er wollte Näheres über das von Róisín angesprochene Vermächtnis wissen.

„Wie war das Verhältnis zwischen Ihnen und Georg Amberger?“

„Er war mein Vater. Nicht mein leiblicher. Er war ein guter Mensch, hat sich liebevoll um mich und meine Mutter gekümmert. Ihre Schicksale hatten sie zusammengeschweißt.“

„Was wissen Sie vom Tod Ihres Vaters?“

„Nun, es war ein schwerer Verkehrsunfall. Das Auto fing Feuer und er verbrannte bis zur Unkenntlichkeit.“

„Bis zur Unkenntlichkeit?“ Wahlberg fuhr hoch. „Das hatte mir Winkelmoser nicht gesagt.“ Als Michael Amberger ihn erstaunt anschaute, bemerkte er: „Das ist ein Redakteur der *Wasserburger Rundschau*.“

„Und was hat der Redakteur erzählt?“

„Nur, dass etwas geschmolzenes Gold gefunden wurde. Wahr-

scheinlich der Ehering. Wer hat ihn eigentlich identifiziert?“

„Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.“ Amberger hob beide Arme, als wollte er seine Glaubwürdigkeit unterstreichen. „Ich dachte immer, meine Mutter.“

„Da wird nicht mehr viel übrig geblieben sein. Ich werde versuchen, diese Unfallakte einzusehen.“

„Ist es wichtig?“

„Es geistern verschiedene Vorstellungen von Georg Ambergers Tod in der Welt herum: Unfall, Mord, Selbstmord.“

„Selbstmord auf keinen Fall.“

„Ihre Mutter war der gleichen Meinung“, unterbrach ihn Wahlberg. „Ebenso Ihre Tante Sofie.“

„Okay.“ Amberger überlegte kurz. „Mord durch Unfall, Unfall vorgetäuscht, Mord erreicht. Aber schwer zu beweisen.“

„Ja, insbesondere, wenn der Körper verbrannt war.“

Michael Amberger zupfte nachdenklich an seiner Unterlippe. Zwischen seinen Augenbrauen grub sich eine scharfe Kerbe ein. „Meinen Sie, das war Absicht?“, fragte er leise.

„Ihre Tante Sofie geht von einer Verschwörung aus.“

„Ja, die Tante Sofie. Die hat schon lange einen ziemlichen Hass auf die Schwarzen. Und aus gutem Grund. Sie war damals von diesen Kindesmissbräuchen betroffen.“

Wahlberg schaute ihn ein wenig fassungslos an. „Ihre Tante Sofie war doch schon – er rechnete nach – knapp vierzig Jahr alt. Und Kinder hatte sie keine.“

„Indirekt. Ihre Freundin wurde von diesen Gerüchten und dem Selbstmord des kleinen Jungen fast narrisch, wie die Leute hier sagen. Also schwere traumatische Störungen.“

Als Wahlberg ihn immer noch verdutzt ansah, erklärte er den Sachverhalt: „Agnes Weigl, so hieß die Freundin, war beim Pfarrer Riedinger als Haushälterin angestellt. Diese Gerüchte über Sauereien, wie Sofie sagte, haben die Agnes fertig gemacht.“

Die Agnes Weigl, dachte Wahlberg, von ihrem Trauma wollte sie mir nichts erzählen.

„Ich glaub nicht an eine Verschwörung.“

„Sie meinen, Ihr Vater ist einem normalen Unfall zum Opfer gefallen?“

Zweifel standen Amberger ins Gesicht geschrieben. Er hob mit einer hilflosen Geste die Schultern an.

„Im Journalismus kann es manchmal hilfreich sein, Gerüchten nachzugehen.“

„Mein Vater sammelte Fakten.“ Ambergers Worte klangen bisig, als würde Wahlberg die Seriosität anzweifeln.

„Diese Fakten könnten ihm zum Verhängnis geworden sein.“ Wahlberg ließ nicht locker. „Ich bin immer mehr davon überzeugt.“

Wahlberg registrierte mit Befremden, wie sich sein Gastgeber immer mehr Whiskey einverleibte. Und seine Mutter, dachte er, war der Meinung, der Junge könnte Hilfe benötigen. Jetzt besäuft er sich einfach.

„Wie ich gehört habe, war Ihr Vater in den letzten Jahren häufig in Irland.“

Amberger schreckte hoch. Seine Augen waren whiskeytrüb, die Zunge artikulierte schwerer als zuvor.

„Als er den *MOKK*-Verein gegründet hatte.“

„Vorher nicht?“

„Doch.“ Amberger überlegte angestrengt. „Es war – ja, es war 2002 – als meine Eltern ziemlich aufgeregt aus Dublin zurückkamen.“

„Was hatte sie so bewegt?“

„Traumatische Erlebnisse. Die Jugendzeit meiner Mutter, die mit dem ersten *Ryan-Report* 2002 wieder hochkam. Mein Vater hatte über die Pallottiner Kontakte zur Bewegung *Child Abuse* in Dublin. Nach diesem Vorbild hatte er dann den *MOKK*-Verein aufgezo-

„Und hier in Freising geriet er in den Geruch der Renitenz.“

„Die Kirche meinte, dass er über diese Organisation späte Rache üben wollte.“

„Das lässt aber tief blicken. Das schreit doch nach schlechtem Gewissen seitens der Kirche – und nach böse Taten.“

Amberger erhob sich wortlos, etwas unsicher auf den Beinen. Nach kurzer Zeit brachte er eine Kanne Kaffee an den Tisch. Nach einigen Tassen der herben dunklen Brühe erholte er sich langsam.

„Nun ja“, knüpfte er an das vorherige Gespräch an. „Erst als der neue Bischof Althaus offiziell seinen Segen gab, wurde es ruhig. Das war 2005. Neben engagierten Männern und Frauen aus der Bevölkerung traten dann auch einige Kleriker der Organisation bei.“

„Auch Anton Brenner und Julian Brockhövel?“

„Anton Brenner war von Anfang an dabei. Mein Vater fuhr mit ihm häufig nach Irland, zunächst aus Verbundenheit mit den Pallottinern, später, weil er glaubte, ein Netzwerk im Internet entdeckt zu haben.“

„Sie meinen Kinderpornografie?“

„Ja, und Anton Brenner war eine Art Kontaktmann zu den irischen Pallottinern.“

„Wollte ihr Vater dort einem Pädophilen-Ring nachspüren?“

„Mein Vater war immer sehr schweigsam, wenn es um diese Dinge ging. Ich glaube, er wollte mich damit nicht belasten.“

„Es gab also eine Verbindung von Irland nach Deutschland?“

„Ja, wahrscheinlich auch noch anderweitige.“

„Und Julian Brockhövel?“

„Der war erst seit kürzerer Zeit dabei.“ Amberger überlegte. „Genau. Seit etwa Mitte 2008. Ziemlich fanatisch was die Sauberkeit in der Kirche anging, aber er soll fit im Internet gewesen sein. Mein Vater hielt große Stücke auf ihn.“

„Dann waren die drei die treibenden Kräfte.“

Amberger verfiel in ein nachdenkliches Schweigen. Er lehnte sich ein wenig zurück, schaute auf Wahlberg. „Es war schon merkwürdig“, sagte er dann. „In der letzten Zeit – also als mein Vater noch lebte – wurde er immer von dem Priester nach Irland

begleitet. Nicht mehr von dem Rektor.“

„Ein Zerwürfnis?“

„Ich weiß es nicht. Wie schon gesagt, mein Vater schwieg zu diesen Dingen.“

„Denken Sie immer noch, dass Ihr Vater einen Unfall hatte?“

Michael Amberger stieß die Luft aus: „Not really ...“

Kapitel 34

Sonntag, 15. August 2010 – Wasserburg

Wahlbergs Kopf lag erhöht auf dem Kopfende des Bettes. Seit mehr als einer halben Stunde war er schon wach. Die Uhr auf seinem Handy zeigte halb acht. Einige Sonnenstrahlen lugten vorwitzig durch die halb zugezogenen Vorhänge. Feine Stäube tanzten darin nach einem unergründlichen choreografischen System. Laura lag an seiner linken Seite. Sie schlief noch tief und fest. Sie röchelte ein wenig, unterbrochen durch ein paar tiefe Seufzer, als bedrücke sie ein Traum. Er hatte lange nachgedacht. Über ihr Angebot, bei ihr zu wohnen, während er sich in Wasserburg aufhielt. Er fühlte sich wohl hier. Das Bett war angenehm, das Schlafzimmer duftete nach Lauras Odeur, nach anregender Weiblichkeit, nach unaufdringlichem Geschmack. Er hatte abgelehnt, obwohl er sie sehr mochte. Er wollte diese Art von Bindung nicht. Bei dem Gedanken kribbelte ihm die Kopfhaut. Verbotenerweise schlich sich Julia schon wieder in sein Denken ein. Absolut unvermeidlich, wie er resigniert feststellte, dass sie immer wieder in seinen Kopf eindrang. Sie strapazierte wieder sein schlechtes Gewissen. Er beruhigte sich dadurch, dass er sie am Nachmittag, wenn nichts dazwischenkam, auf jeden Fall anrufen wollte. Na ja, kleine Selbstlüge: *wenn nichts dazwischenkam*.

„Johann, du siehst so ernst aus. Was überlegst du?“ Lauras Lächeln bezauberte ihn. Sie war schon länger wach. Wahlberg hatte es nicht bemerkt.

„Nun, nichts Wesentliches.“ Noch eine Lüge, aber eine verzeihliche. „Ich will mich heute wieder mit Michael Amberger treffen.“

Wahlberg rutschte tiefer, während Laura an ihn heranrückte. Sie umarmte ihn. Ihre Finger berührten seine Lippen. Sie legte ihr Gesicht an seine bärtige Wange. „Mhm“, sagte sie, „wenn mich deine Bartspitzen berühren, dann elektrisiert es mich bis in die äußersten Nervenenden. Wie gut, dass ich die Schicht am Nachmittag habe.“

Julia war vergessen. Seine Lippen wanderten an Lauras Hals entlang. Er knabberte ein wenig an ihrem Ohrläppchen.

„Ich will dich, Johann“, flüsterte sie ihm zu.

Sie zog ihm langsam den Slip aus. Sie legte sich über ihn. Sie ließ ihn eindringen. Langsam forcierte sie die Bewegungen bis nach einem zweistimmigen Aufstöhnen Ruhe einkehrte.

„So könnte es häufiger sein“, flüsterte Laura nach einer Weile, „wenn du hier wärst, lieber Johann.“ Sie beobachtete ihn mit ein wenig zur Seite gelegtem Kopf. Mit einem betont zur Schau gestellten Schmolmund sagte sie: „Aber du hast immer etwas Besseres vor.“

„Du bist wunderbar, liebe Laura.“ Er war außer Atem. „Nur, als Journalist bin ich oft unterwegs. Mal in Berlin, Bremen ...“ Beinahe hätte er Mainz hinzugefügt, bremste sich aber schnell.

„Ja, dann Irland“, ergänzte sie. „Eigentlich führst du ein sehr interessantes Leben“, flüsterte sie, „der bewegte Mann“, und streichelte seinen Bauch. Mit kokettem Augenaufschlag sagte sie: „Ich könnte mir das nicht für mich vorstellen. Vor allem, wenn man Kinder hätte. Man ist immer von zu Hause weg.“

Wahlbergs Magen schnürte sich auf ein Minimum zusammen. Ein Gefühl wie kalt und klotzig. Kinder? Eine versteckte Attacke? Er schaute sie angespannt an. Aber Laura legte ihren Kopf auf seine Brust und hielt die Augen geschlossen. Bemerkungen dieser Art verunsicherten ihn erheblich. Als er sich aufrichten wollte, hielt sie ihn fest. Ein kleines, spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen.

„Keine Angst, Johann. Unverhofft kommt nicht.“

Er fühlte sich ertappt. „Nun, Laura, es ist halt so ...“

„Johann.“ Sie sah ihn streng an. „Schweig am besten, sonst ist noch die ganze gute Stimmung hin.“ Als er sich aus dem Bett erhob, bat sie ihn in versöhnlichem Ton: „Komm wieder zurück ins Bett, wenn du fertig bist.“

Kaffeeduft und das Klappern von Geschirr und Besteck ließen ihn aufschrecken. Er war wieder eingenickt, nachdem er ihrem Wunsch nachgekommen war. Nur kurz, hoffte er. Schließlich wollte er nach Freising. Als Wahlberg nackt in die kleine Küche trat, standen Brötchen, Brot und Butter auf dem Tisch. „Wenn du geduscht und angezogen bist, dann können wir loslegen.“ Sie schmunzelte zweideutig. „Mit dem Frühstück, selbstverständlich.“

Michael Amberger sah übernächtigt aus, als er Wahlberg die Tür öffnete. Mit müden Schritten schlurfte er über den Flur und führte Wahlberg ins Wohnzimmer. „Geht’s Ihnen nicht gut?“, fragte der Journalist, als er das von einem offensichtlich nächtlichen Alkoholexzess gezeichnete Gesicht betrachtete.

Amberger ließ sich erschöpft auf dem Sofa nieder. „Nehmen Sie bitte Platz.“ Ein gequältes Lächeln stand in seinem Gesicht, als er auf Wahlbergs Frage antwortete. „Na ja. Wie man’s nimmt. Es geht, aber es haut einen schon um, wenn einem die engste Verwandtschaft innerhalb eines Dreivierteljahrs abhanden kommt. Dann wird der Brandy schnell zu deinem Freund.“ Sarkasmus schwang in seiner Stimme mit. „Aber ich bekomme das schon wieder in den Griff.“

Sie saßen sich wieder im Wohnzimmer gegenüber. Vor ihnen standen drei kleine Kartons, die Amberger aus dem Arbeitszimmer seines Vaters geholt hatte.

„Ich glaube, mein Vater war der Überzeugung, dass sich in den letzten Jahren unterschwellig ein Kinderporno-Ring entwickelt hatte. Er konnte es nicht beweisen. Er sagte mir einmal, es hätte sich seit Loisl nichts geändert.“

„Gibt es eigentlich noch mehr oder sind das alle Unterlagen von

Ihrem Vater?“ Wahlberg zeigte auf die mit Papieren und Fotografien gefüllten Kartons.

Erstaunt blickte Amberger hoch. „Hatten Sie ein großes Archiv erwartet?“

„Nein, nein. Rein sachliche Frage.“

Amberger versenkte seine Hand in einen der Kartons. „Hier ist einiges, was mein Vater an Schriftstücken und Fotos aus den früheren Tagen sammelte.“ Amberger fischte im mittleren Karton nach einer abgegriffenen Kladde. Er klopfte mit dem Fingerknöchel auf den Deckel. „Ich hätte nicht geglaubt, dass mein sanfter Vater früher ein so gnadenlos abgezockter Kerl war.“

„Meinen Sie das jetzt als Kompliment?“

Amberger drehte sich mit offensichtlichem Stolz zu Wahlberg hin. „Aber ja doch. Ich hätte es ihm nur nicht zugetraut. Da, lesen Sie selbst. Das wirft einige Theorien über den Haufen.“

Wahlberg las, was Georg Amberger offensichtlich ohne großes Bedauern vermerkt hatte. Ihm wäre 1964 einer zuvorgekommen. In der Novembernacht, in der Bruckner ermordet worden war.

„Aber später langte er richtig zu. Da machte er Druck auf den Gschwandtner. Mein Vater hatte gesehen, dass der diese Filmrollen in der Hand hielt, als er abhaute.“

„Sie meinen die, die Sie neulich gesucht haben?“

„Ja. Und er blieb am Ball.“ Amberger wies auf einen Eintrag in der Kladde hin. „Er hat genau Buch geführt, wann er den Gschwandtner – ich sag’s mal deutlich – erpresst hat.“

„Das ist aber erst in der jüngeren Vergangenheit gewesen.“ Wahlberg wies auf das Datum: „Das war am 4. März 2002.“

„An dem Tag musste Gschwandtner meinem Vater diese Filme vorführen.“

„Da hat er sich viel zugemutet. Aber aus welchem Grund?“

Michaels Zeigefinger glitt über den Text und tippte auf einen Absatz. „Er wollte wissen, wer an diesen Verbrechen an seinem Bruder Loisl und an anderen Kindern beteiligt gewesen war.“

Wahlberg las die angegebene Stelle. „Er hat sich tatsächlich diese

Filme angesehen. Das muss ja ein Schock gewesen ein, seinen kleinen Bruder in den Fängen dieser miesen Kirchenvertreter zu sehen. Er hat sie alle erkennen können.“

„Ja.“ Michael stierte geistesabwesend auf die Schriftzüge seines Vaters. Er schaute auf. „Mich treibt die Frage um, warum er nicht den einen oder anderen direkt aufs Korn nahm?“

„Ich vermute, er hatte ein anderes strategisches Ziel.“

Amberger schaute ihn gespannt und etwas ungläubig an. „Ein strategisches Ziel?“

„Ich glaube, er wollte den Sumpf insgesamt austrocknen. Vielleicht hatte er den einen oder anderen Verdacht, aber nichts Beweisbares. Er zögerte möglicherweise, weil er befürchtete, die Täter könnten sich verflüchtigen? Damalige Täter stehen mit heutigen in Verbindung? Neue Konstellationen auf dem Pädophilen-Markt? Vielleicht dachte er über eine Falle nach, um die Spreu vom Weizen zu trennen?“

„Sie äußern sich aber in gehobenem Sarkasmus.“

„Stimmt. Sonst ist dieses Thema manchmal nicht zu ertragen.“

„Die Falle, in der Tat.“ Seine Stimme klang gepresst. „Der Lockvogel dafür war sein Bruder Loisl.“

Jetzt schaute Wahlberg verdutzt auf sein Gegenüber. „Aber der war doch schon tot.“

„Physisch ja, virtuell nein.“

Der Journalist runzelte die Stirn. „Also, das ist mir jetzt zu hoch.“

„Als mein Vater die Filme ansah, hat er einige der Szenen ab fotografiert.“ Amberger platzierte ein schwarzweißes Foto vor Wahlberg. Ein verängstigtes Gesicht eines Jungen. Schmal, dünn, fast knochig. Die vierzehn Jahre wollte man ihm nicht abnehmen. Er schien zu zittern. Bekleidet war er mit einer kleinen Unterhose. Etwas im Hintergrund ein bleiches Gesicht, das konturlos über einer breiten schwarzen Gestalt hing.

„Das Foto hat mein Vater ins Internet gestellt. Er wollte damit den oder die Täter herauslocken. Er sagte einmal zu mir, dass der

MOKK-Verein als Deckmantel für bestimmte pädophile Kreise dient. Auch innerhalb der Kirche.“

„Derjenige, auf den das abzielt, ist aber nicht genau zu erkennen. Die Qualität des Fotos ist nicht gut.“

„Das ist richtig.“ Amberger legte das Bild wieder zurück in den Karton. „Aber wer diesen Ausschnitt sieht, erkennt sich selbst. Deshalb hat er dann den Loisl ins Internet gestellt.“

„Er wollte damit aufs Gras schlagen, um die Schlangen aufzuscheuchen. – Nun, der Zweck heiligt die Mittel“, meinte Wahlberg, „wenn man Kinder schützen will.“

Amberger schwieg und schaute sein Gegenüber an. Wahlberg sah in den stahlblauen Augen ein düsteres Glimmen. Was versteckt sich dahinter, fragte er sich. Ist das Fanatismus? Dann brach es, fast abrupt, mit Zorn in der Stimme, aus Amberger heraus: „Der Pfarrer muss diese Filme herausrücken.“ Hass stand in seinem Gesicht, der langsam einer tiefen Trauer wich. „Wir müssen diese ganze Bagage an den Pranger stellen. Koste es, was es wolle.“

„Koste es, was es wolle?“, fragte Wahlberg mit versteckter Neugier zurück.

Amberger ging darauf nicht ein. „Der Loisl wäre ja im Prinzip mein Onkel geworden“, merkte er leise an. „Der wäre jetzt so alt wie meine Mutter.“ Er schnaufte etwas auf. „Wenn sie noch leben würden.“

„Also, der Pfarrer verfügt über einen Film oder mehrere. Aber Ihr Vater hat Ihnen nicht gesagt, wer da drauf zu sehen ist?“

Amberger verneinte.

Wahlberg schob nach: „Welche sogenannten höheren Kirchenkreise?“

„Ich weiß auch nicht genau, warum er keine Namen genannt hat.“

„Sind Sie bei den Unterlagen mal auf den Namen oder Spitznamen Abbé gestoßen?“

„Einen französischen Abt?“ Amberger schüttelte den Kopf.

Wahlberg hatte den Eindruck, der junge Amberger war nicht ganz bei der Sache. Entweder seinem Whiskeyexzess geschuldet oder er ist abwesend, weil er etwas im Schilde führt.

Auf der Rückfahrt hielt Wahlberg wieder an der Unfallstelle an. Im Abschnitt zwischen Loh und Diezmanning, wo Georg Amberger sein Leben verlor, beobachtete er eine gute halbe Stunde lang noch einmal die Abläufe im Abendverkehr. In unterschiedlich hohen Geschwindigkeiten durchfuhren zahlreiche Pkw diese relativ sanfte Rechtskurve. Diese Verkehrssituation, sagte er sich, dürfte doch kein Problem gewesen sein. Woran kann es also gelegen haben, dass das Auto zu Georg Ambergers Grab wurde? Welche von den Polizeiinspektionen hat eigentlich den Unfall-Pkw untersucht, fragte sich Wahlberg. Wer hat das Autowrack abgeholt?

Kapitel 35

Montag, 16. August 2010 – ganztags

Früh am nächsten Morgen klingelte in Wahlbergs Hosentasche das Handy. Als er Lauras Nummer im Display sah, wollte er schon ungehalten reagieren. Ob sie ihm nachschnüffelt? Aber davon war keine Rede. Sie klang aufgeregt und sprach so schnell, dass er sie erst gar nicht verstehen konnte.

„Johann, der Pfarrer Gschwandtner ist tot aufgefunden worden ist. Es ging übers Morgenradio, gerade in diesen Minuten.“

Wahlberg glotzte, als sähe er eine Erscheinung. „Was?“ Er riss sich zusammen. „Normal oder unnatürlich?“

„Wie meinst du das? Ach so. Nein, weiß ich nicht. Nur diese Durchsage.“

„Gestern ist er aus der Klinik entlassen worden.“

„Ja. Er wurde von einem Auto mit Freisinger Kennzeichen abgeholt. Soweit ich gehört habe, ist er dann nach Gathling ins Pfarrhaus gebracht worden.“

„Also, morgens aus der Klink, abends tot im Pfarrhaus.“

„Das weiß ich nicht so genau. Kann ja auch in der Nacht passiert sein. Auf jeden Fall ist er heute ganz früh tot aufgefunden worden.“

„Von wem?“

„Von der Haushälterin, hat es geheißen.“

Wahlberg rief in Freising an. Amberger meldete sich mit schwerer Stimme. Wieder ordentlich zugelangt, vermutete der Journalist. Er gab die Nachricht vom Tod des Pfarrers weiter.

Zu Wahlbergs Erstaunen blieb Amberger erstaunlich kühl. „Was jetzt?“

„Ich dachte, das würde Sie mehr berühren?“

„Wie kommen Sie darauf? Er hat schließlich mit dieser ganzen ekligen Sache zu tun gehabt.“

„Aber gestern noch wollten Sie ihm unbedingt diese Filme aus dem Gelenk leiern, wie man so schön sagt. Jetzt ist die Quelle stillgelegt.“

Amberger brummte Unverständliches ins Telefon. Wahlberg schob es auf den Restalkohol, dass sein Gesprächspartner nur wenig zum Tod des Pfarrers beitragen konnte.

Am Ende der Mitteilung bat Wahlberg Amberger, er möge nach Gathling kommen. „Es wäre hilfreich für mich, weil ich mit Ihrer Tante reden will.“

Amberger sträubte sich zwar nicht, Wahlberg hatte aber den Eindruck, als wollte er nicht so recht, als ginge es ihm ein wenig zu rasch – oder er wollte den Eindruck erwecken, es ginge ihn nichts an. Da musst du nun durch, dachte Wahlberg, und nicht so viel saufen.

„So ein Mist.“ Auf dem Weg nach Gathling fluchte Wahlberg laut vor sich hin. Der Tod des Pfarrers passte ihm überhaupt nicht ins Konzept. Wer profitiert davon? Keiner oder alle, sagte er sich. Die Quelle ist versiegt, aber die Filme sind noch existent. Wer sie aufspürt, entdeckt entweder eine Bonanza oder legt Feuer an die Fundamente der heiligen katholischen Kirche.

Als Wahlberg später Amberger traf, erzählte er ihm von seinem Interview mit Pfarrer Gschwandtner. „Ich sag Ihnen, ich hätte ihn gerne noch mal in die Mangel genommen. Vor allem hätte ich ihn gerne mit den Infos konfrontiert, die in der Kladde Ihres Vaters standen.“

Sofie Amberger stand wieder im Garten. Die Sommersonne verbreitete schon am frühen Morgen angenehme Wärme. Sie schaute auf die Ankömmlinge, als hätte sie die beiden schon lange erwartet. Aber die schwer Kurzsichtige hörte erst an der Stimme, wer sie besuchte.

„Ja mei, Michi, was machst du da?“ Sie erwartete keine Ant-

wort und fuhr aufgeregt fort: „Der Pfarrer ist tot. Wahrscheinlich gestorben oder auch anderweitig ...“

Amberger schaute Wahlberg bedeutungsvoll an. Der wandte sich Sofie Amberger zu. „Was heißt anderweitig?“

„Ja, wer san Sie?“ Sofie drehte sich Wahlberg zu, als hätte sie ihn bisher noch nicht zur Kenntnis genommen. Der überraschte Wahlberg stotterte etwas vor sich hin, stellte sich dann vor.

„Ja, ja. Ich weiß schon. Sie war'n neulich auch schon da.“ Sie grinste die beiden zahnlückig an. „Habt's euch g'funden, ihr zwei, gell.“

„Er hat mich gebeten mitzukommen“, Amberger zeigte auf den Journalisten. „Er meint, du wüsstest, was passiert ist.“

„Ja mei. Ich weiß gar nix. Neulich wollten s' ihn doch aufhänga. Jetzt frag ich mich auch, was in der Nacht passiert is'.“

„Wie ist er gestorben?“ Wahlberg stellte die Frage reflexartig. Er erwartete von Sofie Amberger eigentlich keine Antwort. Die Frage verklang wie in einem echolosen Raum.

Sofie Amberger lief auf den Gartenzaun zu, schaute die Straße auf und ab, als erwartete sie noch mehr Besuch. Sie steckte die Hände in ihre Schürzentasche und bemerkte so nebenbei: „Die Polizei war schon da. Die Resi ist wieder mit ihr'm Koffer ab'zogen. Wahrscheinlich wieder zur Schwester.“

Wahlberg ließ nicht locker. „Haben Sie was über die Todesursache gehört?“, wollte er wissen.

„Da weiß ich nix“, war ihre Antwort. „Fragen S' halt mal die Polizei.“

„Es ist wirklich ein verdammter Mist“, entfuhr es Wahlberg. „Vergeudete Ressourcen.“

Wahlberg bemerkte eine plötzliche Unruhe, die von Amberger ausging. „Sie scheinen wie auf heißen Kohlen zu stehen? Sie scheinen wenig vom Tod des Pfarrers berührt?“

Amberger zuckte mit den Achseln. „Nun, das ist ein unabänderliches Schicksal.“

Sie gingen die kurze Wegstrecke zum Pfarrhaus. Das Haus war

polizeilich versiegelt. Sonst nur trostloses Schweigen drumherum.

„Ich liebe Verschwörungstheorien. Das ist mein täglich Brot.“ Wahlberg gefiel sich in seiner Selbstironie.

„Nun, er war schon weit über siebzig ...“

„Und die Anwesenheit der Polizei? Selbst Ihre Tante scheint nicht an einen natürlichen Tod zu glauben.“

Sie umrundeten die Kirche, schauten auf das Grab der Familie Amberger. „Ich hatte mal gefragt, warum Ihr Vater nicht hier, im Familiengrab, beerdigt worden ist. Jetzt, nachdem ich die nähere Familiengeschichte erfahren habe ...“

„Sie standen sich beide sehr nahe. Jetzt ruhen sie so weit auseinander. Meine Mutter, mein Vater.“

„Sie ruht jetzt in der Heimat, nicht so weit weg von ihrem leiblichen Vater. Das hat doch auch etwas Versöhnliches.“

Micheal Amberger nickte still vor sich hin. Wahlberg hatte den Eindruck, dass sein Begleiter plötzlich von einem großen Schmerz erfasst worden war.

„Lassen Sie uns noch beim *Jungschützen* reinschauen.“ Wahlberg wollte ein wenig ablenken. „Vielleicht erfahren wir noch etwas.“

Die Gruber Elfie erkannte ihn gleich wieder. „Immer wenn’s kracht, dann is’ die Presse schon do“, meinte sie in flapsigem Ton.

„Wir sind aber nicht diejenige, Sie wissen schon“, antwortete Wahlberg. „Vor ein paar Tagen sollte der Pfarrer aufgehängt werden. Jetzt ist er doch sehr schnell gestorben.“

„Gell, des hängt mir jetzt mein ganzes Leben nach“, empörte sich die Bedienung. „Bloß weil ich damals eine Angst g’habt hab, dass dem Pfarrer was passiert.“

Sie waren die einzigen Gäste in der Wirtsstube. Elfie Gruber setzte sich zu ihnen an den Tisch, nachdem sie zwei Kaffee gebracht hatte. Sie beugte sich etwas vor und flüsterte. „Ich glaub, den Pfarrer ham s’ um’bracht.“

„Haben Sie das auch schon der bekannten Postille zugeraunt“,

fragte der Journalist, „oder wie kommen Sie darauf?“

„Es waren viele Fremde hier im Dorf. Die meisten hab ich net kennt. Aber einen schon ...“ Sie ließ den Halbsatz in der Luft hängen und schaute reihum auf ihre Gäste.

„Ohne Spannung geht’s bei Ihnen nicht“, brummte Wahlberg sie an. Amberger verhielt sich ruhig. „Wen jetzt?“ Wahlberg war ungehalten. Er wollte es endlich wissen.

„Eigentlich is’ er auch kein Fremder net.“

„Jetzt reden Sie bitte mal Klartext.“

Elfie Gruber zierte sich noch ein wenig. Genoss den Umstand, dass sie sich ein wenig in den Mittelpunkt stellen konnte. „Ja mei, der Winkelmoser Hubert. Der war gute zwei Stund’ in der Gastwirtschaft und g’essen und g’trunken hat er.“

„Warum auch nicht? Seine Familie stammt doch von hier.“

„Ja, sag ich doch. Dös war kein richtiger Fremder ... Aber vorher war er beim Pfarrer. Dös hab ich von der Theres.“

Wahlberg wollte es genauer wissen. „Der war beim Pfarrer? Wann war er hier?“

Die Gruberin ließ sich Zeit. „So genau weiß ich’s net. Aber am späten Nachmittag, eher am frühen Abend, da is’ der Hubert herkomma. Nach fünf Halbe und an Leberkäs mit Salat is’ er ganga.“

„Wohin ist gegangen? Zum Pfarrhaus?“

„Na, na. Der is’ zum Bus ganga. Um Siebene herum.“

Wahlberg schaute skeptisch. „Und die anderen Fremden? Wer waren die?“

Sie hob die Schultern an. „G’sehen hab ich keinen von denen, ich mein persönlich. Aber die Autos, die war’n net von do. Dunkelblau war’n s’.“

„Sie geben ja eine fantastische Zeugin ab.“ Wahlberg war sauer über diese Selbstinszenierung. „Kennzeichen“, bellte er.

„Keine Ahnung“, war ihre lapidare Antwort, unbeeindruckt von Wahlbergs schroffem Ton. „Auf jeden Fall war’n die net von do.“

Als die Tür aufging und neue Kundschaft hereinließ, rauschte Elfie Gruber frohen Mutes gleich hinter den Tresen, um die Gäste zu begrüßen. Amberger und Wahlberg, der ergeben die Augen zur Decke aufschlug, verabschiedeten sich schnell.

„Was halten Sie davon?“

Amberger wog den Kopf hin und her. „Fremde fallen halt sofort auf. Aber ob die mit dem Tod vom Gschwandtner zu tun haben? Ist weit hergeholt.“ Er wandte sich zum Gehen. „Er war – wie ich schon sagte – schon weit über siebzig ...“

„Stimmt nicht“, entgegnete ihm Wahlberg.

„Was?“ Amberger schaute ihn mit irritiertem Blick an.

„Nicht ‚weit über siebzig‘, sondern genau *sechundsiebzig*.“

„Warum betonen Sie das so?“

„Es klang aus Ihrem Munde so, als nähme die menschliche Lebensberechtigung mit zunehmendem Alter ab.“

Amberger fuhr zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Sein stahlblauer Blick verhärtete sich. Er öffnete den Mund, aber schwieg.

„Wir sollten uns noch den Autos zuwenden.“ Wahlberg bemühte sich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Die vom Bischofsstuhl fahren alle dunkelblaue Pkw. Audis von A4 bis A8. Könnte doch sein, dass der Pfarrer Besuch aus dieser Ecke hatte?“

Die beiden trennten sich beim Golf von Amberger. Dessen Unmut schien verflogen. Sie verabredeten ein Treffen in den nächsten Tagen in Freising. Das Bischofsmöbel hätte es ihm angetan, schmünzelte Wahlberg. Als Amberger ihn irritiert durch sein Autofenster anschaute und ‚welches Möbel‘ fragte, grinste Wahlberg breit und zufrieden. Er liebte seine Wortspielereien.

„Der Stuhl“, sagte er. „Der Bischofsstuhl.“

Amberger ließ eine eindeutig bezeichnende Handgeste folgen, als er losfuhr.

Scheibenwischer, dachte Wahlberg, selber einer.

Der Auftritt von Winkelmoser in Gathling irritierte Wahlberg.

Verändert das die bisherige Gefechtslage? Noch wusste er nicht, wie das zu gewichten war. Wusste Winkelmoser überhaupt von den Filmen? Nach dem ominösen Tod des Pfarrers blieben die Filme erst einmal verschollen. Aber jemand wird die Suche wieder aufnehmen, das war für Wahlberg so gewiss wie das Amen in der Kirche. Wenn der Pfarrer ermordet worden ist, dann besteht die Gefahr, dass weitere Opfer folgen. Das träfe diejenigen, die über die Filme Bescheid wussten oder davon gehört hatten. Heiß fiel ihm ein, ob er sich um Laura Sorgen machen musste?

Kapitel 36

Dienstag, 17. August 2010 – ganztags

Trotz der Sorgen um Laura hatte er die letzte Nacht wieder in seinem Hotel verbracht. Er war den Dingen auf der Spur. Er wollte sich konzentrieren, keine Ablenkung. Er war gespannt auf Winkelmoser. Von den *Paulaner Stuben* zur Redaktion der *Wasserburger Rundschau* waren es nur ein paar Schritte. Der Kollege könnte ihm bestimmt einiges über den Pfarrer berichten und seine Hintergrundfakten ergänzen. Er schien den Pfarrer als Letzter gesehen zu haben.

Erstaunt stellte er fest, dass der Zugang zu den Redaktionsräumen im ersten Stock verschlossen war. Wahlberg schaute auf die Uhr. Keine halb zehn. Frühstückspause schon vorbei. Vielleicht hat er einen Außentermin, überlegte er, zum Beispiel in Gathling. Oder er hat verpennt, falls er abends wieder zugelangt hat. Wahlberg wäre ohne Weiteres wieder abgezogen, wenn ihn nicht Winkelmosers Kollegin aus dem ebenerdigen Servicebereich der Zeitung gerufen hätte. Sie kam herausgelaufen.

„Gell, Sie wollen zum Herrn Winkelmoser?“

Wahlberg zögerte. Die Frau hatte rotgeränderte Augen und ein Taschentuch in der Hand.

„Ja, nun. Eigentlich schon.“ Er wurde unsicher angesichts ihrer Erscheinung.

„Den Hubert haben s’ heut Morgen abg’holt. Als er um halbe achte da war, is’ gleich die Polizei komma. Als wenn s’ des extra abgewartet hätten.“

Wahlberg stand perplex vor der schluchzenden Person. „Das verstehe ich nicht. Wieso ist der Winkelmoser von der Polizei abgeholt worden?“

„Ja, offiziell ham s' g'sagt: bloß zur Vernehmung. Aber einer von den Beamten, der wohnt in meiner Nachbarschaft, hat so was Blödes g'sagt. Er hätt mit dem Tod vom Pfarrer Gschwandner zu tun.“ Sie tupfte ihre Augen ab. „Ich glaub, die sagten auch was von Mordverdacht.“

„Das ist nicht zu fassen.“ Ungläubig schaute Wahlberg in ihr verdrücktes Gesicht. „Mordverdacht?“ Er schüttelte den Kopf. „Wohin haben sie ihn gebracht?“

„Rosenheim“, war die knappe Antwort. „Kriminalinspektion in der Kaiserstraße.“ Sie gab ihm die Hand und schaute ihn voller Hoffnung an. „Vielleicht können Sie ihm helfen.“

Wahlberg legte demonstrativ seinen Presseausweis auf den Empfangstresen, nachdem man ihn umständlich durch mehrere Sicherheitsschleusen hereingeführt hatte. Auflagen wegen des Terrorismus, wurde ihm beschieden. Er verlangte die Presseabteilung. Leger angezogen, eine Lederkrawatte locker auf Halbmast über dem blütenweißen Hemd, bat ihn ein Heinz König in ein kleines Nebenzimmer.

„Wissen Sie, ich mach das nur nebenamtlich“, sagte er nachdem er sich erneut des Namens auf dem Presseausweis versichert hatte. „Herr Wahlberg, für ein eigenes Pressereferat ist das hier zu klein. Das ist beim Polizeipräsidium Oberbayern angesiedelt.“ Lächelnd fügte er hinzu: „Zwar auf dem gleichen Gelände, aber trotzdem meilenweit von uns entfernt.“

„Aha“, bemerkte Wahlberg, „und was sind Sie dann in Ihrem Hauptberuf?“

„Kriminaloberkommissar.“

„Haben Sie auch mit Mord und Totschlag zu tun?“

König grinste ein wenig. „Nein, damit habe ich nichts zu tun. Ich bin auf anderen Gebieten tätig.“

„Wer kann mir dann etwas zum Tod des Pfarrers aus Gathling sagen?“

„Das wird die Kollegin Marion Seehofer sein. Da muss ich mal

nachschau'n.“ König griff zum Telefon und gab Wahlbergs Frage weiter. „Sie ist morgen, ab 7.30 Uhr wieder da. Hat dann Dienst bis 16 Uhr. Kommen Sie am besten am frühen Vormittag.“

Wahlberg bedankte sich höflich. „Sagt Ihnen der Name Hubert Winkelmoser was? Der sitzt in U-Haft.“

Der Kommissar beugte sich interessiert vor. „Was haben Sie mit Winkelmoser zu tun?“

„Nun, wir sind in einer Beziehung zumindest Kollegen, auch wenn ich nicht bei dem Lokalblatt in Wasserburg arbeite. Er hatte mir Hinweise zu dem angeblichen Lynchmordversuch, bei dem der tote Pfarrer ebenfalls die Hauptrolle spielte, gegeben. Warum fragen Sie?“

„Es interessiert halt“, antwortete der Oberkommissar.

Ziemlich vage, fand Wahlberg und fragte misstrauisch: „Wie meinen Sie das denn?“

„Darüber wird vielleicht später noch zu reden sein“, wich König der Frage aus.

Wahlberg wunderte sich. Ist sein Kollege etwa der Hauptverdächtige? „Und wo ist jetzt das Untersuchungsgefängnis?“, wollte der Journalist nun mit säuerlicher Miene wissen.

Der immer schon schwächliche Winkelmoser sah noch dünner aus, fand Wahlberg, als er den Besucherraum betrat.

„Mensch, Winkelmoser, Sie sehen aus, als wenn Sie hier nichts zu essen bekämen.“

Wahlberg merkte schnell, dass er mit seinem saloppen Ausdruck nicht die Stimmung seines Gegenübers traf. Winkelmoser blickte nicht hoch, sondern ließ seinen Kopf weiterhin zwischen den Knien baumeln. Erst als Wahlberg nähertrat, hob er ihn mit anscheinend großer Kraftanstrengung hoch. Er sah mit tränenumflorten Augen Wahlberg an.

„Mich haben s' reing'legt“, stieß er dann hervor, „dieses ganze miese Pack.“

„Wer hat Sie hereingelegt? Wie kommen Sie darauf?“

„Erst haben s' mich gefragt, wo ich vor zwei Tag' am Nachmittag war. Ja, hab ich g'sagt, da war ich beim Herrn Pfarrer.“ Seine Empörung schlug durch. „Der hat mich schließlich hergebenet g'habt.“

„Was wollte er von Ihnen?“

Winkelmoser stützte seinen Kopf in beide Hände. Er schaute von unten zu seinem Besucher hoch, wie ein Hund zu seinem Herrn. Der Redakteur zögerte.

„Wenn Sie was wissen, dann sagen Sie's mir, damit ich Ihnen helfen kann.“ Wahlberg ermunterte ihn.

Der Angesprochene wehrte ab. „Geheimnisse können tödlich sein, wenn man sie mit anderen teilt.“ Weiter reagierte Winkelmoser nicht auf Wahlbergs Angebot.

Wahlberg versuchte es in einem kollegialen Ton: „Sie sind an dem Tag mit dem Bus nach Hause gefahren?“

Er entlockte Winkelmoser ein einsilbiges „Ja“.

„Was haben Sie dann in Wasserburg gemacht?“

„Noch was getrunken. Beim *Fetzinger Wirt*.“ Er sah zu Wahlberg auf. „Dann hab ich mich daheim hingelegt, g'schlafen bis zum anderen Tag.“

Wahlberg rieb sich nachdenklich den Bart. „Warum sagten Sie, Sie seien reingelegt worden? Von wem?“

Unvermittelt öffnete Winkelmoser seinen Mund. Er schrie fast. „Man will mir den Tod vom Pfarrer anhängen! Der sei ermordet worden. Aber das war ich nicht. Bei mir war der Pfarrer noch lebendig. Nur weil ich der Letzte gewesen sein soll.“

„Sie meinen also, dass jemand es so drehen will, sozusagen ein Komplott?“

„Genau.“

Wahlberg sah sich die ins Jammertal versunkene Gestalt an. „Mal ehrlich, Kollege Winkelmoser. Hat man etwas gegen Sie in der Hand, das Sie verdächtig machen könnte, oder wissen Sie etwas? Vielleicht über den Pfarrer oder sein Umfeld?“

Winkelmoser winkte mit einer schlaffen Handbewegung ab.

„Bei der hiesigen Polizei scheinen Sie aber bekannt zu sein.“

„Sie sollten lieber in der Kirche nachschauen“, erwiderte der Redakteur resigniert, als sich Wahlberg verabschiedete.

Winkelmoser ließ sich wieder in die Untersuchungszelle zurückbringen. Er grübelte. Wenn er sich an dem Nachmittag, als er in Gathling war, nicht einen angetrunken hätte, dann könnte er sich noch an das Gesicht im dunkelblauen Pkw erinnern. Er kannte es, davon war er überzeugt. Wenn es ihm einfallen würde, dann könnte er beweisen, dass er nicht der Letzte beim Pfarrer gewesen war. So, wie es jetzt aussah, war alles was der Pfarrer ihm erzählt hatte, dieses ganze Wissen, für die Katz. Da konnte er behaupten, was er wollte, sein Zeuge war tot. Ermordet, wie es aussah. Es wäre eine gute Story gewesen. Die hätte er unter seinem Namen rauslassen können. Eine Chance, um von der Provinz wegzukommen. Wahlberg konnte er es nicht erzählen, nein, keinem. Am besten ich schweig für immer, sonst geht's mir auch noch an den Kragen. Das war seine Überzeugung.

Kapitel 37

Dienstag, 17. August 2010 – vormittags

„Der Bischof wird sich verspäten“, verkündete ein junge Kaplan den Wartenden. Statt einer Soutane trug er ausnahmsweise einen dunkelgrauen Anzug. „Sie müssen es bitte entschuldigen. Sie wissen, diese ganze Missbrauchsdebatte, die durch Deutschland schwappt, erfordert die Präsenz Seiner Exzellenz.“

„Ist er gar nicht im Haus?“ Ein hoffnungsvolles Leuchten überzog das Gesicht des Generalvikars. Rektor Anton Brenner betrachtete das unverstellte, kurzzeitige Aufglühen auf Walter Mutzkes Gesicht mit spöttischer Miene.

„Doch, doch. Eine Telefonkonferenz mit unserem Erzbischof und anderen Würdenträgern aus Deutschland“, erklärte Dörfler den beiden.

„Können Sie uns sagen, wann ...?“ Brenner ließ die Frage atmosphärisch in der Luft hängen.

„Das Gesprächsende bestimmt der Erzbischof.“ Der Kaplan legte sein Gesicht in bedauernde Falten. „So ist es nun mal – bei diesem heiklen Thema“, teilte er den Wartenden mit und verließ das kleine Besucherzimmer.

„Ist Ihnen das Thema unangenehm?“ Brenner richtete seine durch die dicken Brillengläser starr wirkenden Augen auf Mutzke. „Schließlich brennt es an allen Ecken und Kanten der katholischen Kirche.“

Der Generalvikar zuckte kurz mit den Schultern, schwieg aber. Er hing seinen eigenen Gedanken nach. Er ging im Kopf noch einmal das Gespräch durch, das sein Team vor einigen Tagen mit dem Klinikchef geführt hatte.

Brenner bohrte weiter. „Auch in unserer großen Diözese ist

vieles liegen geblieben. Ich kenne sogenannte Altfälle.“ Er nickte selbstbestätigend vor sich hin. Gleichzeitig beobachtete er die Reaktion des Generals, wie Mutzke kurz genannt wurde. Dieser hob zwar spontan den Kopf an, aber sein breites, aufgeschwemmtes Gesicht zeigte keine Regung. Als er den Blick von Brenner weiter auf sich lasten fühlte, versuchte Mutzke zu beschwichtigen: „Das sind alles alte Kamellen, die interessieren doch keinen mehr. Sind schon alle tot.“

„Na ja“, antwortete der Rektor mit zynischem Grinsen. „Die Opfer leben zum großen Teil noch.“

Der Generalvikar schaute an Brenner vorbei auf einen ominösen Punkt an der nackten Wand. Mutzke zeigte keine weiteren Regungen.

„Einer der letzten dieser Altfälle, man kennt sich doch gut von früher“, bohrte Brenner weiter, „ist vor einigen Tagen tot aufgefunden worden.“

„Ja, der Pfarrer Gschwandtner. Wie kommen Sie jetzt auf den?“

Ein maliziöses Lächeln, das in Widerspruch zu seinem starren Blick stand, umspielte Brenners Lippen. „Ich war immerhin sein Beichtvater.“

Mutzke richtete sich kerzengerade auf. „Sie versündigen sich gegen den HERRN, wenn Sie das Beichtgeheimnis verletzen.“ Mutzke wurde laut. Seine Stimme war von einem Gemisch von Empörung und Panik durchdrungen. „Sie haben selber genug ...“ Mutzke brach ab. Er stierte den Rektor an. „Das kann Sie noch teuer zu stehen kommen.“

„Herr Mutzke.“ Brenner bemühte sich um einen ruhigen Ton. „Sie müssen mir nicht die Beichte, ihre Voraussetzung und ihre Folgen erklären.“ Brenner genoss Mutzkes Aufregung. Zwar war der Rektor Gschwandtners Beichtvater gewesen, aber der hatte ihm nie viel erzählt. Gebeichtet hatte der Pfarrer nur das, was sowieso alle wussten. Brenner kannte die Beziehungen und Spannungen zwischen Mutzke und Gschwandtner. Das war auch schon früher so, als sie noch öfter Umgang miteinander hatten.

Brenner hatte insgeheim die Hoffnung, dass sich nichts mehr im Nachlass von Georg Amberger befand, was auf frühere Beziehungen hinwies. Mit der Bemerkung, dass Gschwandtner bei ihm gebeichtet hatte, wollte er Mutzke nur ein wenig aufscheuchen, eventuell Informationen aus dem Generalvikar herauslocken.

Mutzke entspannte sich langsam. Er demonstrierte augenfällig Souveränität. Dann beugte er sich vor und schob sein Gesicht in Richtung Brenner. Lauernd schaute er ihn an. „Tut sich da was? Da in diesem Verein?“

Brenner antwortete ausweichend. „Nun, wie man’s nimmt. Es gibt immer wieder neuen Anlass, tiefer zu graben.“

„Hat der Brockhövel etwa zu tief gegraben?“

„Wie kommen Sie darauf?“ Brenners Frage kam zögernd, fast verhalten.

Mutzke war schlau. Er erriet, dass er ein für Brenner sensibles Terrain betreten hatte. Lauernd hakte er nach. „Nun, ich meine, wenn jemand umgebracht wird, dann nicht ohne Motiv.“

„Das ist Aufgabe der Polizei.“ Der Rektor gab sich zugeknöpft. Er schloss die Augen und verschränkte seine Arme zu einer abwehrbereiten Brüstung. Die einsetzende Stille lastete auf beiden. Vorbereitungen zu einem Kampf, dessen Entscheidung heute nicht anstand. Das beklemmende Schweigen wurde durch den Kaplan unterbrochen, der mit heller Stimme verkündete: „Sie können eintreten. Seine Exzellenz erwartet Sie jetzt.“

„Liebe Brüder im Geiste Christi“, begann der Bischof in ernstem Ton. „Uns schlagen schwere Zeiten entgegen.“

Peter Althaus wurde 2005 zum Bischof in Freising berufen. Er galt als ein Mann, der die Zeichen der Zeit erkannt hatte. Ein Vertreter liberaler Ansichten, aber durchsetzungsfähig, wenn es darum ging, Schaden von der Kirche abzuwenden. Kurz: einer, den man Modernisierer nennt, in einem zutiefst konservativen, durch die Missbrauchsvorfälle zerrissenen Umfeld. Jetzt stand er, mittelgroß und von kompakter Statur, mitten in seinem großen

Amtszimmer, gekleidet in eine Soutane, beide Daumen in das violette Zingulum versenkt, und betrachtete mit prüfendem und wachem Blick seine vor ihm stehenden Besucher. Sein dünnes hellblondes Haar hatte sich schon weit hinter seine Stirn verschoben.

„Die werden wir schon meistern, mit Ihrer weisen Voraussicht, Eure Exzellenz.“ Der Generalvikar beugte devot seinen Kopf, während Brenner abschätzig seine Mundwinkel verzog.

Der Bischof ging nicht darauf ein, sondern bat an einen runden, mit einem Kaffeeservice gedeckten Tisch, den ein altmodisch bestickter Kaffeewärmer dominierte. Der Bischof zog eine Porzellankanne darunter hervor und schenkte sich ein, bevor er sie weitergab.

„Wir haben zwei tote Geistliche in unserer Diözese, die auf unnatürliche Weise aus dem Leben geschieden sind. Und das innerhalb von kurzer Zeit.“ Er schaute seine beiden Besucher missbilligend an. „Dann stehen uns täglich diese Missbrauchsfälle ins Haus. Was meinen Sie, gibt es da Verbindungen?“ Der Bischof richtete sein Augenmerk auf Brenner. „Sie sind doch in diesem Verein *Missbrauchsoffer der katholischen Kirche*. Wie sehen Sie das?“

Brenner nippte an seiner Tasse. Er überlegte, was er in dieser Runde sagen sollte. Der Rektor war von Haus aus misstrauisch. Er entschloss sich zu einer diplomatischen Antwort. „Die Polizei untersucht noch den Tod von Gschwandtner. Bisher ohne Ergebnisse.“

„Ich habe mich erkundigt“, meldete sich Mutzke unaufgefordert zu Wort. „Der Tod des armen Julian Brockhövel war eindeutig Mord. Jemand hatte seine ganze Wohnung auf den Kopf gestellt.“

„Das stand auch schon in allen Zeitungen.“ Bischof Althaus bedachte seinen General mit einem kritischen Blick.

„Nun, man hat so seine Kontakte. Auch zum hiesigen Kommissariat. Schließlich repräsentiere ich auch die Kirche“, äußerte

der Generalvikar selbstgefällig. Als Mutzke bemerkte, wie Althaus heftig die Stirn runzelte, räumte er ein: „Nach Ihnen selbstverständlich, verehrte Exzellenz.“

„Meine Herren, Sie haben meine Frage nicht beantwortet.“ Das klang aus dem Mund des Bischofs wie ein aufziehendes Gewitter. „Gibt es Verbindungen zwischen den Toten oder deren Tod und Missbrauchsvorwürfen beziehungsweise Opfern in unserer Diözese?“

„Wissen Sie“, Brenner formulierte zögernd, „ob der Tod von Gschwandtner mit dem von Brockhövel zusammenhängt, kann man nicht so einfach behaupten. Das muss wirklich die Polizei lösen. Ich weiß nur, dass es um den Pfarrer Gschwandtner erhebliche – ich sag mal so – Bewegungen gegeben hat. Der Aufruhr in Gathling, die Einlieferung in eine psychiatrische Klinik, der Aufenthalt bei uns, dann zurück zur Klinik.“

Mutzke konnte seinen Impuls, dass auch Brenner seine Zustimmung gegeben hatte, gerade noch unterdrücken.

„Gut“, sagte der Bischof, „Pfarrer Gschwandtner stand im Mittelpunkt zentrifugaler Kräfte. Mir war das bereits frühzeitig zu Ohren gekommen, deshalb habe ich interveniert.“ Dabei sah er Mutzke intensiv an, dessen Gesicht rot anlief.

„Damit habe ich nichts zu tun.“ In Mutzkes Gesichtsausdruck spiegelte sich Empörung wieder. Brenner schwieg. Innerlich bestürzt sah er zu, wie der General schauspielerte. Der Bischof schien dies auch zu ahnen.

Scharf fokussierte Brenner seine Brillengläser auf Mutzke. Er wollte einen kräftigen Seitenhieb setzen. „Sie und Gschwandtner kannten sich doch schon seit Unzeiten. Seit den sechziger Jahren im letzten Jahrhundert. Damals sind doch in Freising einige unschöne Dinge passiert ...“

Du Scheinheiliger, dachte Mutzke, über dich weiß ich noch mehr. Er schwieg aber. Alles was er gegen Brenner sagen würde, käme sofort wie ein Bumerang zurück. „Sie waren aber sein Beichtvater.“ Diese kleine Spitze konnte er sich nicht verkneifen.

„Geben Sie jetzt Ruhe“, bemerkte der Bischof unwirsch. Althaus stand auf und ging an seinen Schreibtisch. „Das ist mir auf den Tisch geflattert.“ Er zeigte einen Ausschnitt aus dem *Freisinger Tageblatt*. „Brockhövels Tod wies Parallelen zum Mord an einem Vikar Matthias Bruckner auf, der 1962 aus Gathling hierher strafversetzt wurde. Bruckner wurde des Missbrauchs verdächtigt. Das war alles in diesen besagten sechziger Jahren.“ Er wandte sich Mutzke zu. „Und Sie kannten Gschwandtner und Bruckner. Sie waren alle eine Generation junger Geistlicher.“

„Aber Eure Exzellenz. Ich muss doch sehr bitten. Wollen Sie mir hier etwas unterstellen ...?“ Mutzke blickte den Bischof von unter herauf mit unruhigem Blick an.

„Ich unterstelle nichts. Ich weiß es. Sie kannten sich. Das ließ sich aus den einzelnen Lebensläufen und anderen Unterlagen herleiten.“

„Matthias Bruckner habe ich nicht ermordet.“ Er zögerte ein paar Sekunden. Dann ließ er es raus: „Das war Josef Maria Gschwandtner.“

Der Bischof sah ihn kalt an. „Das haben Sie gesehen?“

„Nein, habe ich nicht. Nur Gschwandtner war noch alleine bei Bruckner drin geblieben.“

„Und wo waren Sie?“

„Er hatte mich rausgesetzt.“

„Was?“, entfuhr es ungläubig aus des Bischofs Mund.

„Ich stand abseits, als er rausgestürmt kam. Vor dem Haus stand der junge Georg Amberger ...“

„Als Entlastungszeuge taugt der Amberger aber nicht“, sagte der Bischof. „Über dessen Tod wird ebenfalls noch gerätselt.“

„Für seinen Tod kann ich aber nichts“, kam es schwachbrüstig aus Mutzkes Mund.

Brenner saß die ganze Zeit mit stoischem Gesicht am Tisch. Zumindest vermittelten seine starken Brillengläser diesen Eindruck. Seine inneren Regungen verbarg er geschickt. Diese Situation war ganz nach seinem Geschmack. Das hatte er zuvor

taktisch klug eingefädelt. In ihm entstand ein Gefühl der Überlegenheit. „Kann es sein“, fragte er betont harmlos, „dass Sie deshalb Gschwandtner erpresst haben?“

„Was erlauben Sie sich?“ Walter Mutzke explodierte förmlich. „Was bilden Sie sich ein, einen hohen Würdenträger der Kirche zu beleidigen und ihn mit Unterstellungen zu behelligen? Wozu soll ich ihn erpresst haben? Was hatte er, das ich gewollt haben könnte?“

Brenner schwieg. Darauf wollte er keine Antwort geben. Zumindest jetzt noch nicht. Aber er musste vorsichtig sein, den Bogen nicht überspannen. Auch er war gefährdet.

„Hier steht“, Bischof Althaus tippte mit seinem Finger wiederholt auf den Zeitungsartikel, „dass Brockhövel in der gleichen Weise wie seinerzeit Bruckner ermordet wurde. Was sagt uns das? Hatte der etwas“, der Bischof blickte Mutzke an, „was man hätte haben wollen? War der Mord ein Fingerzeig?“

„Sie müssen mir glauben“, Mutzkes Gesicht glich einer bleichen Maske, „ich habe weder früher noch jetzt mit diesen Morden zu tun gehabt.“ Er sah flehentlich, fast bettelnd den Bischof an. „Glauben Sie mir, ich war es nicht.“

Bischof Althaus baute sich, drohend wie ein Racheengel, über Mutzke auf. Der duckte sich weg.

Der Bischof wandte sich an Brenner. „Welche Aufgaben nahm Brockhövel in diesem Verein wahr?“

„Nun, er durchsuchte das Internet. Er sagte, und er bezog sich auf Georg Amberger, dass es einen handfesten Verdacht gebe ...“

„Einen Verdacht? Welchen Verdacht?“

„... nun, dass der Verein als Spielwiese für Pädophile genutzt würde. Der Priester hatte diese Hinweise übernommen, als Amberger gestorben war.“

Das Gesicht des Bischofs versteinerte sich. „Pädophile in der katholischen Kirche. Wenn man es nicht schon wüsste ... könnte man es nicht glauben. – Gibt es Namen?“

Brenner und Mutzke schauten sich kurz an. Ihre Blicke richtete

ten sich sofort wieder auf den Bischof.

„Namen?“ Der Bischof ließ nicht locker.

„Wir wissen nichts“, antwortete Brenner.

„Auf einmal ‚wir‘? Sie sind sich einig?“

Ein verfluchter Fehler von diesem Rektor, überkam es Mutzke kalt. Betont sachlich antwortete er: „Also, ich weiß keinen. Es müsste in diesem *MOKK*-Verein Hinweise geben.“

„Und da könnten Sie, Brenner, Auskünfte für mich einholen.“ Das war eindeutig ein Befehl des Bischofs.

Brenner nickte. Aus seinem Mund klang es beschwichtigend. „Eure Exzellenz, nicht nur hier in Deutschland, auch nicht nur in der katholischen Kirche treten solche sexuelle Missbräuche auf.“ Er beobachtete den Bischof, der sich inzwischen erhoben hatte. Er stand wie ein Zerberus vor ihnen und rührte sich nicht. Er wirkt wie ein Ringer, ging es dem Rektor durch den Kopf.

„Also hat Julian Brockhövel etwas herausgefunden, was für eine uns unbekannte Person gefährlich wurde?“ Althaus schaute dabei Mutzke an, der sofort abwehrend die Hände hob.

„Die Polizei hat die Vereinsakten abgeholt. Sie sucht das verschwundene Notebook von Julian Brockhövel“, bemerkte Brenner. „Ein Hauptkommissar Franz Perlinger führt die Untersuchung.“

Althaus notierte sich den Namen und wandte sich weiter an Brenner. „Sie sagten, nicht nur in Deutschland ...?“

„In Irland trafen wir auf die gleichen Phänomene. Georg Amberger und ich waren da involviert. Es führen Spuren von Deutschland nach Irland und zurück.“

„Georg Amberger, sagten Sie, habe zuletzt überwiegend mit Julian Brockhövel zusammengearbeitet. Welche Gründe lagen dafür vor?“

Brenner richtete sich auf. Mutzke versteckte sein Grinsen hinter seiner hohlen Hand. Brenners „Ich versteh jetzt nicht“ klang hohl.

Bischof Althaus setzte sich hinter seinen Schreibtisch und ver-

grub den Kopf in den Händen. Resignation und Hilflosigkeit breitete sich auf seinem Gesicht aus. „Ich möchte, dass davon vorerst nichts in die Öffentlichkeit sickert, bevor wir harte Beweise geliefert bekommen.“

Mit einer Handbewegung entließ er Anton Brenner, während der Generalvikar den Bischof argwöhnisch betrachtete und wieder unruhig auf dem Stuhl hin und her rutschte. Was hatte er jetzt zu erwarten?

Kapitel 38

Mittwoch, 18. August 2010 – ganztags

Morgen Früh stand das Gespräch mit der Hauptkommissarin an. Wahlberg tippte drei Zahlen in sein Handy. Dann überlegte er – und ließ er den kleinen Apparat wieder in seiner Hosentasche verschwinden. Eigentlich wollte er sie informieren, dass er die Nacht in Rosenheim verbringen würde. Unschlüssig fragte er sich, ob er seinen Job vorschob, um nur keine Bindungen einzugehen. Er verschob das Telefonat auf morgen.

Die Übernachtung war preisgünstig gewesen, dafür musste er sich sein Frühstück anderweitig besorgen. Kurz vor acht stand er an der Eingangstür der Polizei. Er sei mit der Hauptkommissarin Marion Seehofer verabredet, behauptete er kühl.

„Verwandt oder verschwägert?“ Wahlberg versuchte es auf die lockere Tour, als er ihr gegenüber saß.

„Nein, nein.“ Sie lachte. „Überhaupt nicht. Seit Generationen SPD-Wählerin, wenn’s auch immer schwerer fällt.“ Die Beamtin – Wahlberg schätzte sie auf Anfang vierzig – trainierte Figur, mit zurückgekämmten kurzen dunkelblonden Haaren, zeigte schöne Zähne, als sie lächelte. „Was führt Sie hierher?“ Sie schaute auf den Presseausweis. „Direkt aus der Hauptstadt?“

„Nicht ganz richtig. Die Zeitung, für die ich arbeite, hat dort ihren Sitz. Ich komme aus Bremen.“ Vegesack unterschlug er mal, das würde nur irritieren.

„Was für ein Zufall. Mein Bruder arbeitet dort in der Nähe.“

„Ach ja?“ Wahlberg blickte sie interessiert an.

„Ja, auf einer kleinen Werft. Lürssenwerft in ...“

„... Vegesack“, ergänzte er mit launigem Grinsen. „Das ist der Ort, in dem ich wohne.“ Zufälle gibt’s, dachte er.

„Also, um was geht’s genau? Sie besuchten gestern Herrn Winkelmoser.“

„Da muss ich ein wenig ausholen, wenn Sie Zeit haben.“

Sie nickte ihm aufmunternd zu.

„Begonnen hat es mit diesem sogenannten Lynchmob in Gathling. Davon wissen Sie.“

Sie nickte wieder.

„Bei uns in Berlin hatte das Aufmerksamkeit erregt. Auch wenn es letztendlich ein Fake war.“ Er riss kurz Irland an und schlug wieder den Bogen zurück zur bayrischen Provinz. „Überall steht der Missbrauch an Unschuldigen im Mittelpunkt.“

„Und was ist mit dem Hubert Winkelmoser?“

„Winkelmoser führte mich als Erster auf relevante Spuren. Das Zeitungsarchiv hier in Rosenheim. Dazu seine persönlichen Einschätzungen. Es wird immer komplexer. Jetzt der Tod vom Pfarrer. Vor einigen Tagen der Tod eines Priesters in Freising.“ Er hielt kurz inne, um noch mal anzusetzen. „Ich sag Ihnen, der Winkelmoser hat damit nichts zu tun.“

Die Hauptkommissarin resümierte ihrerseits. „Das Thema Missbrauch scheint eine Eigendynamik zu entwickeln, die auszufernen droht. Am Priestermord sitzt der Kollege Perlinger dran.“

„Ja, Ihren Kollegen Perlinger habe ich schon kennengelernt.“

„Ich weiß.“ Sie lächelte verschmitzt. „Aber mit dem Pfarrer ...“ Sie schüttelte den Kopf. „Vor ein paar Tagen war ich noch in dieser Klinik. Kein Zugang zu Gschwandtner, aus ärztlichen Erwägungen, hieß es da. Wem soll man glauben und vertrauen?“

„Sicher, das bewegt die Menschen, wenn eine moralische Instanz betroffen ist.“ Wahlberg fixierte sein Gegenüber. „Könnten Sie mir schon was zum Tod des Pfarrers sagen? Wie oder woran er gestorben ist?“

„Diese Fragen beschäftigen nicht nur uns, sondern auch die interessierte Öffentlichkeit. Sie hat selbstverständlich das Recht, umfassend informiert zu werden.“

Wahlberg schaute sie kritisch an. „Mit so einem Satz könnten

Sie auch Politikerin werden.“

Leichter Unmut überzog ihr Gesicht. „Die Pressekonferenz ist heute Vormittag für 11 Uhr angesetzt.“

Wahlberg erklärte ihr, dass er nur den Hintergrund beleuchtete. „Ich will gar kein Exklusivinterview von Ihnen. Ich sammle erst einmal Fakten.“

Seehofer schwieg und bäugte ihn ausführlich. Sie hatte einen Entschluss gefasst. „Tut mir leid. Kommen Sie zur Pressekonferenz.“

Wahlberg ließ nicht locker. „Was ist mit Winkelmoser? Gestern machte Ihr Kollege den Eindruck, als wenn Sie mir dazu etwas sagen könnten.“

„Nicht zu den aktuellen Ermittlungen.“

„Gab es frühere?“ Wahlberg hakte nach.

Ein halbherziges „Ja“ kam über ihre Lippen. „Er steht in den Akten.“ Sie zögerte. „Wegen versuchter Kinderverführung.“

Wahlberg richtete sich überrascht auf. „Wegen versuchter Kinderverführung?“

„Damals war ich bei der Sitte, wie mein Kollege. Da kam das auf den Tisch.“

„Was ist dann aus Winkelmoser geworden? Verurteilt?“

„Freispruch zweiter Klasse.“

Wahlberg zog die Augenbrauen hoch. Er hakte weiter nach. „War was an dieser Geschichte dran?“

„Ich weiß es nicht. Es könnte auch enttäuschte Liebe gewesen sein, um ihn aus Rache öffentlich zu diskreditieren. Es konnte letztendlich nichts bewiesen werden. Die Mutter wollte das kleine Mädchen – es war damals neun Jahre alt – nicht mehr aussagen lassen.“

„Wann war das passiert?“

„Ich glaub 2000 oder 2001.“

„Die Frau und ihr Kind leben noch hier?“

Die Kommissarin schaute ihn abweisend an. „Was wollen Sie? Den Fall nochmals aufrollen?“

„Nein. Aber für den Fall, dass im Zusammenhang mit dem Tod vom Pfarrer kompromittierendes Material gegen Winkelmoser auftauchen würde? Sozusagen präjudizierend?“

„Ich denke, das ist weit hergeholt.“

„Kann sein.“ Wahlberg erhob sich. „Wir sehen uns später bei der Pressekonferenz.“

„Wenn ich Ihnen helfen soll, Winkelmoser, dann müssen Sie mir schon entgegenkommen.“ Spontan, nach dem Gespräch mit der Polizistin, bat er um einen sofortigen Termin mit dem U-Häftling.

„Was wollen Sie?“ Bitter quälte sich die Frage aus dem Mund des Einsitzenden. „Ich sagte doch schon. Gehen Sie in die Kirche ...“

„Es geht nicht um den Pfarrer.“ Wahlberg versuchte die Augen von Winkelmoser zu fassen. Vergebens. Sie irrten zwischen ihm und der Tür hin und her.

„Es geht um Sie ... Was war mit dem kleinen Mädchen vor gut zehn Jahren?“

„Wie kommen Sie denn darauf?“ Winkelmosers Stimme überschlug sich fast. Er stand kerzengrade vor Wahlberg.

„Beruhigen Sie sich doch. Ich bin nicht Ihr Feind.“

Winkelmoser schnaufte durch. „Nichts“, sagte er so leise, dass Wahlberg ihn erst nicht verstehen konnte. „Die Mutter – also meine damalige Beziehung – war ein bisschen durchgedreht.“

„Mütter drehen dann durch, wenn ihre Kinder verletzt oder angegriffen werden. Ist doch nur natürlich. Was haben Sie gemacht?“

„Wirklich nichts. Wenigstens nichts, was man mir unterstellt hatte. Das Kind saß bei mir auf dem Schoß ...“

Wahlberg drehte seine Augen gen Himmel und hob die Hände, als wollte er Erbarmen für seinen gestressten Geist herbeibeten. „Ein Kind auf dem Schoß. Sie haben doch nicht mehr alle beieinander, oder?“

„Mensch, Kollege, ist doch harmlos gewesen. So kroch Miriam immer bei mir hoch. Die Mutter wollte mir was anhängen. Aus Rache, weil ich's nicht mehr mit ihr aushielt.“

„Nun, wie auch immer.“ Wahlberg beruhigte sich schnell. „Auf jeden Fall geistert das Ding immer noch in den Köpfen mancher Leute. Und das beschädigt Ihre Glaubwürdigkeit.“

Winkelmoser reckte sich hoch. „Ich schwör's. Ich habe die Kleine nicht angerührt. Sie mochte mich einfach.“

„Vielleicht versucht jemand, Sie als unglaubwürdig hinzustellen? Von vornherein, in Bezug auf Gschwandtners Tod.“

Wahlberg ließ einen waidwund blickenden *Rundschau*-Redakteur zurück. Winkelmoser wusste nicht mehr richtig ein und aus.

Bei der Pressekonferenz waren nur wenige Zeitungen vertreten. Der ominöse Tod eines Pfarrers sollte eigentlich ein Hauptthema in dieser katholischen Gegend sein, überlegte Wahlberg. Auf dem Podium saß Marion Seehofer wortlos neben ihrem Chef.

Kriminaloberrat Ludwig Ernstl. Der gemütlich ausschauende Endvierziger strich sich schon zum dritten Mal über sein kahles Vorderhaupt. Ernstl war nervös. War das Thema zu heikel? Monoton, ohne Punkt und Komma, verlas er den Bericht. Ob der Tod von Pfarrer Gschwandtner durch Fremdeinwirkung eingetreten war, wisse man noch nicht. Eine Obduktion sei notwendig, um genauere Ergebnisse erzielen zu können.

Man könne also nicht sagen, ob es Mord oder Altersschwäche war, was den Tod herbeigeführt hatte. Die Nachfrage, warum eine Obduktion angesetzt war, wurde mit dem Hinweis auf die *letzten Ereignisse* in Gathling beantwortet. Mehr Antworten würde er nicht haben, darum bräuchten auch keine weiteren Fragen gestellt werden. Die beiden Polizeibeamten erhoben sich und schritten zur Hintertür hinaus. Wahlberg eilte der Hauptkommissarin hinterher.

„Frau Seehofer, einen Moment noch.“

Sie sah ihn ungehalten an. „Mehr gibt es bisher nicht.“

„Merkwürdig ist schon, dass Sie die Verhaftung Winkelmosers nicht erwähnt haben.“ Sie äußerte sich mit einem Achselzucken. Wahlberg legte nach. „Sie sollten Winkelmoser unbedingt im Auge behalten.“

Unruhe verbreitete sich über ihr Gesicht. „Was meinen Sie?“

„Er ist hochgradig deprimiert. Nicht, dass Ihnen plötzlich ein Fall im Fensterkreuz der JVA hängt. Wenn Sie verstehen, was ich meine.“ Mit Nachdruck in der Stimme überreichte er ihr seine Karte. „Rufen Sie mich bitte an.“

Auf dem Weg zum Leihwagen klingelte sein Handy. Erstaunt vernahm er das brummig-freundliche „Grüß Gott“ von Perlinger. „War Ihre Reise nach Irland erfolgreich?“

Wahlberg dachte an die tote Róisín Kennedy. „Nun, wie man’s nimmt. Ich habe einige Infos erhalten. Wir müssen sehen, wie wir sie für uns nutzbar machen können. – Aber Sie haben sicherlich etwas Besonderes auf dem Herzen?“

„Ich habe die Sammelschuber noch mal durchgeschaut. Da ist mir etwas in die Hände gefallen, das ich Ihnen zeigen muss.“

„Aha, und das wäre?“

„Ich komm morgen Abend zu Ihnen nach Wasserburg. Dann werden Sie’s sehen.“

Kapitel 39

Donnerstag, 19. August 2010 – nachmittags

Wahlberg hatte sich zur Mittagszeit im *Brauhaus* am Max-Josefs-Platz eingerichtet. Er bestaunte wieder die vielen architektonischen Gemeinsamkeiten der Salzstädte. Wasserburg wirkte aber aufgrund vieler original gotischer Giebel authentischer. Während er auf sein Essen wartete, kam ihm wieder Winkelmoser in den Kopf. Der arme Kerl. Er war davon überzeugt, dass er nichts mit Gschwandtners Tod zu tun hatte. Was für ein Motiv sollte Winkelmoser haben? Nach den Aussagen der Polizei musste es nicht unbedingt Mord sein. Wenn der Tod des Pfarrers erst später eingetreten war, dann hätte Winkelmoser ein absolutes Alibi. War es ein gezielter Verdacht? Wer hatte Interesse, Winkelmoser einen Gefängnisaufenthalt zu verpassen? Dem wäre unbedingt nachzugehen, sagte sich Wahlberg, auf jeden Fall war es verräterisch.

Das altmodische ‚ring-ring‘ unterbrach sein Mittagsmenü. Erwartungsfroh griff er in seine Tasche.

„Hallo Johann. Hier ist Julia ...“

Seine Gabel fiel scheppernd auf den Tellerrand. Er schnappte nach Luft. „Mensch“, stöhnte er, „mit dir habe ich nicht gerechnet ...“

„Aha. Sondern mit wem?“, fragte sie mit einem anzüglichen Unterton.

Wahlberg fühlte sich wie angegriffen. Sein schlechtes Gewissen, das ihn schon seit Tagen begleitete. Er fragte: „Warum willst du das wissen?“

„Na, so weibliche Neugier. Mich interessiert auch, was du so treibst.“

„Julia. Du meldest dich über Wochen nicht. Mit dir wollte ich nach Irland. Du hast ...“

„Ist gut, Johann. Ich war einfach down.“ Er hörte ein schweres Atmen übers Telefon. Dann sagte sie dumpf: „Dazu hast du auch beigetragen.“

„Wieso habe ich dazu beigetragen? Was war denn los?“

Julia schwieg, als müsste sie ihre Worte genau abwägen. „Ich wollte einfach nur mal wissen, wo du bist.“

Wahlberg fragte sich, ob ihre Worte auf eine Wiederbelebung ihrer Beziehung abzielten.

„Nun“, sagte er zögernd, „ich sitze jetzt in Rosenheim. Da hat sich ein Fall entwickelt.“

„Aha, ein Fall hat sich entwickelt?“ Die Ironie war nicht zu überhören. „Auch mit weiblicher Begleitung?“

In den fast sechs Wochen in Mainz hatte sie ihm bei der Aufklärung um Korruption und Politikermord geholfen. Sie hatten sich ineinander verliebt. Er schwieg.

„Na, ist auch egal. Wenn du nichts sagen willst.“

Wahlberg schob sich ein Stück Fleisch in den Mund und kaute.

„Was machst du jetzt?“, fragte sie.

„Also, ich sitze vor meinem kalt werdenden Mittagessen. Es ist ein sonniger Tag. Einen hiesigen Kollegen haben sie gerade wegen Mordverdachts an einem Pfarrer eingebuchtet. Meiner Meinung nach grundlos.“ Er schluckte das Fleischstück halbzerkaut hinunter.

„Das meinte ich zwar nicht, hört sich aber nach einem spannenden Fall an.“

„Spannend ja. Aber wenn man von einem Fehlurteil betroffen ist?“ Er spielte noch mal auf Winkelmoser an. „Aber der wirkliche Spannungsbogen reicht von Bayern nach Irland und zurück.“

„Wieso Irland? Hast du etwas mitgebracht?“

Er grinste vor sich hin. „Könnte man sagen. Eine interessante Urlaubsbekannschaft ...“

Julia unterbrach ihn. Er wusste schon, welche Frage kommen

würde. „Weiblich?“, klang es neugierig in seinem Ohr.

„In der Tat.“ Absichtsvoll, um sie zu reizen, hielt er inne. „Und in einem reifen Alter. Stichwort Missbrauch und katholische Kirche.“

„Eine merkwürdige Mischung“, entgegnete sie ihm.

Er überlegte kurz, fragte dann direkt. „Was meinstest du zuvor mit ‚dazu hast du auch beigetragen‘?“

Er hörte sie tief Luft holen.

„Hast du eigentlich mal versucht, mich zu erreichen?“

„Julia, weich nicht aus. Was ist passiert?“

Seine Vorahnungen hatten ihn noch nie getrogen. „Wir hatten uns zum letzten Mal an deinem 50. Geburtstag im März getroffen.“

„Du hattest mich in Vegesack besucht.“

„Da ist es dann passiert. Ich habe es wegmachen lassen.“

Wahlberg saß wie versteinert vor seinem halb leer gegessenen Teller. „Doch nicht eine Abtreibung?“

„Es ist das Beste für uns alle gewesen. Für mich, meine Tochter und für dich. Du wärst sicher ein guter Vater geworden, wenn du da gewesen wärst. Das habe ich bezweifelt – und du hast es gerade auch bestätigt. So habe ich entschieden, meinem Leben wieder eine eigene Wendung zu geben. Leb wohl, Johann. Ich mag dich sehr, aber ohne Fundament ...“ Sie ließ den Satz ausklingen, dann klickte es in seinem Handy. Die Leitung war unterbrochen.

Konsterniert starrte Wahlberg auf die Reste seines Essens. Ihm war der Appetit vergangen. Er fragte sich, warum sie ihm das so plötzlich aufgetischt hatte? Sie hatte ihm eine Vaterschaft vorenthalten. Die ganze Zeit kein Sterbenswörtchen, dann das – mit einem Anruf aus dem Nichts. Sie hätte ihn doch an dieser Entscheidung beteiligen, ihn fragen müssen. Er bestellte sich noch eine Halbe Dunkles. Er sinnierte vor sich hin. Vielleicht war Julias rationale Entscheidung die beste Lösung für beide. Obwohl ... Er überlegte. Wäre es vielleicht auch anders gegangen? Man hatte es nicht ausprobiert. Das Leben hätte eine andere

Wendung genommen. Aber hätte er das auch wirklich gewollt?

Er atmete tief durch und nahm einen langen Schluck von seinem Frischgezapftem.

„Verdammt noch mal“, presste er hervor und haute sich mit der Faust auf den Oberschenkel. Wehmut überkam ihn. War's das gewesen? Das war's, offensichtlich. Was läuft so falsch bei mir? Er musste an Lauras Bemerkung denken. Das klang so ähnlich wie bei Julia.

Die altvorderen Klingeltöne ließen Wahlberg wieder in die Jackentasche greifen. Julia? Diesmal war es diejenige, die er schon früher erwartet hatte.

„Frau Hauptkommissarin, Sie arbeiten noch oder schon wieder?“ Wahlberg versuchte mit diesem albernen Scherz seine miese Stimmung zu überspielen.

„Bereitschaft am Nachmittag“, antwortete sie ihm knapp.

„Haben Sie trotzdem Neuigkeiten für mich?“

„Wie man es nimmt. Herrn Winkelmoser haben wir heute Morgen in die Freiheit entlassen.“

„Das ist sicherlich vernünftig gewesen, nach dem, was ich gestern Nachmittag noch erfahren habe.“

„Was haben Sie denn erfahren?“, fragte sie kokett. „Wenn es kein journalistisches Geheimnis ist?“

„Wissen Sie was, wenn Sie Zeit haben, komme ich am besten in Ihr Büro. Da lässt es sich besser plaudern.“

„Plaudern?“

„Das sagt man so bei uns im Norden für ein unverbindliches Gespräch. Ich bin in Ihrer Nähe.“

Als Wahlberg der Hauptkommissarin gegenüber saß, musterte sie ihn gründlich. Als überprüfe sie ihn. „Sie wissen, dass ich mit Ihnen eine – ich sag mal so – unübliche Ausnahme mache.“

Wahlberg sah sie erstaunt an. „Wieso ...?“

„Nun, ich denke, dass Sie mir vielleicht auch etwas zu einigen Hintergründen erzählen könnten.“ Sie sah ihn fragend an.

„Ich will der Polizei nichts verschweigen. Meine Ergebnisse, die Sie verwenden, kann ich gleichzeitig als meine Quelle ausgeben. Eine Hand ...“

„Sehr gute Einstellung.“ Sie lächelte milde. „Heute Vormittag war die zweite Pressekonferenz, wo wir Genaueres zum Tod des Pfarrers vermelden konnten. Weil alles schon an die Presse gegangen ist, kann ich Sie ebenfalls informieren.“

„Aber vorher haben Sie den Herrn Winkelmoser der Freiheit zugeführt?“ Wahlbergs ironische Bemerkung wurde mit einem kleinen Lächeln quittiert.

„Das haben wir. Aber entscheidend war die KTU am Leichnam des Pfarrers.“

Wahlberg blickte die Kommissarin neugierig an. „Spannen Sie mich bitte nicht auf die Folter.“

Marion Seehofer rückte sich hinter ihrem Schreibtisch zurecht und nahm eine offizielle Haltung ein. „Ich denke, entscheidend war der Todeszeitpunkt. Der Pathologe hat ihn zwischen 22 und 24 Uhr gelegt. Zu dem Zeitpunkt saß Winkelmoser bestimmt noch in der Wirtschaft, weil er erst gegen halb elf abends da raus war. Ziemlich blau. Und er soll immer etwas von einem Geheimnis dahergeredet haben.“

„Darüber ist aber nichts näher bekannt, oder? Haben Sie Gäste befragt?“

„Nein, das war für uns nicht erforderlich.“ Sie schaute ihn mit mokantem Lächeln an. „Aber das wäre doch eine interessante Aufgabe für Sie?“

Wahlberg winkte ab. „Wie ist er gestorben?“, fragte er.

„Das ist etwas merkwürdig. Der Pathologe ist sich nicht sicher. Der Pfarrer hatte ziemlich große Hämatome am Oberarm – und zwar alte wie neue. Als wäre er stark festgehalten worden. Er meinte, als wenn ihn einer geschüttelt hätte. So wie man aus einem Widerborstigen die Wahrheit herausschütteln will. Außerdem alte Einstiche im Oberarm. Ich glaube, das könnte von seinem Klinikaufenthalt herrühren.“

„Da hat jemand was gesucht, aber nichts gefunden.“

„Sie meinen diese Filme?“

Wahlberg nickte bestätigend.

„Ist nicht auszuschließen, dass jemand wieder auf der Suche war. Aber davon stirbt man nicht, sagte auch der Pathologe.“

„Wovon dann?“

„Es war aller Voraussicht nach sein Herz. Es könnte durch ein Schockerlebnis zum Stillstand gekommen sein. Sowohl durchs Schütteln ...“, sie legte eine Kunstpause ein, „... als auch durch Stress. – Oder beides in Kombination.“

Wahlberg zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe. Etwas perplex fragte er: „Wie durch Stress?“

„Vielleicht wollte der Pfarrer schreien und jemand hat ihm die Hand auf den Mund gedrückt. Ein wengerl zu lang? ... Dann hat er Panik bekommen.“

„Könnten es auch zwei Personen gewesen sein? Einer schüttelt ihn oder hält ihn fest– zum Beispiel von hinten –, ein anderer hält ihm den Mund zu, damit er nicht schreit?“

Die Polizeibeamtin hob die Schultern an und legte ihr Gesicht in bedauernde Falten. „So genau weiß man es nicht.“

„Wo hat man ihn gefunden?“

„Oben, in seinen Privaträumen. Seine Haushälterin wollte ihn morgens wecken. Da hat sie diese schockierende Entdeckung gemacht.“

„Waren die Räume bei ihm oben durchsucht worden?“

„Bei den Privaträumen schien das nicht der Fall gewesen zu sein. Die KTU hat keinen Verdacht geäußert.“

„Aber?“

„Auf dem Dachboden hat man geöffnete Dielen gefunden, darunter einen Hohlraum.“

„Das war das Versteck der Filme“, rief Wahlberg aus. „Verdammt, jetzt sind sie weg.“ Wahlberg verspürte einen Kloß im Magen. „Sie wissen“, er sah die Kommissarin an, „wenn diese Filme in falsche Hände gerieten, ist der Teufel los.“

„Beruhigen Sie sich. Die KTU ist der Meinung, dass es möglich wäre, dass das Versteck vorher geleert wurde. Es gab keine Einbruchsspuren.“

„Soll heißen, keine gewaltsame Öffnung ...?“

Sie zog eine Grimasse und wägte ihr Haupt. „Das Versteck scheint mit Bedacht gewählt gewesen zu sein. Ohne Bruchspuren geöffnet.“

„Also, kein Einbrecher auf dem Dachboden. Keiner, der sucht und findet, der aber per Zufall den Dorfpfarrer umbringt.“ Wahlberg sah die Beamtin an. „Das ist also nicht das Fazit dieses Falls?“

„Nein. Eher scheint der Pfarrer das Versteck selbst geleert zu haben. Es hatte vorher eine Reihe Kartons über dieser Fundstelle gestanden.“

„So ein Fuchs, der Gschwandtner.“ Unverhohlene Anerkennung begleitete Wahlbergs Bemerkung. Sie erhoben sich. Als Wahlberg sich schon zum Gehen wandte, hielt er kurz an: „Mir fällt noch eine Frage ein. Wie ist dieser mörderische Einbrecher ins Haus gekommen? Die Haustür war sicherlich abgeschlossen gewesen.“

Sie nickte bestätigend. „Genau. Eine wichtige Frage. Die Haustür wies keine Spuren auf ...“

„Ist er übers Dach gekommen?“

„Das haben wir überprüft. Das Dachfenster stand einen Spalt breit offen. Die Haushälterin sagte, das sei wegen der Lüftung. Sonst keine Spuren auf dem Dach oder der Regenrinne. Aber gestern Abend kam auch ein kurzer Regenguss runter.“

„Ach so?“ Wahlberg konnte sich nicht erinnern, dass es geregnet hatte. Er saß gestern Abend in Rosenheim im Trockenen.

„Es sind örtliche Gewitter“, erklärte sie ihm. „Die gibt’s hier häufiger.“

Wahlberg blieb skeptisch. „Was ist mit Leiterabdrücken im Garten? Wenn es einen Gewitterregen gegeben hat, müsste doch im Boden ein Leiterabdruck zu finden sein.“

„Keine Chance“, entgegnete sie ihm. „Rund um das Haus verläuft ein gepflasterter Weg. Wahrscheinlich um beim Dachrinnenreinigen der Leiter einen festen Halt zu geben.“

„So ein Mist“, entfuhr es ihm. Dann fiel ihm noch etwas ein. „Wissen Sie, wann die Haushälterin zu Bett gegangen war?“

„Da müsst ich nachschauen. Aber ich glaube, sie schaut meist bis kurz vor zehn das Abendprogramm. Dann geht sie nach einem kleinen Seelentröster ins Bett. Bei den bisherigen Aufregungen kann ich das gut verstehen.“

Marion Seehofer begleitete Wahlberg bis zum Ausgang. Er sah sie nachdenklich an.

„War noch was unklar?“, fragte sie ihn.

„Zum Pfarrer nicht. Nur eine Frage noch. Hatten Sie mit dem Verkehrsunfall von Georg Amberger zu tun?“

„Ist mit nicht bekannt. Wir sind die Kriminalpolizei.“

„Es gibt Gerüchte um diesen Verkehrsunfall. Einige meinen, es war ein Anschlag. Der Amberger ist bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.“

„Wann und wo war das?“ Sie wirkte uninteressiert. Wahlberg hatte das Gefühl, er hielt sie jetzt schon zu lange auf.

„Im letzten Jahr, am 29. Oktober. Ein paar Kilometer hinter Haag“, antwortete er.

„Da haben wir nichts mit zu tun.“ Erleichterung klang durch. „Da sind die Freisinger Kollegen von der Verkehrspolizei zuständig.“

Die Filme sind weg. Dem Pfarrer war sein früheres Versteck zu heiß geworden. Da brauchte er sich keine Sorgen zu machen. Das neue Versteck musste er nur einfach finden. Gschwandtners Tod, das war eindeutig, war durch Fremdverschulden eingetreten. Mord oder ein unglücklicher Totschlag? Wie ist der Täter reingekommen? Keine Spuren. Da lag der Einstieg übers Dach nahe. Allmählich, wie ein gnadenloser Virus, fraß sich ein Verdacht in sein Gehirn. Ein heißer Verdacht ...

Kapitel 40

Donnerstag, 19. August 2010 – abends

„Es ist doch zum Haare raufen“, begrüßte der Hauptkommissar den in den *Paulaner Stuben* wartenden Johann Wahlberg. Da sie beide nur spärlich mit Bewuchs ausgestattet waren, unterließ er eine anzügliche Bemerkung.

„Ja, erst intervenier ich heftig in der Klinik, daraufhin lassen s’ den Pfarrer gehen, jetzt ist er tot“, resümierte er das Ableben vom Pfarrer. Sichtlich erregt fuhr er sich über seine dünnen Haare. „Da wär er doch besser in der Klinik geblieben, oder?“

„Ja, das ist die sogenannte Ironie des Schicksals. Wie man’s macht, ist’s verkehrt.“ Gegen seinen Willen musste Wahlberg schmunzeln, was er aber durch einen raschen Schluck aus dem Bierkrug überdeckte. „Die Frage für mich wäre – also an erster Stelle – war’s Mord oder ein Unglücksfall? Er soll eine Herzschwäche gehabt haben.“

„Ist mir so was von wurscht. Mir geht die Zunahme von Toten jetzt langsam auf den Wecker.“ Perlinger warf eine braune Aktentasche auf die seitliche Eckbank und quetschte sich hinterher. „Jetzt sind’s schon zwei klerikale Opfer.“ Er schnaufte laut auf. „Aber wer weiß, ob’s nicht noch mehr werden.“ Perlinger winkte der Bedienung zu und an Wahlberg gewandt: „Gott sei Dank verteilt auf zwei Zuständigkeitsbereiche.“

„Sonst wären Sie überfordert?“ Wahlberg und grinste anzüglich.

Perlinger verzog die Mundwinkel nach unten. „Sind alles brave Leut’. Mir fehlt halt nur die Übung bei solch einem Blutausch, der über uns gekommen ist.“ Seine Augen blitzten ironisch auf.

Der Kommissar bestellte Bier und eine Vesperplatte. „Eins von den Krügen darf man ja mindestens trinken“, sagte er und zeigte

auf den vollen Krug, „wenn man unserem ehemaligen Kurzzeit-Ministerpräsidenten Beckstein Glauben schenken darf.“

„Aber ernsthaft“, wandte Wahlberg ein, „ich glaube, dass sich die Zuständigkeitsbereiche vermischt haben.“

Perlinger zog die Augenbrauen zusammen. „Wieso?“

Er erzählte dem Hauptkommissar vom Gedankenaustausch mit Marion Seehofer. „Sie kennen die näheren Untersuchungsergebnisse zum Tod des Pfarrers?“

„Ich weiß, dass noch nicht sicher gewesen ist, ob’s ein Herzinfarkt war oder was anderes.“

„Das ist im Prinzip egal, finde ich“, antwortete Wahlberg. „Sie haben von den Hämatomen an den Armen gelesen?“ Perlinger nickte. Wahlberg fuhr fort: „Diese Hämatome sind für mich entscheidend, wenn wir den Täterkreis festlegen wollen.“

Perlinger schaute ihn verdutzt an. „Wie meinen Sie das?“

„Nun, es sind alte und neue Blutergüsse an den Armen festgestellt worden, hervorgerufen durch festen Zugriff. Das lässt eine ziemliche Kraft vermuten.“

„Sie gehen davon aus, dass er mehrmals festgehalten worden ist?“

„Genau, und nicht zu vergessen, dass man ihm früher schon einmal eine oder mehrere Spritzen gesetzt hat.“

„Sie gehen von zwei Personen aus?“

Wahlberg schaute Perlinger gerade ins Gesicht. „Das kann sein. Es könnte aber auch ein Einzelner gewesen sein. Der Pfarrer war ja nur so ein Hänfling, den ein Kräftiger auch schon mal durchschütteln kann.“

Das Bier und die reichhaltige Vesperplatte wurden serviert. „Ich lang schon mal zu“, sagte Perlinger. „Ich hab seit heut Morgen nichts Richtiges mehr gegessen.“

Der Kommissar schnitt nachdenklich an einem Stück Brot herum, spießte Käse und Salami auf die Gabel, schob die Stücke unter seinen borstigen Schnäuzer. Er wiegte seinen Kopf hin und her. „Wer sollte das gewesen sein?“

Wahlberg erzählte von Lauras Beobachtungen, dass der Pfarrer in der Klinik von schwarz gekleideten Kirchenleuten beaufsichtigt worden sei.

„Ich könnte mir vorstellen, dass es auch ein Einzelner gewesen sein könnte“, warf er vorsichtig ein.

„Aha“, sagte der Hauptkommissar mit erhobener Stimme, ohne auf Wahlbergs Argument einzugehen, „dann ist Ihre Bekannte ein fehlendes Glied in der Ermittlung. Sie ist die besagte Psychologin, die meiner Kollegin Seehofer den Tipp gegeben hat.“ Er verlangte von Wahlberg Lauras vollständigen Namen. „Ich werde sie vorladen müssen. Sie könnte eine wichtige Zeugin werden.“

„Bitte gehen Sie diskret vor. Ich habe den Eindruck, die haben überall ihre Finger drin.“

Perlinger stimmte zu. „Aber jetzt, lieber Herr Wahlberg, lassen Sie mich raten.“

Wahlberg nickte ihm gespannt zu, fast wie ein Lehrer, der die präzise Antwort eines hervorragenden Prüflings nicht erwarten kann.

„Stimmt’s?“ Perlinger schaute stolz. „Die aus der Klinik spielen mit denen von der Kirche über Bande.“ Und er wiederholte sein „Stimmt’s?“ ein weiteres Mal.

„Den Verdacht habe ich auch. Diese zwei Personen, die fast ständig den Pfarrer im Visier hatten, gehörten nicht zum Personal. Trotzdem hatten sie überall Zutritt. Ab und zu kam auch ein höherer Würdenträger.“ Er schob nach: „Alle aus Freising. Nur Namen hatte sie nie gehört.“

„Wie konnte sie wissen, dass die aus Freising kamen?“

„Sie hatte die Augen offen gehalten. Es waren immer dunkelblaue Pkw, Audi 6 oder so was, Freisinger Kennzeichen.“

„Die Verdächtigen kamen also aus Freising, der Tod erfolgte in Gathling.“

„Ohne Rückendeckung aus der Klinik hätte das nicht funktioniert.“

Als die Bedienung abgeräumt hatte, kramte Perlinger eine DIN-

A4 große Fotokopie aus seiner Aktentasche und schob sie über den Tisch. „Das haben wir in Brockhövels Unterlagen gefunden. Sagt Ihnen das was?“

Die Fotokopie war fast wie eine Fotografie gestochen scharf. Hinter dem abgelichteten Kind war etwas Verschwommenes zu sehen. Wahlberg kannte das Bild. Michael Amberger hatte es ihm bei seinem Besuch vor vier Tagen gezeigt. Das verängstigte Kinder Gesicht. Im Hintergrund, wie eine graue Maske, das verschwommene Konterfei des Missbrauchstäters.

„In der Tat, das sagt mir was. Das ist der Loisl, der Bruder von Georg Amberger. Er hatte sich aus Scham umgebracht. Aber wie kommt es in Brockhövels Besitz?“

„Das kann ich Ihnen auf Anhieb auch nicht sagen. Es kann alles bedeuten.“

„Was meinen Sie mit ‚alles‘?“

„Entweder war Brockhövel Teil dieses Kinderporno-Rings oder er wollte aufklären.“ Perlinger kratzte sich am Kopf. „Obwohl ich nicht wüsste wie.“ Er deutete auf die Fotografie.

„Da kann ich weiterhelfen.“ Wahlberg erklärte ihm die Taktik von Georg Amberger, mit dem Bild im Internet den Schändern seines Bruders auf die Spur zu kommen. „Deshalb vermute ich, dass der Priester den von Amberger vorgezeichneten Weg weitergehen wollte, vielleicht auch schon gegangen war. Das würde das Mordmotiv erklären.“

„Also legen wir diesen Priester dann mal zu den Guten.“ Der Hauptkommissar bleckte ein wenig die Zähne. Freude sah anders aus. „Wollte er jemanden in eine Falle locken?“ Er sah Wahlberg mit halb zugekniffenen Augen an.

„Ich vermute“, antwortete Wahlberg, „er hat das Bild übers Internet transportiert. Haben Sie sein Notebook untersucht?“

Perlinger verzog das Gesicht, sodass sich sein Schnäuzer völlig über die Lippen legte. „Das Notebook hat wahrscheinlich der Mörder mitgenommen. Da lässt sich nichts untersuchen.“

„Ach du heilige Scheiße. Dann ist jemand drauf angesprungen.“

Es könnte sein, dass Georg Amberger diese Filmschnipsel hat digitalisieren lassen. Dann ist das Gesicht im Hintergrund genauso scharf erkennbar wie auf einem Passfoto. Da hat meiner Meinung nach nicht nur jemand Verdacht geschöpft, sondern sich selber erkannt. Das muss der Täter sein.“

„Und diese Datei löschen hilft auch nix. Mit den heutigen Methoden wird sie wieder sichtbar. Brockhövel musste deshalb sterben, damit das Notebook aus dem Verkehr gezogen werden konnte.“

„Wie schätzen Sie den Rektor der Pallottiner ein?“

„Hah“, rief der Hauptkommissar fast triumphierend aus. „Des ist ein undurchschaubarer Mensch. Absolut. Der ist mir neulich ausgekommen. Hat sich einfach nach Irland verdrückt.“

„Nach Irland.“ Wahlberg unterdrückte einen obszönen Fluch. „Mich ist er heftig angegangen, als ich ihn nach seinen Irland-Kontakten fragte.“ Er ließ wieder die Luft ab. „Er war öfter mit Georg Amberger auf der *Grünen Insel*. Da Amberger bekanntlich die Kinderporno-Szene verfolgte, gehe ich davon aus, dass Brenner es ihm darin gleichtat.“

„Eventuell für andere Ziele als der Amberger? Könnte da was dran sein?“

„Dann müssten Sie aber schnellsten den *MOKK*-Verein unter die Lupe nehmen“, forderte Wahlberg. „Wie kommen Sie auf Ihren Verdacht? Das wäre ein Schlag ins Kontor, wenn’s stimmen würde.“

„Ich hab keinen Verdacht. Aber mir ist der Mann nicht ganz geheuer. Sein starrer Blick, versteckt hinter diesen dicken Gläsern ... Seit Montag ist er wieder im Lande. Ich werde morgen nachhaken.“ Über Perlingers Gesicht ging die Sonne auf. Er freute sich auf ein nettes Gespräch mit Lisa Olbrich.

Mit Verwunderung betrachtete Wahlberg das plötzlich heitere Mienenspiel seines Gegenübers, das konträr zur Thematik stand. Er schaute ihn durchdringend an. „Hab ich einen Witz verpasst oder was lässt Ihr Gesicht so leuchten?“

Perlinger grünte noch ein wenig vor sich hin. „Wissen Sie, das war rein privat. Nichts Geschäftliches, nur was Persönliches.“

Verrückter Hund, dachte Wahlberg, aber sympathisch. „Haben Sie eine Möglichkeit rauszufinden wer diesen Kinderporno-Server betreibt oder wo er steht?“

„Wir müssten diese Websites aufrufen können. Dazu benötigen wir das Notebook.“

„Oder einen anderen Computer, der diese Seiten schon mal geladen hat.“ Wahlberg sah Perlingers Nicken. „Dann wüsste ich einen Weg. Wir müssen zu Michael Amberger. Dort steht der Computer seines Vaters.“

„Glauben Sie, dass diese schwarz gewandeten Kirchenleute, dieser Riese und der Zwerg, zwei Morde auf ihrem Gewissen haben?“ In Perlingers Gesicht stand ein großes Fragezeichen. „Könnte auch jemand anderes diese Dinge gedreht haben?“

„Ich bin mir nicht sicher. Es scheint hier vieles miteinander zusammenzuhängen, obwohl es unterschiedliche Kreise sind, die an einem Thema mitwirken: Kinderpornos, früher und heute. Und die von diesen Kreisen gesuchten Filme sind verschwunden.“

Wahlberg erzählte vom Loch in den Dachbodendielen. „Aber wo die Filme jetzt sind oder wer sie hat, das weiß keiner. Ich nehme an, der schlaufüchsig Pfarrer hat sie woanders versteckt.“

„Aha“, meinte Perlinger. „Einer der Filme als Beweis für die Schändungen an Ambergers kleinem Bruder.“

„Daran haben diese Kirchenleute Interesse und der Pfarrer ist die Schlüsselposition – gewesen. Aber die Suche beginnt jetzt erneut, wo das Dachbodenversteck ausgeräumt ist. Wer da drauf ist“, Wahlberg zeigte auf das verschwommene Gesicht auf der Fotokopie, „ist in seinem Dasein höchst gefährdet.“

„Und derjenige, der da drauf ist“, jetzt drückte Perlinger seinen Finger aufs Papier, „hat auch Kontakte zur Kinderporno-Szene im Internet?“

„Kann, muss aber nicht. Ich glaube, der Bogen schlägt sich von früher bis heute. Das müsste unsere Chance sein. Oder?“

„Diejenigen, die die Filme suchen, kommen Ihrer Meinung nach aus zwei Interessenslagern. Zwar wollen beide Lager die Filme, aber eins hätte das Mordmotiv, das andere versucht die Spur zur Kinderpornografie zu löschen.“

„Das könnte sein“, entgegnete Wahlberg. „Aber der Film könnte auch von einem Dritten zur Erpressung verwendet werden.“

„Direkt gefährdet ist also derjenige, der auf dem Film zu erkennen ist. Sicherlich ein Saubermann der Kirche, der alles zu verlieren hat. Der musste handeln, weil Brockhövel ihm auf der Fährte war.“

„Das könnte theoretisch so sein. Und wenn der Priester ihm auf der Fährte war, dann war es vorher auch schon Georg Amberger.“ Wahlberg beugte sich zu Perlinger vor. „Deshalb muss der Tod von Amberger auch untersucht werden.“

„Ja“, kam es gedehnt über Perlingers Lippen. „Das habe ich neulich schon kapiert.“

„Freut mich“, grinste Wahlberg und schaute auf die Uhr. „Jetzt drehen wir diese Geschichte schon seit gut drei Stunden durch den Wolf. Ich denke, wir machen für heute mal Schluss.“

Wahlberg begleitete Perlinger bis zum Auto. „Eins sollte noch einfließen. Der Film dürfte auch der Schlüssel zu Kinderporno-Szene sein.“

„Wie ist das zu verstehen?“ Perlinger sah zu ihm hoch.

„Es sind meist Tauschbörsen, die auch ökonomisch betrieben werden. So eine ‚Rarität‘ wie der Loisl heizt das Geschäft an. Es ist eigentlich egal: Haben wir die Pornogruppe, dann haben wir auch den Mörder – und umgekehrt geht’s auch.“

Perlinger brummte zustimmend, dann gaben sie sich zum zweiten Mal die Hand.

„Ach ja“, rief Wahlberg rückwärtslaufend dem Hauptkommissar zu. „Haben Sie inzwischen Spuren von dem Abbé?“

Perlinger drückte sein Bedauern mit einem Abwinken aus.

Kapitel 41

Freitag, 20. Auguste 2010 – vormittags

„Wo sind die Filme abgeblieben?“ Michael Amberger ging un schlüssig, die Frage häufig vor sich hin murmelnd, in seiner Woh nung auf und ab. Ärgerlich, dass er damals den Dachboden nicht genauer in Augenschein genommen hatte. Er hätte nur diese Kar tons verrücken müssen. Dieser Schlaufuchs von Pfarrer. Ohne Zweifel hat ihn der Klinikaufenthalt dazu bewogen, ein neues Versteck zu suchen. Eines, das nach Gschwandtners Meinung ab solut sicher wäre. Gibt es das überhaupt? Er schenkte sich Kaffee ein, setzte sich auf die Couch und stierte nachdenklich vor sich hin. Seine schwarze Lockenpracht stand wirr vom Kopf ab. Wirr wie seine Gedanken.

Letzten Montag hatte er ein weiteres Mal versucht, im Pfarrhaus fündig zu werden. Katzensgleich schlich er übers Dach, schwang sich wieder durch die geöffnete Dachluke ins Haus. Das Durcheinander auf dem Dachboden sprang ihm sofort ins Auge. In der hinteren Ecke, dort wo die Devotionalien in den Kartons aufbewahrt waren. Die Kartons standen auseinandergefächert herum. In der Mitte des Ensembles ragte ein kurzes, etwa dreißig Zentimeter langes Teil der Bodendiele senkrecht in die Höhe. Er blickte in eine kleine, dunkle Kammer. Ein weiteres kurzes Dielenbrett, offensichtlich das Ab schlussstück, lag neben der Öffnung. Einen lauten Fluch zerbiss er mit grimmiger Miene. Es durfte ihn keiner im Haus hören. Er muss te anerkennen, dass das frühere Versteck perfekt ausgesucht war. „Aber, du unseliger Pfaffe, wo hast du die Filme jetzt versteckt?“ Das wollte er sofort wissen. Seine Füße immer auf die äußeren Treppen dielen aufsetzend, schlich er nach unten.

Den Pfarrer überraschte er bei seiner abendlichen Lektüre. Entspannt saß er dort in einem Lehnstuhl mit Blick in den Nachthimmel, angeleuchtet von einer Stehlampe. Das leise Knarzen einer Bodendiele konnte Amberger nicht verhindern. Laut genug, um den Pfarrer aus seinem Fauteuil zu scheuchen. Die kleine Gestalt stand gerade wie eine Säule neben dem wuchtigen Möbel.

„Wer sind Sie? Was fällt Ihnen ein, hier einzudringen?“

„Michael Amberger. Und ich such etwas.“

„Amberger?“ Seine Augen weiteten sich erschrocken, als hätte er eine Erscheinung gesehen. „Sie sehen Ihrem Vater aber gar nicht ähnlich.“

„Er war mein Stiefvater.“

„Was suchen Sie?“ Gschwandtner öffnete den Mund, um zu schreien.

Amberger kniff die Augen zusammen und herrschte ihn an: „Schweigen Sie. Es gibt keinen Grund.“ Er trat rasch auf den Pfarrer zu. Obwohl Amberger nur unwesentlich größer war als der Pfarrer, erschien er mächtig gegenüber der zarten Gestalt. Ambergers breite Schultern verdeckten ihn. „Wo sind die Filme? Sie haben sie woandershin gebracht. Wohin?“

Gschwandtner sah Amberger in der Defensive. Er gewann seine Selbstsicherheit zurück. Er versuchte es mithilfe seiner kirchlichen Autorität. „Sie sind sich offensichtlich nicht bewusst, dass Sie in ein Haus der Kirche eingedrungen sind. Sie begehen eine große Sünde.“

„Wo sind die Filme?“ Der ungebetene Besucher wiederholte beharrlich seine Frage mit ansteigendem Tonfall.

„Sie sind sicher, wie in Gottes Schoß.“

„Erzählen Sie mir keinen klerikalen Scheiß.“

„Sie versündigen sich.“

„Halten Sie Ihr gottverdammtes Maul.“ Amberger umfasste Gschwandtners Oberarme mit beiden Händen.

„Lassen Sie mich los, Sie erbärmlicher Wicht.“ Der Pfarrer versuchte zu treten. Amberger spreizte die Beine, die Füße des Geistlichen schlugen Luftlöcher. Amberger griff härter zu.

„Sie tun mir weh.“

„Sie sollen mir sagen, wo die Filme sind, verdammt noch mal!“ Amberger versuchte die benötigten Worte aus ihm herauszuschütteln. Der Unterkiefer des Pfarrers schlug an die oberen Zahnreihen. Der Kopf wippte unkontrolliert auf und nieder. Trotzdem starrte Gschwandtner unaufhörlich in Ambergers Gesicht. Seine Lippen presste er betont fest zusammen, als sollte kein einziges Wort entfliehen. Amberger sah rot. Am Nacken gepackt beutelte er den Pfarrer hin und her. Gschwandtner sackte zusammen. Verflucht noch mal, nichts rausgekommen. War's zu viel? Amberger legte den Schweratmenden auf das Besuchersofa. Dann schlich er sich hinaus. Er schaute noch einmal zurück. Gschwandtner lag ruhig da. Zu ruhig, fand er, beugte sich wieder über ihn und spürte den flachen Atem. Dann verschwand er aus dem Zimmer.

Ein Gewitterregen rauschte herab. Er eilte zum Auto. Keine Spuren, dachte er erleichtert. Weggeschwemmt. Als er am anderen Morgen vom Tod des Pfarrers erfuhr, fragte er sich, ob noch jemand die gleiche Idee gehabt hatte, Hochwürden zu beehren.

Amberger goss sich Kaffee nach. Sein Mitleid hielt sich in Grenzen. Er war sich keiner Schuld bewusst. Diese Filme musste er unbedingt vor den anderen Suchern finden. Das war er seinem Stiefvater schuldig. Hatte er sie, davon war er überzeugt, dann konnte er den Täter identifizieren und für eine gerechte Bestrafung sorgen. Er lachte kurz und freudlos auf. Es sollte eine nach seinen Vorstellungen sein.

Der Klinikaufenthalt des Pfarrers. Er überlegte. Diese Psychologin, die sich heimlich eingeschlichen hatte, um Informationen auszuspähen. Der Journalist Wahlberg hatte neulich so etwas angedeutet. Sie könnte, nein – davon war er überzeugt – sie muss erfahren haben, wo der Pfarrer das neue Versteck eingerichtet hat. Wo sie wohnte, wusste er schließlich.

„Sie haben Glück, mich heute zu Hause anzutreffen.“ Der schwarz gelockte, gut gebaute Besucher war Laura Bechtheim

zwar auf Anhieb sympathisch, sie blieb aber zurückhaltend. Aus Höflichkeit bat sie ihn herein.

Michael Amberger hatte sich als Mitstreiter von Johann Wahlberg vorgestellt. „Ich forsche nach Zusammenhängen, die den Tod meines Vaters betreffen.“

„Sie meinen, dass Sie eigenen Spuren nachgehen?“

„Genau. Mein Vater hat einiges an Unterlagen hinterlassen. Dort gibt es eine Reihe von Hinweisen, die diese ganzen Missbräuche an Kindern belegen.“ Er legte absichtsvoll eine Pause ein, um dann mit Pathos in der Stimme fortzufahren: „Dann dieser Tod des Pfarrers.“

„Ja, das ist ganz schrecklich. Ich hab ihn ein wenig kennengelernt. Er war ja ein ganz Gerissener.“

Amberger dachte an das neue Versteck und nickte bestätigend: „Das kann man so sagen.“ Er lächelte sie mit jugenhaftem Flair gewinnend an. „Hat man den Täter schon entlarvt?“

Laura erinnerte sich an Wahlbergs kurze Bemerkung. „Den Redakteur der *Wasserburger Rundschau* hatte man verhaftet.“

Amberger schaute verblüfft: „Was? Einen Lokalredakteur?“

„Er war es aber nicht. Er ist wieder freigekommen. Ich glaube, er ist reingelegt worden.“

Sie bot ihrem Besucher Früchtetee an. Amberger zögerte kurz, ließ sich dann eine Tasse einschenken. Beide tranken gleichzeitig.

„Was führt Sie eigentlich zu mir?“

Amberger schlürfte leise. Er lenkte von der Frage ab. „Der Tee schmeckt besser, als ich dachte. Meine Mutter kochte den immer auf. Schwarztee, verstehen Sie?“

Sie nickte, schaute ihn weiterhin fragend an.

„Sie sagten, der Pfarrer sei ein ganz gerissener gewesen. Wie haben Sie das festgestellt?“

Eine steile Unmutsfalte kerbte ihre Stirn. Worauf will er hinaus?, fragte sie sich.

„Haben Sie schon mit der Polizei oder mit Wahlberg darüber gesprochen?“ Neugierig drehte Amberger den Kopf zu ihr hin.

„Ich verstehe Ihre Frage nicht so ganz. Sagen Sie doch mal, was Sie von mir wollen.“

„Nach den Unterlagen meines Vaters glaube ich inzwischen, dass gewisse Kreise in der katholischen Kirche mit Missbräuchen in Verbindung gebracht werden. Mein Vater wollte diese Kreise ausspähen, um der Kirche die Glaubwürdigkeit zurückzugeben, als moralische Instanz sozusagen.“

Laura glaubte, ein Irrlichtern in seinem Blick festzustellen. Ein Fanatiker? Bloß nicht, dachte sie.

„Diese gewissen Kreise – davon bin ich überzeugt – haben meinen Vater auf dem Gewissen.“

„Der Unfalltod ...?“

„Der Unfalltod.“

„Und Sie glauben, der gerissene, aber inzwischen tote Pfarrer hatte damit zu tun?“

„Weiß man's?“ Er schaute sie düster an. „Seine Hintermänner. Alle, die hinter den Filmen her sind.“

„Ich verstehe. Diese Filme.“ Laura saß innerlich hoch angespannt auf ihrem Stuhl. „Irgendwie glauben Sie, dass ich Ihnen weiterhelfen könnte, dass ich auch etwas über diese Filme wüsste, weil der Pfarrer in der Klinik war. Nein. Ich weiß nichts. Wenn ich etwas wüsste, dürfte ich das nicht sagen. Wenigstens nicht ohne richterliche Erlaubnis.“

Amberger schaute sie irritiert an. „Was soll denn der Quatsch? Richterliche Erlaubnis?“ Er wischte ihren Einwand wie Brotkrümel vom Tisch. „Sie haben den Pfarrer doch betreut?“

„Nein, habe ich nicht.“

Der düstere Blick wich nicht aus Ambergers Gesicht. Er setzte die Tasse klirrend hart auf die Untertasse. Er richtete sich auf. „Sie *müssen* mit dem Pfarrer gesprochen haben!“

„Das ist richtig. Ich behaupte ja nicht das Gegenteil. Dann sag ich Ihnen sogar noch etwas. Johann Wahlberg wollte mich da auch hineinziehen. Ich sollte alles Mögliche an Infos aus dem Pfarrer herausholen. Auch über die von Ihnen genannten Filme.“

„Wahlberg haben Sie's dann gesagt.“ Verhaltene Wut glitzerte in seinen Augen.

Wurde die Situation für sie jetzt bedrohlich? Laura überlegte, wie sie ihren Besucher ablenken könnte. Sozusagen entschärfen. „Herr Amberger, es haben ganz andere versucht, den Pfarrer auszuhorchen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, Sie sprachen doch zuvor von ‚gewissen Kreisen‘, oder?“ Erleichtert sah sie, dass er etwas ruhiger wurde. „Er wurde von verschiedenen Leuten gebracht, abgeholt, gebracht, abgeholt – und so weiter. In der Klinik war ein Kommen und Gehen von Figuren, die alle der Kirche entstammten.“

„Was haben Sie mit dem Pfarrer in der Klinik angestellt? Stand er unter Drogen oder so etwas?“

„Man hatte ihn zum Beispiel gefesselt. Ob er unter Drogen stand? Weiß ich nicht. Aber man hatte ihm Medikamente verabreicht, um ihn ruhigzustellen. Es war teilweise unmenschlich. Aber ich hatte den Eindruck, er hatte nichts erzählt.“ Sie schaute ihn fest an. „Jetzt ist er tot. Wahrscheinlich, weil er nichts gesagt hat.“

„Und Sie wissen nichts?“ In Ambergers Gesicht stand das pure Misstrauen.

„Nein, verdammt noch mal!“ Erschrocken und zornig schaute sie ihn an. „Sie bringen mich mit Ihrer Penetranz auch noch zum Fluchen. Ich bin die absolut falsche Adresse. Schauen Sie in der Klinik nach. Da gibt es eine dicke Kumpanei zwischen diesen gewissen Kirchenkreisen und dem Klinikchef. Das kann ich Ihnen bestätigen.“

Amberger war unzufrieden, als er das Haus verließ. Er hatte das Gefühl, keinem richtig trauen zu können. Vielleicht hätte er doch mehr mit Wahlberg zusammen überlegen sollen. Aber er spürte beständig einen inneren Druck. Ein schwerer Druck, der auf ihm lastete. In ihm brannte der Wunsch nach Vergeltung. Die Klinik

wollte er ins Visier nehmen. Dazu wollte er die Unterlagen seines Vaters noch mal zurate ziehen. Es könnten weitere Fingerzeige versteckt sein. Ihm fiel Wahlbergs Frage nach dem ominösen Abbé ein.

Als er langsam und gedankenverloren zu seinem Autos schlenderte, folgten ihm zwei schwarz gekleidete Gestalten.

„Glaubst du, sie hat was ausgeplaudert?“

Die kleinere der beiden hob die Schultern an. Sein Hals verschwand völlig in der Beuge.

„Ich überlege, ob *wir* mehr von ihr erfahren.“ Nach einer kurzen Nachdenkpause sagte er: „Aber wir geben erst einmal unsere Informationen weiter. Sollen andere das überprüfen.“

Kapitel 42

Freitag, 20. August 2010 – nachmittags

Auf der Rückfahrt nach Wasserburg konnte er Julia nicht aus seinen Gedanken verdrängen. Es ärgerte ihn. Winkelmoser war jetzt wichtiger. Es standen spannende Fragen an, die er mit ihm abklären wollte. Was wollte der alte Pfarrer von Winkelmoser? Und warum gerade von ihm? Welches Geheimnis hat der Pfarrer dem Redakteur zugeraunt? Wo die Filme zu finden waren?

In der Redaktion am Marienplatz war Winkelmoser nicht mehr. Wahlberg sprach mit der Frau von der Anzeigenverwaltung. Es freue sie, dass er wieder draußen sei, sagte sie Wahlberg mit einer Inbrunst, die ihn erstaunen ließ. Eine heimliche Verehrung, dachte er. Sie gab ihm auch Winkelmosers Anschrift. Wahlberg schlängelte sich mit seinem Leihwagen wieder einmal die Münchner Straße hinauf. Kurz hinter der Klinik, hatte die Frau ihm gesagt, solle er im Kreisverkehr rechts in die Anton-Woger-Straße abbiegen. Am Autohaus vorbei, rechte Seite. In der Nummer 17 habe der Hubert, wie sie ihn nannte, eine Dachmansarde.

Winkelmoser war mehr als überrascht, ihn zu sehen. „Ja, gibt’s des aa?“

Wahlberg nickte ihm aufmunternd zu. „Alles gut überstanden? Ich hab’s mir gleich gedacht, dass da nichts dran war.“ Er war froh, seinen Kollegen wieder wohlauf zu sehen.

„Ja, des hab ich mir auch denkt. Aber irgendeiner muss mich verpiffen haben. Einer, der Kenntnisse über mein Privatleben hat.“

„Genau. Da liegt der Hase im Pfeffer. Deswegen bin ich auch hier.“ Wahlberg wollte nicht zu aufdringlich erscheinen. „Wir

sollten mal gemeinsam überlegen, wer solche Kenntnisse hat. Wenn wir den haben, dann ...“

„Herr Wahlberg, sei'n S' mir net bös, aber eigentlich möchte ich mich damit nicht mehr beschäftigen. Es ist g'nug g'wesen.“

„Aber dann hätten wir wahrscheinlich den Täter. Und Ihre hundertprozentige Entlastung.“

Winkelmoser schaute ihn tief sinnig an. „Mögen S' ein Bier?“

Bier am Mittag? Wahlberg bejahte schnell. Solange er hier saß, solange bestand die Chance für ein Gespräch.

Winkelmoser brachte zwei Halbliterflaschen, setzte die Kronenkorken gegeneinander und hebelte beide Flaschen auf. „So machen's die Maurer meistens“, erklärte der Redakteur grinsend, als er Wahlbergs verblüffte Miene bemerkte. „Kennen S' des net?“

Wahlberg verzog amüsiert sein Gesicht. Er nahm einen vorsichtigen Schluck aus der Flasche. „Eine Frage treibt mich ständig um.“ Als er Winkelmosers abwehrendes Gesicht sah, beschwichtigte er ihn. „Die ist für Sie unverfänglich.“ Als sein Gegenüber nichts sagte, fuhr er fort: „Wann genau sind Sie aus dem Pfarrhaus rausgegangen?“

Winkelmoser griff zur Flasche. Der Gerstensaft gluckerte leise in seinen Hals. Er stellte die fast leere Flasche zurück auf den Tisch. Dann wischte er sich die feuchten Lippen mit dem Handrücken ab.

„Nun“, ermunterte ihn Wahlberg, als er zögerte.

„Ich überleg grad. Beim Herrn Pfarrer war ich mehr als eine Stund'. Der Bus war weg, der nächste kam erst zwei Stunden später, so um Viertel nach sieben.“

„Haben Sie beim Hinausgehen jemanden gesehen?“

„Nein. Da hab ich nix g'sehn. Da war keiner weit und breit.“

„Wann hat Sie der Pfarrer benachrichtigt? Der war ja erst am Mittag zurück.“

„Ja, genau. Am Mittag. Ich wollt grad in die Mittagspause, da hat er ang'rufen. Am Nachmittag sollt ich kommen, um halbe viere.“

„Was hat ein Pfarrer mit einem Redakteur zu besprechen?“

„Das war vertraulich. Das sollt ich erst nach seinem Ableben ... Herrschaft noch mal, jetzt haben S' mich aber reing'legt.“ Der Redakteur sah Wahlberg drohend an.

„Herr Winkelmoser, beruhigen Sie sich bitte. Ich bewahr Ihr Geheimnis doch in mir auf. Außerdem: Der Pfarrer ist abgelebt.“

Winkelmoser blickte Wahlberg misstrauisch an. „Ja, das schon.“ Er wand sich. „Aber es ist schon heftig, zu heftig für mich. Sie wollen Meldungen produzieren, sonst taugt das ganze System nix ...“

„Ich produziere auch. Aber veröffentlicht wird später. Ich brauch Fakten. Inzwischen sind sechs Menschen tot.“

„Wieso sechs?“

„Ja, das wissen Sie nicht. Die Mutter von Michael Amberger, die Frau vom Georg, ist letzte Woche in Irland gestorben.“

„Was? Da haben S' doch recht gehabt. Dann war das damals doch seine Frau. Ja mei, aus Irland. Aber der Michi war net sein Kind, oder?“

„Nein. Aber der Michi hat interessantes Material von seinem Stiefvater geerbt. Das könnten Sie mit verwerten, wenn Sie kooperieren. Das wäre doch eine berufliche Chance für Sie.“

Winkelmoser kratzte sich am Kopf. Er dachte nach und zog den Rest aus der Bierflasche.

Vielleicht hilft's ihm noch auf die Sprünge, dachte Wahlberg. „Was meinten Sie zuvor mit ‚nach seinem Ableben‘ ... wenn er doch schon tot ist?“

Winkelmoser wehrte ab. „Dazu sag ich nix, zumindest vorerst. Beim Pfarrer bin ich im Wort.“

Wahlberg runzelte die Stirn und schaute sein Gegenüber verblüfft an. „Sie sind beim Pfarrer im Wort? Ich glaube, Herr Winkelmoser, dass man bei einem Toten nicht so recht im Wort ist. Wortbruch gilt nur für einen Lebendigen.“

Der Redakteur schnaufte auf. „Ich will die weitere Entwicklung abwarten.“ Er stand demonstrativ auf und holte sich, mit einem

fragenden Blick auf Wahlberg, noch ein Bier. Der schüttelte den Kopf. Er hatte noch nicht einmal ein Drittel aus der Flasche getrunken.

Wahlberg hatte den Eindruck, dass sich sein Gegenüber noch mehr erhoffte, dass er aus der jetzigen Situation noch etwas heraus schlagen wollte. Wahlberg verließ die Wohnung. Als er die Treppe langsam hinabstieg, rief Winkelmoser ihm noch hinterher, dass er den Generalvikar beim Pfarrer gesehen hatte, als er seinen Besuch antrat.

Der Generalvikar beim Pfarrer. Was sollte ihm das sagen? Dass der dahintersteckte? Hinter etwas Besonderem oder hinter der ganzen Sache?

Laura rümpfte die Nase. „Du hast ja Bier geöffnet.“

„Sei nicht so ordinär. Eine Flasche von diesem bayrischen Leichtbier ...“

„Du riechst danach. Außerdem habe ich gar nicht mehr mit dir gerechnet.“

„Und das heißt, dass ich verschwinden soll?“ Das fehlte ihm jetzt noch. Ein vom Zaun gebrochener Beziehungsstress. Nur weil er nicht immer parat stand. Im Prinzip also wegen nichts. Heute passt wirklich alles zusammen, dachte er innerlich aufgebracht. Gestern Julias Anruf, dann mauerte der Winkelmoser aus billigen Gründen und jetzt diese Abfuhr. Scheiße, fluchte er innerlich. Irgendwie läuft immer etwas quer bei mir.

„Du bist nie da, wenn man dich braucht.“ Lauras betont süße Stimme drang in seine Befindlichkeit ein wie ein Bohrwurm. „Dabei war Besuch da. So ein netter, wirklich netter Mann.“

Er sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. „Wer?“

Zwar war ihr unwohl dabei, aber sie zierte sich absichtlich, was ihn beinahe zur Weißglut trieb.

„Wer, verdammt noch mal?“

Sie hielt ihn noch ein wenig hin. „Er wollte mit mir reden.“ Sie hatte sich auf die Couch gesetzt und schlug kokett die Augen auf.

„Er hatte sich noch wegen damals entschuldigt.“ Laura wollte Feuer entfachen.

„Zum letzten Mal: Wer?“ Wahlberg stutzte. „Was und wann, damals?“

„Na, als du fast in Unterhosen, mich vor den Nachbarn kompromittierend, einem Mann hinterhergelaufen warst.“

„Aha. Michael Amberger. Was wollte der hier?“

„Einfach nett sein, wollte er ...“

Wahlberg kniff die Lippen zusammen. Mit verengten Augen warf er einen Blick auf sie. Er überlegte, was dieses Spielchen jetzt bedeuten würde. Eine kleine Rache an ihm? Er nahm seine Jacke und verschwand wortlos.

Laura blieb mit offenem Mund zurück. „Du bist eifersüchtig. Ich glaub es nicht“, rief sie hinter ihm her. Sie konnte ihr Temperament gerade noch zügeln. Am liebsten hätte sie ihm etwas nachgeschmissen.

Als er das Auto hinter dem Hotel parkte, saß er eine Weile da und starrte durch die Windschutzscheibe. Er fühlte sich ungerecht behandelt. Die Ereignisse brachten das Fass zum Überlaufen. Seine Selbststeuerung versagte. Er heulte seinen Schmerz und sein Selbstmitleid hinaus wie ein Schlosshund.

Was wollte Michael Amberger?, grübelte er, als er sich wieder beruhigt hatte. Er lag auf dem Bett, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Suchte er einen Vorwand, um an Laura ...? Er bog seine Gedanken in eine andere Richtung. Sein Handy gab das vertraute Klingeln von sich.

„Hier Winkelmoser“, meldete sich der Redakteur mit einer nicht mehr ganz taufrischen Stimme. „Ich hab mir Ihre Worte noch mal durch den Kopf gehen lassen. Ist wahrscheinlich besser, wenn ich Sie informiere.“

„Jetzt am Telefon oder können Sie noch fahren?“

„Ich kann eh net fahren. Mein Führerschein ...“

„Gut, ich mach mich auf den Weg. Aber eine Sache noch vorweg. Hat der Pfarrer irgendeinen Film oder Filme erwähnt?“

Wahlberg merkte, wie sich der Redakteur Mühe gab nachzudenken. „Nein, der hat bloß die ganze Zeit vom General gesprochen. Einen Moment mal ...“

Wahlberg hatte die Türklingel durchs Telefon auch gehört. Er vernahm ein gedämpftes Gemurmel. Offensichtlich blieben die Besucher vor der Tür. Dann schrie Winkelmoser plötzlich auf, Wahlberg hörte einen dumpfen Fall, ein Getrappel die Treppe hinunter. Beim Anfahren informierte er die Hauptkommissarin in Rosenheim und jagte die Münchener Straße hoch.

Er klingelte Sturm, schrie den verutzten Hausbewohnern „Notfall“ entgegen und raste geschwinden Schrittes die Treppen hinauf. Beinahe wäre er über die Beine von Winkelmoser gestolpert, die den Eingang zur Wohnung blockierten. Da lag er regungslos und blutüberströmt. Ein prüfender Druck auf die Halsschlagader ließ Wahlberg aufatmen. Er schleifte Winkelmosers mageren Körper ins kleine Badezimmer und versorgte notdürftig die große Kopfwunde. Er richtete den Oberkörper so weit auf, dass er ihn an die Wand lehnen konnte.

Da hat er wohl Glück gehabt, dachte Wahlberg. Laut sagte er: „Hören Sie mich? Wie geht's Ihnen?“

Ein Schluchzen entfloh unkontrolliert Winkelmosers Brust. Er stand unter Schock. Wahlberg sah das Zittern der Hände.

„Wer war's?“

Winkelmoser blieb apathisch an der Wand sitzen, stierte nur geradeaus.

„War's der General?“, fragte Wahlberg.

Der Redakteur blickte durch ihn durch. „Hoffentlich bringt die Polizei auch einen Arzt mit“, murmelte Wahlberg in seinen Bart. Er ging ins Wohnzimmer und schaute vom Dachfenster auf die Straße. In der Ferne sah er das Blaulicht. Es eilte den Polizeifahrzeugen und einem Krankenwagen, der aus einer Seitenstraße herauschoss, voraus.

Vor dem Abtransport ins Krankenhaus trat Marion Seehofer an

Wahlberg heran. „Herr Winkelmoser will Sie unbedingt sprechen.“

Der Journalist folgte neugierig. Winkelmoser trug einen großen Turban. „Sie sehen flott aus“, versuchte Wahlberg zu scherzen. Der Redakteur dankte es ihm mit einer Grimasse. „Sie wissen ja, wer den Schaden hat ...“

„Ich weiß“, sagte Wahlberg, „der spottet jeder Beschreibung.“

Über Winkelmosers Gesicht zogen sich dunkle Wolken. „Mit Spott und Spaß ist’s vorbei. Das wollt ich Ihnen bloß noch sagen. Jetzt red ich nix mehr. Sonst lande ich in der Hölle.“ Er wollte sich erheben, fiel zurück, dann entspannten sich seine Gesichtszüge.

„Wir haben ihm ein Schmerzmittel gegeben“, ließ der Sanitäter verlauten. Wahlberg vernahm noch die unruhigen Atemzüge des Überfallenen, bevor der die Treppe umständlich hinabgetragen wurde.

„Aus ihm bekommen wir heute nichts mehr heraus.“ Marion Seehofer wies auf das Opfer. „Der braucht erst einmal Ruhe, um den Schock zu überwinden.“

„Verfluchter Mist, Hölle und Verdammnis“, schrie Wahlberg in den lauen Nachthimmel, als er zurück ins Hotel fuhr.

Kapitel 43

Samstag, 21. August 2010 – ganztags

Perlinger schaute Wahlberg verdutzt an. „Sie haben einen Termin beim Bischof Althaus?“ Seine Frage klang rhetorisch. Als hätte er schon die ganze Zeit damit gerechnet, dass der Journalist irgendwann über die Schwelle des Bischofssitzes schreiten würde. Aber Perlinger war neugierig. „Wie haben Sie das hingekommen?“

Wahlberg verzog seinen Mund zu einem kleinen schiefen Lächeln. „Sie wollen’s wirklich wissen?“, neckte er den Hauptkommissar.

Dieser nickte heftig. Sein dichter Schnäuzer zitterte leicht. Die Barthaare standen wie seismografische Fühler vor.

„Eigentlich ganz einfach“, erwiderte Wahlberg, „ich habe gestern am frühen Nachmittag im Sekretariat angerufen.“

„Ei, und da haben die g’sagt, komm mal kurz vorbei?“

„Nein, so einfach war es nicht. Die wollten mich erst abwimmeln. Schon zu viele Journalisten in der letzten Zeit, war die Begründung.“

„Aber ...?“ Perlinger hing erwartungsvoll an Wahlbergs Lippen.

„Nun, ich habe dem Sekretär – oder war’s ein Kaplan? –, einem Herrn Dörfler, zu verstehen gegeben, dass ich keine Sensationchen verfolge, sondern eine faire Berichterstattung, was der Kirche zugutekommen würde. Und noch so ein paar Sätze in diese Richtung.“

„Und was genau wollen Sie bei ihm erreichen?“

„Nun, der Bischof gilt eher als Liberaler. Seine Meinung zu den Missbrauchsfällen interessiert mich generell. Außerdem will ich herausfinden, was er über diesen Mord und Totschlag an den bei-

den Geistlichen denkt, ob er Zusammenhänge sieht.“

Der Beamte nickte vor sich hin. Ein Besuch beim Bischof, eventuell noch in amtlicher Mission? Dafür müsste er einige mentale Hürden überwinden. Er war katholisch erzogen worden und hatte die Hierarchie der katholischen Kirche früh eingeimpft bekommen. Der Bischof galt als die unbedingte Autorität, gleich hinter dem Erzbischof und dem Papst. Jetzt als Erwachsener wusste er, dass diese Symptome ein Leben lang tief im Inneren verankert blieben.

Wahlberg beobachtete den vor ihm Sitzenden. „Ich weiß auch noch nicht genau, wie sich das Gespräch entwickeln wird. Aber vielleicht hilft es den Ermittlungen.“

Das Gesicht des Hauptkommissars lockerte sich auf. Damit war er einverstanden. „Und wann hat man Ihnen einen Termin eingeräumt?“

Wahlberg schaute auf seine Armbanduhr. „Um zwei. Eine gute Stunde Zeit, um noch ein kleines Mittagmahl einzunehmen.“ Er schaute den Polizeibeamten auffordernd an. Perlinger überlegte, lehnte dann aber ab. Häusliche Pflichten warteten auf ihre Erledigung. „Ehrlich, kein Vorwand“, sagte er, als er in Wahlbergs Gesicht Enttäuschung feststellte. Er grinste ein wenig. „Es ist Wochenende. Da muss ich ab und zu mal solche ungeliebten Arbeiten einschieben. Meinen Dreck macht sonst keiner weg“, erklärte er und schob sich aus dem Tisch heraus. Mit freundlichen Grüßen nach allen Seiten verließ er die Gastwirtschaft.

Sie hatten sich auf Vorschlag von Wahlberg am Vormittag im *Weißbräu Huber* getroffen. Er wollte Perlinger persönlich über den Überfall auf Winkelmoser berichten. Zwar hatten Perlingers Kollegen aus Rosenheim den Fall übernommen, aber Wahlberg war sich sicher, dass die Täter aus dem Freisinger Umfeld stammten.

Perlinger hörte sich skeptisch an: „Wieso aus Freising?“

„Wer sonst sollte Winkelmoser behelligen?“, stellte Wahlberg

die Gegenfrage. „Beim Gschwandtner ist er dem Generalvikar begegnet.“

Als Perlinger die Augenbrauen kritisch zusammenzog, legte Wahlberg beruhigend die Hand auf Perlingers Arm. „Das hab ich mir nicht ausgedacht, sondern von Hubert Winkelmoser persönlich erfahren.“

Perlinger wetzte unruhig auf der Sitzbank hin und her. Er blieb hartnäckig. „Aber es könnte auch jemand aus Wasserburg gewesen sein. Denken Sie an die Klinik und Todesumstände von Pfarrer Gschwandtner.“

Wahlberg verzog den Mund zu einer kleinen Schweineschnute. „Das könnte natürlich auch sein“, gab er zu. „Aber das könnte ebenfalls einen Bogen zum Generalvikar schlagen.“

„Ja, der Generalvikar. Ihrer Meinung nach ist er verdächtig. Können Sie ihm irgendetwas nachweisen?“

„Das kann ich nicht so ohne Weiteres. Aber der Generalvikar taucht häufig im Dunstkreis auf, wenn was passiert ist – zu häufig, für meinen Geschmack. Falls er mit drin hängt, Dreck am Stecken haben sollte, dann könnte das Tête-à-Tête vom Pfarrer und dem Redakteur eine Reaktion hervorgerufen haben, oder?“ Wahlberg atmete tief durch. „Und dann tauchen in dem Umfeld des Generalvikars immer so zwei Gestalten auf.“

Perlinger brummte vor sich hin und notierte. „Sie denken, das ist seine persönliche Eingreiftruppe?“

„Eher Einschüchterungstruppe. Frau Bechtheim hat sie öfter im Klinikumfeld gesehen.“

„Das Klinikumfeld. Genau.“ Der Kommissar notierte.

„Winkelmoser könnte vielleicht Auskunft geben“, meinte Wahlberg.

„Ja, vielleicht ...“

„Und ich bin überzeugt, für einige von denen zieht sich dieser Porno-Klüngel seit mehr als vierzig Jahren hin.“

Wahlberg merkte, dass es Perlinger bei dem Gedanken, die Kirche könnte an solch hoher Stelle involviert sein, nicht wohl war.

„Aber mit diesem kinderpornografischen Zirkel, von dem Sie neulich sprachen“, wandte der Polizeibeamte ein, „könnte es dann nichts zu tun haben.“ Er schaute hoffnungsfroh auf Wahlberg. „Das hat’s früher doch nicht so gegeben ...“

„Sie meinen, wie heute? Doch, doch. Diese Verfehlungen gab es früher auch schon. Nur in anderer Form. Aufgezeichnet zum Beispiel auf diesen von uns gesuchten Filmen.“

„Und jetzt denken Sie, dass der Winkelmoser vom Pfarrer Gschwandtner ein Geheimnis erfahren hat ...“

„... oder aufgebürdet bekam, was ihm“, Wahlberg hob die Stimme an, „zumindest diese Prügel einbrachte.“

Perlinger schürzte die Lippen und nickte bedächtig. „Sie denken, von dieser Truppe? Offensichtlich eine Warnung, die bei Winkelmoser angeschlagen hat. Kann sein, dass Sie ihm durch Ihr schnelles Erscheinen das Leben gerettet haben.“

„Vielleicht haben Sie recht, wenn es um sein Leben gegangen wäre.“ Wahlberg hob die Schultern an und schaute Perlinger an. „Aber ich glaube nicht, dass sie ihn umbringen wollten.“

„Mein Gott, dann schau’n mer mal.“ Der Kommissar nickte

Der junge Kaplan führte den Journalisten sogleich ins Besucherzimmer des Bischofs. Er platzierte Wahlberg an denselben Tisch, an dem vor vier Tagen die Krisensitzung stattgefunden hatte. Mit freundlicher Geste wies er auf das Sortiment unterschiedlicher heißer oder kalter Getränke. Wahlberg hatte gerade erst eine halbe Tasse Kaffee zu sich genommen, als Peter Althaus, bischöflich in Soutane, Kollar, violetterm Zingulum und Pileolus gewandet, eintrat. Anscheinend war ihm dieses Gespräch eine wichtige Angelegenheit, mutmaßte Wahlberg, als ihm der Bischof in vollem Ornat entgegnetrat. Sie reichten sich die Hände zur Begrüßung. Wahlberg ließ sich gleich wieder auf den Stuhl zurückfallen, um nicht in den Verdacht zu geraten, seine Einsdreiundachtzig gegen die mittelgroße Statur des Bischofs auszuspielen. Aber der Bischof ließ jeden Gedanken an Unterlegenheit an seinen breiten

Schultern, die seine Figur dominierten, abprallen.

„Vielen Dank, dass Sie mich empfanden.“

Der Bischof stand noch, wehrte mit der Hand die Floskel wie ein unliebsames Insekt ab.

„Wenn ich es nicht für notwendig erachtet hätte, fände ein Gespräch nicht statt.“

Das war direkt heraus, dachte Wahlberg. Der weiß, wo der Bartel den Most holt, und ich jetzt auch. In seinem Kopf breitete sich langsam ein Netz von Fragen aus, um bei Althaus Antworten abzufischen. Bevor er sie jedoch stellen konnte, ergriff der Bischof bereits die Initiative.

„Ich brauch Ihnen nicht zu erläutern, dass sich unsere Kirche in einer prekären Situation befindet. Diese Missbrauchsdebatte lastet wie ein schwerer Fels auf uns.“

„Sie denken, die *Debatte* um Missbrauch hat Schuld daran?“

Der Bischof wirkte irritiert. „Hätten wir diese Tatsachen verbal unterdrücken sollen?“

„Nein, so war das nicht gemeint.“

„Sondern?“

„Nicht die Debatte, sondern Missbrauch ist das Entscheidende. Dagegen hätte man frühzeitig einschreiten können, ja müssen.“

Althaus verengte die Augen ein wenig. „Ihre Einschätzung grenzt ja an Sophisterei.“

„Das ist Ansichtssache. Immerhin reichen nach Aussagen von Betroffenen einige der Fälle bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurück.“

Althaus beugte sich vor. „Sie fahren aber gleich schwere Geschütze auf. Ein Interview hatte ich mir feinfühler vorgestellt.“

Wahlberg hob beschwichtigend die Hände. Er wollte den Bischof nicht verprellen und öffnete den Mund zu einer Antwort, aber ihm wurde sogleich das Wort abgeschnitten: „Sie haben ja recht, aber man wird immer dünnhäutiger. Leider handelt die Kirche meist nach dem Motto: Es kann nicht sein, was nicht sein darf.“

„Darf ich das zitieren?“

Bischof Althaus hielt kurz inne. „Das kommt darauf an, wie sich unser Gespräch entwickelt.“

Wahlberg notierte ein paar Gedanken, während der Bischof fortfuhr: „Deshalb haben wir jetzt den Salat. Ich verteidige kein Unrecht, aber wenn die Debatten in der Öffentlichkeit so geführt werden, dass unsere katholischen Grundsätze, die überhaupt nichts mit Missbrauch zu tun haben, infrage gestellt werden.“

„Welche katholischen Grundsätze meinen Sie?“

„Nun, das kennen Sie doch sicher. An allem oder vielem ist der Zölibat schuld. Man redet von Priestern, die zur Keuschheit gezwungen werden, die ihre Sexualität unterdrücken müssen.“

„Aber der Zwang zum Zölibat besteht doch“, wandte Wahlberg ein. „Und seine Einführung verdankt sich doch weniger spirituellen Grundsätzen, sondern rein ökonomischen.“

Das Gesicht des Geistlichen nahm einen etwas verkniffenen Zug an. „Ich weiß, worauf Sie anspielen. Als der Zölibat 1022 durch Papst Benedikt VIII rechtsverbindlich wurde, wollte man *auch* die Vererbung von Kirchengütern unterbinden. Aber ...“, der Bischof reckte den Zeigefinger nach oben, als wollte er ein besonderes Zeichen setzen, „... im Wesentlichen ging es in der *Synode zu Pavia* um die *kultische Reinheit*. Die wurde nämlich dort für das Priesteramt verpflichtend.“

Sparsam lächelte Wahlberg den kirchlichen Würdenträger an. „So hat jedes Ding seine zwei Seiten. – Aber ernsthaft: Wäre es nicht besser, man würde diesen Grundsatz neu abfassen? Freiwillig, nur der eigenen Überzeugung verpflichtet? Der Priestermangel zwingt doch dazu.“

Der Bischof strich sich über seine blanke Kopfmittle. Sein dünner hellblonder Haarkranz hing ihm ein wenig über die Ohren. Der Kopf, die Figur insgesamt ähnelten stark einem früheren Tatort-Kommissar, überlegte Wahlberg. Wie hieß er noch? War es nicht der aus dem Saarland?

„Es werden derzeit viele Strategien diskutiert, vor allem bei den

Laien. Aber es wird noch lange dauern, bis sich solche Gedanken bis nach Rom durchgesetzt haben.“ Althaus ergriff die Kaffeekanne und schenkte sich ein. Dann schob er die Kanne zu Wahlberg rüber. „Aber eines können Sie auch versichert sein. Am Zölibat liegt es nicht, dass dieser Missbrauch von Kindern und Jugendlichen geschieht. Er geschieht auch dort, wo kein Zölibat herrscht.“

„Das ist unbestritten. Jedoch taucht dieses Phänomen in der katholischen Kirche weitaus häufiger auf. Nicht nur in Bayern oder Deutschland, sondern auch europaweit. In Irland geht man derzeit besonders konsequent vor, habe ich den Eindruck. Da werden Missbräuche über den Zeitraum von mehr als sechzig Jahren verfolgt und öffentlich dokumentiert.“

„Mea culpa. Wir haben in den langen Jahren zu viel versäumt, haben nie hingehört und den Opfern keine Stimme gegeben.“ Der Bischof schien sich innerlich zu verneigen.

Wahlberg fragte: „Könnte es sein, dass die Kirche einen zu großen Raum bietet, in dem sich diese negativen Tendenzen entfalten können?“

Bischof Althaus rührte Milch in den Kaffee. Er schwieg. In ihm arbeitete es. Er atmete kurz durch. „Vielleicht sind wir als Organisation einfach zu groß. Weitverzweigte Strukturen, die ganze festgelegte Hierarchie, gepaart mit einer traditionellen Kultur des Bewahrens und Verschweigens.“ Er sah Wahlberg nachdenklich an. „Möglicherweise haben Sie recht.“

„Vor gut acht Jahren hatte ein Georg Amberger einen Verein gegründet. Solche ehrenamtlichen Organisationen könnten doch dafür sorgen, verkrustete Verhältnisse positiv zu verändern.“

„Herrn Amberger kannte ich gut. Diese Vereinsziele habe ich, nachdem ich in Freising als Bischof ordiniert wurde, schon frühzeitig unterstützt.“

„Man sagt, Herr Amberger sei unter merkwürdigen Umständen verunglückt.“

Der Geistliche blickte überrascht auf. „Wie um Gottes willen

kommen Sie darauf?“

„Der Priester Julian Brockhövel, der im Verein die Nachfolge von Amberger angetreten hatte, wurde erstochen. Der Pfarrer von Gathling, Josef Maria Gschwandtner, starb auch unter ominösen Verhältnissen.“

„Herr Wahlberg, halten Sie bitte ein.“ Althaus erhob sich mit rotem Kopf und schritt ein paar Mal die vier Meter vom Tisch zur Tür und zurück. Er stand mitten im Raum und fragte: „Was wollen Sie mir damit sagen?“

„Diese Personen standen direkt und indirekt miteinander in Verbindung.“ Wahlberg erzählte dem Bischof die bis weit in die 1960er Jahre reichenden Zusammenhänge. Von Loisl's Leid, den damaligen Vikaren Bruckner und Gschwandtner, schlug den Bogen zu Amberger, Messner und Brockhövel. „Und alles hängt mit früherem und jetzigem Kindsmissbrauch zusammen. Die Spuren laufen möglicherweise in dem Verein zusammen.“ Den Verdacht gegen Generalvikar Mutzke unterschlug er vorerst.

Bischof Althaus schritt weiterhin die kurze Strecke zwischen Tisch und Tür auf und ab. Wahlberg verspürte eine heftige Unruhe, die von der gedrungenen Gestalt ausging. Althaus' Lippen bewegten sich, als spräche er vor sich hin. Er gestikulierte mit Händen und Armen, als diskutierte er mit einer für Wahlberg unsichtbaren Person. Er stoppte mitten in seinem Weg zur Tür, drehte sich um, fixierte den Journalisten.

„Ermittlungen sind wohl aufgenommen worden.“

Wahlberg nickte zustimmend.

„Aber offiziell habe ich als Bischof bisher nichts darüber gehört. Warum eigentlich nicht?“ Althaus klang erbost.

Wahlberg fragte: „Aber inoffiziell schon?“

„Der arme Brockhövel stand ja ein paar Tage in der Zeitung. Das war nicht zu überlesen.“

„Wenn es keine offizielle Anfrage an Sie persönlich gab, woran könnte es gelegen haben?“

Der Bischof zögerte mit einer Antwort. „Wahrscheinlich ist al-

les beim Generalvikar gelandet. Der wollte mich nicht damit be-
helligen, vermute ich.“

Daher weht der Wind, dachte Wahlberg. Entweder filtert der
Generalvikar die Nachrichten oder er wird vorgeschoben.

„Könnte es sein, dass der Generalvikar mehr weiß?“

„Was wollen Sie mir damit unterstellen?“ Althaus schob an-
griffslustig den Kopf vor.

„Gar nichts, Herr Bischof. Man hört von Ihnen, dass Sie gewillt
wären, auch einen Augiasstall auszumisten. Aber es scheint so,
dass Sie trotz der Vorkommnisse Ihre Kirche schützen wollen –
zumindest nach außen. Aber was ist, wenn es offiziell wird, was
unter der Decke des Bistums passiert ist?“

„Was wissen Sie?“ Der Bischof stellte sich unmittelbar vor
Wahlberg auf. Der erhob sich, um sich der körperlichen Nähe zu
erwehren. Von oben betrachtete er den blanken Schädel und das
darauf liegende violette Pileolus.

„Ich weiß gar nichts – zumindest nichts Gerichtsverwertbares.
Ich recherchiere und habe mir meine Gedanken gemacht. Die hab
ich mit den bisher erwähnten Personen in Beziehung gesetzt und
das hat einige Verdachtsmomente und mögliche Motive ergeben.“

„Sie wollen mir keine Namen nennen?“ Althaus schnaufte er-
zürnt.

„Nein, das geht nicht. Auch Journalisten haben ethische
Grundsätze. Aber Sie sollten intern Spuren suchen. Folgen Sie
den Vorgaben von Ambergers Verein.“

Bischof Althaus öffnete eine Flasche Mineralwasser. Ihm war
nach Kaltem zumute. Nachdem Wahlberg gegangen war, hatte er
sich in sein Arbeitszimmer verzogen. Er war im Zweifel über das
weitere Vorgehen. Er war auch im Zweifel, was die involvierten
Personen anging. Er verglich das Gespräch mit dem Journalisten
mit der vor vier Tagen stattgefundenen Krisensitzung. Dieser
Wahlberg, so erschien es ihm, hatte den roten Faden aufgenom-
men. Und dem war er bis nach Irland gefolgt. Er trank einen

kleinen Schluck aus der Flasche. Althaus befürchtete, dass der Generalvikar mehr und mehr unkontrolliert in den Fokus rückte. Da half nur eine drastische Maßnahme. Morgen würde er die sogenannte Leibgarde von Mutzke entfernen. Beide würde er in verschiedene, weit auseinanderliegende Dörfer der Diözese verbannen. Als ersten Schritt. Dann wollte er weitersehen. Das Ansehen der Diözese und der ganzen Kirche stand auf dem Spiel. Ihn wunderte nur, dass der Journalist mit keinem Namen herumwedelte. Das machte für ihn die Personen, die er im Auge hatte, doppelt verdächtig.

Kapitel 44

Sonntag, 22. August 2010 – ganztags

Wieder kündigte sich ein heißer Tag an, als Wahlberg um 8 Uhr morgens die Rollläden seines Hotelfensters hochzog. Die Sonne stand schon gleißend am Firmament. Die Luft schmeckte metallisch nach Gewitter. Er blickte nach unten auf den immer seichter werdenden Inn, der mit großer Mühe, wie es ihm schien, sein Wasser zur fernen Donau brachte. Der braucht Regen, sonst laufen wir bald trockenen Fußes durchs Flussbett. Zwei Stockwerke tiefer saßen schon die ersten Hotelgäste und frühstückten auf der Sonnenterrasse. Der Gedanke an ein Frühstück unter freiem Himmel trieb ihn unter die Dusche.

Mit Vorfreude tunkte er ein halbes Croissant in den Kaffee. Vorsichtshalber platzierte er das halbaufgeweichte Gebäck auf einen kleinen Löffel. Nicht, dass es mir so geht wie Liz, der die Brühe über das Kinn gelaufen war. Er dachte mit einer Mischung aus Sehnsucht und Ärger an Laura. In den letzten Tagen war Funkstille gewesen.? Welche Absichten hat Michael Amberger? Warum hängt der sich da so mir nichts, dir nichts rein? Verkniffen blinzelte er in die Sonne. Ihm war der Appetit vergangen. Die andere Hälfte des Hörnchens legte er neben sein Haferl Kaffee.

Wahlberg verdrängte die Gedanken an Laura und Amberger. Das Gesicht hatte er der Sonne zugewandt. Heute wollte er ausspannen. Schließlich war Sonntag – Nomen est Omen. Er rekapitulierte das gestrige Gespräch mit dem Bischof. Hat es neue Erkenntnisse gebracht? Er hätte vielleicht doch den Verdacht aussprechen sollen. Wie hätte der Bischof reagiert? Den Tod von Gschwandtner damit in Beziehung gesetzt? Und Hubert Winkelmoser hat sich ein Schweigegelübde auferlegt. Der will nichts sa-

gen. Er überlegte und schaute auf die Uhr. Später Vormittag. Ein Krankenbesuch an einem Sonntag ist nichts Ungewöhnliches. Er brauchte unbedingt einen Beweis. Winkelmosers Schweigen wollte er ändern.

Das lädierte Gesicht des Redakteurs milderte seine Absichten. Wie es ihm gehe? Der Patient bemühte ein Lächeln, was sein Gesicht zu einer schrägen Grimasse verzog.

„Mein Gott, es geht halt grad so. Wenn ich was sagen will, dann spannt sich mein ganzes Gesicht. Lachen und Weinen ist fast verboten. Da krieg ich das Gefühl, es zerreißt mir meine Fassade.“

Er zeigte auf seinen bandagierten Kopf, die genähte Augenbraue und das rechte, blau angeschwollene Auge. Unter dem linken Auge erschien der Jochbogen marmoriert.

„Zwei Rippen sind auch noch angeknackst. Aber insgesamt nichts Lebensbedrohliches.“

„Na ja, Herr Kollege. Sie haben Glück gehabt.“

„Ja, wenn Sie nicht gewesen wären.“

„Das ist schon richtig. Aber es ist dem Fall geschuldet ... Sie wissen schon.“

Winkelmoser nickte und schaute argwöhnisch zu Wahlberg, der sich inzwischen einen Stuhl geangelt hatte.

„Ich fühle mich ein wenig mitschuldig, weil ich in diesem Nebel des Schweigens weiter herumgestochert habe.“ Wahlberg zog ein bedauerndes Gesicht.

„Sie haben doch keine Schuld daran.“ Der Redakteur schaute ihn aufrichtig an.

Wahlberg kam sich unaufrichtig vor. „Aber wer hat dann Schuld an Ihrem Unglück?“

„Der Pfarrer, der mich reingeritten hat mit seinen Aussagen und Erzählungen, die kein Mensch brauchen kann. Nicht verwertbar, Herr Kollege, weil's sich nicht beweisen lässt.“

„Aber diejenigen, die Sie angegriffen haben, sehen das offensichtlich anders.“

„Mein Pech.“ Winkelmosers wehleidiger Blick richtete sich auf Wahlberg. „So ein Pech klebt mir immer an den Füßen.“

Wahlberg hatte Mitleid mit ihm. Sein Leben hatte ihm bisher nur wenig freundliche Episoden beschert.

„Was ist an Gschwandtners Erzählungen nicht verwertbar?“, erinnerte er ihn an seine eigene Einschätzung. „Die könnten doch Stoff geben für weitere Recherchen?“

„Ja mei. Sie sind ein Profi. Wir aus der Provinz ...“

„Nun stellen Sie Ihr Licht nicht so unter den Scheffel.“

Winkelmoser verzog geschmeichelt die Gesichtsmuskeln. Aber nur ansatzweise. Die Spannung der Gesichtshaut setzte ihm schnell Grenzen.

„Was hat der Pfarrer Ihnen erzählt?“ Wahlberg ging in die Offensive.

Winkelmoser richtete sein offenes Auge auf Wahlberg. „Ich hab wahnsinnig Schiss, dass die noch mal zulangen könnten.“

„Es waren also mehrere“, stellte Wahlberg fest.

Winkelmoser deutete ein Nicken an. „Ein Großer und ein Kleiner waren’s. Und ich bin mir sicher, dass die mich nicht nur einschüchtern wollten ...“

Wahlberg kniff erwartungsvoll die Augen zusammen.

„... die wollten meine Wohnung durchsuchen.“

Wahlbergs Augenpartie entspannte sich wieder. „Die haben angenommen, dass Sie vom Pfarrer irgendetwas erhalten haben.“

„Ganz genau.“

„Was wäre das gewesen? Haben Sie eine Ahnung davon?“

„Überhaupt nicht. Der Gschwandtner hat mir ein Zeug erzählt. Das wollte überhaupt nicht in meinen Kopf hinein.“

„Erzählt hatte er Ihnen also. Er hat Ihnen nichts gegeben?“

Als Winkelmoser ihn fragend ansah, entschied sich Wahlberg für die direkte Ansprache: „Der Pfarrer hortet einen oder zwei Filme, die wahrscheinlich den Generalvikar belasten.“

Winkelmoser sah wie erschlagen aus. Er rang nach Luft. „Das haben diese zwei bei mir vermutet? Dann steckt der Mutzke aber

tiefer in der Scheiße, als ich dachte. So was hat mir der Pfarrer nicht erzählt. Nur, dass ich den Mutzke stärker im Auge behalten soll.“

„Und was hat er Ihnen noch so erzählt?“

Winkelmoser starrte ihn mit seinem marmorierten Auge an. Fast reglos. Er holte tief Luft. „Also, Kollege. Eigentlich wollte ich nichts mehr erzählen. Ich habe einen unwahrscheinlichen Schiss.“

„Das sagten Sie schon.“ Wahlberg blieb kühl. „Aber besser wäre es jetzt.“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Heute Morgen habe ich mir viel durch den Kopf gehen lassen. Und wenn wir ihn packen, dann hat auch alles andere seine Ruh.“

Wahlberg nickte, griff in die Seitentasche seiner halblangen Shorts und zückte ein paar kleine Zettel und einen Bleistift. „Nur für alle Fälle“, beruhigte er Winkelmoser, „damit nichts verloren geht. Was also wollte Gschwandtner von Ihnen?“

„Ich muss ein bisserl ausholen, ein Blick in die Vergangenheit.“ Er sammelte seine Gedanken. „Als vor ein paar Jahr rauskam, dass in Gathling ein schwuler Pfarrer die Messe zelebriert, hab ich einen Artikel geschrieben, dass das nichts Verwerfliches sei. Erstaunt hat mich die Reaktion. Die Leut’ hat’s eigentlich nicht gekümmert, nicht interessiert, bis auf ein paar Hundertprozentige. Andere sagten, dass sei eh schon lang bekannt. Aber er hat sich bei mir bedankt. Ich hätt zu ihm gehalten.“ Mühevoll langte er nach seiner Schnabeltasse. „Er wollte sich bei dem Gespräch meiner ‚Integrität als Redakteur‘, wie er sagte, versichern.“

„Das bedeutet?“

„Er wollte mir etwas erzählen, das sozusagen erst nach seinem Tod bekannt g’macht werden darf.“

„Der Fall ist eingetreten. Das haben wir schon mal erörtert. Tot ist er jetzt.“

„Sie sind gut, Herr Kollege. Tot ist nicht gleich tot, wenn andere noch leben. Hier“, er deutete auf sich, „liegt der Beweis.“ Win-

kelmoser feuchtete wieder seine Kehle an. „A Bier wär mir lieber ...“ Er verzog den Mund.

Wahlberg grinste ihm aufmunternd zu.

„Kurz und gut: Er hat mir erzählt, dass er den Matthias Bruckner im November 1964 umgebracht hat.“

Wahlberg stierte ihn perplex an. „Er hat zugegeben ...? Mein Gott“, entfuhr es dem Journalisten.

„Hat er – und zwar in Einzelheiten ...“

„... die da wären?“ Wahlbergs Bleistift jagte über den Zettel.

„Ich war von den Socken. Ich wusste nicht, wohin mit mir. Ich hab mich gefragt, warum erzählt mir dieser Pfarrer eine solche Horrorgeschichte? Ich konnte es einfach nicht glauben.“

„Er hat zugestochen?“

„Kurz und bündig: Ja. Aber geplant war es nicht. Im Affekt.“ Winkelmoser sah Wahlberg nachdenklich an. „Da wär vorher schon viel auf ihn eingepresselt, hat er erzählt.“

„Was war der Auslöser? Er hätte Ihnen ja schon früher was mitteilen können.“

Winkelmoser schüttelte behutsam seinen bandagierten Kopf. „Ich weiß net.“

„Wahrscheinlich diese mehrfachen Verschleppungen in die Klinik“, mutmaßte Wahlberg, „und die Angst, dass er plötzlich allein dasteht ...“

„Das könnt's sein. Er war so weinerlich.“

„Ja, so hab ich ihn kennengelernt. Voller Selbstmitleid – aber auch durchtrieben.“ Wahlberg skizzierte kurz sein Treffen mit dem Verstorbenen.

„Früher war sein Auftritt souveräner“, bekundete Winkelmoser. „Vielleicht das Alter? Dass er dem Druck dieser bestimmten Kreise in der katholischen Kirche nicht mehr standhalten konnte. Er brauchte so was wie ein Ventil.“

„Und da hat er an Sie gedacht.“

„Ja, und ich hab jetzt den Salat, verflucht noch mal!“

„Hat er die Filme wirklich nicht erwähnt?“

Winkelmosers Gesicht überzog eine leichte Röte. Er zauderte, blickte Wahlberg von unten an. „Doch, doch. Ich hatt neulich nicht alles erzählt.“ Er versuchte ein entschuldigendes Grinsen, was ihm misslang. Sein Mund hing schräg in einer Ecke seines Gesichts. „Diese Filme verursachten bei ihm ständige Unruhe, ja Angst. Er erzählte mir, dass er immer häufiger Herzflattern hätt – der HERR würd ihn bald rufen. Gebeichtet wär schon.“

„Hat er seinen Beichtvater erwähnt?“

„Die Frage hatte ich auch schon parat. Aber der Gschwandtner hat mich gleich so ang’schaut, sodass ich nix mehr nachg’fragt hab. Er hat mich zum Schweigen verdonnert, ich sei schließlich ein guter Katholik.“ Er richtete sein offenes Auge auf Wahlberg. Empörung klang durch, als er sagte: „Ich musste bei Gott schwören.“ Winkelmoser trank wieder einen kleinen Schluck, um seine Kehle geschmeidig zu halten.

Wahlberg nickte verständnisvoll. „Wahrscheinlich war Anton Brenner sein Beichtvater.“

„Kann sein.“

„Aber machen Sie’s jetzt nicht zu spannend. Was war’s, was Sie erst nach seinem Tod erzählen durften?“

„Ja mei. Der Skandal um den Buben, dem Loisl, der sich in Gathling erhängt hat ... Es geht halt um die Zeit der mittsechziger Jahre. Der Gschwandtner war gleichzeitig eifersüchtig auf den Bruckner und abgestoßen von seinen pädophilen Neigungen. Er wusste, dass der Matthias Bruckner den Loisl missbraucht hatte – nicht nur einmal.“

„Wenn Anton Brenner sein Beichtvater war ...?“

Winkelmoser richtete sich auf, sein Einzelauge starr auf den Besucher gerichtet: „... dann hat der alles gewusst? Mein Gott noch mal.“

„Dem Hauptkommissar Perlinger ist der Rektor so ziemlich suspekt.“

Winkelmoser schaute vom Bett auf. Vorsichtig nickte er. „Der Pfarrer Gschwandtner hatte Druck.“

„Offensichtlich ziemlich hohen“, erwiderte Wahlberg. „Und bei Ihnen wollte er seine Seele erden.“

„Wie erden?“

„Ich meine, seine Seele entlasten.“

„Aha. War das norddeutsch?“

„Nein, fiel mir so ein. – Wie ging’s weiter mit Gschwandtner und Bruckner?“

„Beim Bruckner traf er den Walter Mutzke an, damals noch Aspirant. Sie hatten gerade eine Partie zu dritt vorbereitet.“

„Aha. Mit Ferdinand Messner, damals neunjährig.“

„Kenn ich nicht.“

„Ein Opfer, das heute von der Kirche Genugtuung verlangt.“

„Aha.“ Winkelmoser schien nicht mehr ganz bei der Sache zu sein.

„Was meinten Sie zuvor mit Mutzke? Der jetzige Generalvikar?“

Winkelmoser bestätigte.

Wahlberg fielen die Bemerkungen von Ferdinand Messner wieder ein. „Hat der Pfarrer diese ‚Partie‘ näher beschrieben?“

„Wie man’s nimmt. Eigentlich nicht richtig. Ich merkte, dass es ihm zuwider war.“ Der Redakteur schnaubte durch die Nase, was wie ein klammes Lachen klang. „Bei der Partie zu dritt ist der Gschwandtner offenbar ausgerastet. Er wollte ja den Bruckner besuchen, keine Sauereien, und erst recht nicht dem Mutzke begegnen. Diesen ‚Sauhund‘, so hat er ihn titulierte, den hätte er dann eigenhändig rausgeschmissen. Ja, und dann ist’s passiert. Das Messer wär plötzlich in seiner Hand gelegen. Dann hat er zug’stoch’n.“

Wahlberg schaute gespannt in Winkelmosers Gesicht, das von Anstrengung gezeichnet war. „Halten Sie durch“, ermunterte er ihn und reichte ihm die Schnabeltasse. Der Patient blieb ruhig liegen. Wahlberg befürchtete schon, dass er eingeschlafen sei, als Winkelmoser das linke Auge wieder öffnete.

„In den Hals, sagte der Pfarrer. Dann bekam er Panik und ist

mit Blut an den Händen abgehauen. Und was glauben S', wer an der Tür gestanden hat?“ Er ließ die Spannung ein wenig ansteigen und sagte dann: „Georg Amberger.“

„Somit steckte Gschwandtner in einer Zwickmühle. Aber was wollte Georg Amberger dort?“

„Da hat er nix dazu g'sagt. Vielleicht wollte der den Bruckner abstechen?“, spekulierte der Redakteur. „Und der Pfarrer ist ihm zuvorgekommen?“

„Wie ich aus dem Zeitungsarchiv erfahren habe, ist ja nichts an die große Glocke gehängt worden. Wer hat dann ‚aufgeräumt‘, wie man in bestimmten Kreisen sagt?“

„Das glauben Sie net“, antwortete Winkelmoser in triumphierenden Ton. „Gschwandtner sagte kurz und bündig: Mutzke.“

„Da hatten sie sich im Prinzip gegenseitig in der Hand“, konstatierte Wahlberg. „Sagen Sie mal, hat der Pfarrer einen Abbé erwähnt? Einen Franzosen ...?“

Winkelmoser schaute ihn mit großen Augen an, als hätte er nicht richtig verstanden. „Einen Franzosen?“

„Vielleicht eher ein Spitzname?“ Wahlberg berichtete kurz vom Gespräch mit Agnes Weigl.

„Ja mei, die Agnes. Lebt die immer noch?“

Wahlberg schaute ihn belustigt mit hochgezogenen Augenbrauen an, sagte aber nichts.

„Wenn es einen Vierten gegeben hat, dann müsste der doch auch in das Schweigegelübde eingebunden sein.“ Das Sprechen fiel Winkelmoser schwer. Er bekam glasige Augen.

„Ja, dieses Schweigen.“ Wahlberg schaute auf den Redakteur, der die Augen geschlossen hielt. „Der Mutzke muss damals in einer verfänglichen Situation abgelichtet worden sein. Sonst wären er und seine Leute nicht so dermaßen hinter den Filmen her.“

Wahlberg bekam keine Antwort mehr. Winkelmoser war eingeschlafen. Wahlberg schlich sich leise von dannen.

Der Parkplatz des Hospitals war in schneidend helles Sonnen-

licht getaucht. In bedrohlichem Kontrast dazu stand an der gegenüberliegenden Seite des Firmaments eine dunkelgraue, hoch aufgetürmte Wolkenwand, die rasch vorwärts wanderte. Als Wahlberg das Mietauto erreichte, klatschten die ersten dicken Tropfen auf das Autodach. Bevor er einsteigen konnte, verwandelte ihn der Starkregen in eine tiefende Vogelscheuche, an der die Kleider klebten. Er zuckte zusammen, als es unvermittelt über ihm krachte. Das Gewitter war angekommen. Trotz der vollgesogenen Kleidung blieb Wahlberg eine Weile nachdenklich im Auto sitzen, während die dicken Regentropfen auf das Autodach trommelten. Mutzke also war die treibende Kraft. Als Beweis reicht es nicht. Aber ob er den Pfarrer auch ermorden ließ? Er ließ das Fahrzeug an. Die Scheibenwischer räumten ihm die Sicht von den Bächen, die über das Dach auf das Frontfenster flossen, einigermaßen frei.

Ungewollt tasteten sich seine Gedanken wieder an Laura heran. Sehnsüchte. Er musste sie treffen. Er versuchte es über das Handy. Sie nahm nicht ab. Vielleicht ist sie in der Klinik? Vielleicht auch nicht, argwöhnte er. Sofort, ohne Kleiderwechsel, beschloss er einen Abstecher zu ihrem Häuschen. Der Gewitterregen hatte aufgehört. Die Sonne brach sich Bahn durch das dunkle Wolkenungetüm. Auf dem brüchigen, noch heißen Asphalt verdampften die Regenspuren. Er lief auf den kleinen, den Fluss begrenzenden Damm zu, erklomm ihn und schaute auf Höhe des Riedener Wegs direkt auf den dunkelblauen Golf mit Freisinger Kennzeichen. Dieses Nummernschild kannte er inzwischen zur Genüge. Er spürte einen Eisklumpen in seinem Magen.

Kapitel 45

Montag, 23. August 2010 – vormittags

Perlinger schnaufte, als er Wahlbergs Stimme am Telefon erkannte. „Wie schaut’s?“, fragte er freundlich.

Wahlberg ging nicht darauf ein, sondern fragte unvermittelt: „Haben Sie eigentlich mal Michael Amberger überprüft?“

Der Kommissar schnaufte wieder, jetzt etwas leiser, weil er nicht genau wusste, worauf der Journalist hinauswollte. Vorsichtig fragte er zurück: „Sie meinen den Sohn vom verstorbenen Georg Amberger?“

Wahlberg ärgerte sich über das „verstorben“. Das ging ihm gegen den Strich. Solange der Tod von Georg Amberger ominös blieb, solange sollte man nichts verharmlosen. Er knurrte ein „Ja“ in die Membrane.

Perlinger wollte sichergehen. „Was meinen Sie mit überprüft? So alibimäßig?“

„Es hätte ja sein können.“

„Wir haben bisher keinen Anlass gesehen, in dieser Richtung tätig zu werden“, erwiderte der Hauptkommissar in bestem Beamtendeutsch.

Wahlberg ließ nicht locker. Er verwies auf die Untersuchungen von Perlingers Kollegin Seehofer. „Der Tod des Pfarrers ist zwar soweit geklärt, habe ich aus Rosenheim vernommen. Das heißt, *wie* er zu Tode kam. Aber *wer* der Täter war oder *wer* eventuell den Tod begünstigt hat, ist noch nicht raus.“

„Und jetzt meinen Sie, der junge Amberger hatte seine Hand im Spiel?“ Der Hauptkommissar schwieg eine Weile. „Wie kommen Sie darauf?“, fragte er. „Gibt es einen besonderen Anlass, dass Sie mir so beiläufig Verdachtsmomente über eine Person auf-

tischen, die bisher in keinem Zusammenhang zu unseren Ermittlungen stand?“, fuhr er mit einem ironischen Unterton fort.

Wahlberg fühlte sich bloßgestellt. Er wand sich. Das tangierte seinen Stolz. Etwas lahm entgegnete er: „Ich habe heute Nacht davon geträumt.“

Perlingers röhrendes Lachen zerriss ihm fast das Trommelfell. „Das ist ja ein guter Witz. Ein Traum ...“

„Ganz so lächerlich ist das nicht. Es gibt auch noch andere Verdachtsmomente.“ Wahlberg sah vor seinem geistigen Auge, wie Perlinger immer noch grinste.

„Das müssen Sie mir näher erklären.“

„Es ist immer noch nicht bekannt, wie der Täter in das Pfarrhaus eindringen konnte“, versuchte er eine Erklärung. „Die Haustür von innen verriegelt. Keine Scheibe eingeschlagen. Aber das Dachfenster sei immer offen, sagte die Haushälterin.“

„Mhm.“ Perlingers Ton klang nachdenklich. „Ich hab mal ein paar Daten über ihn eingeholt. Reine Routine. Es gibt nichts Verdächtiges. Er ist, wie früher sein Vater, Lehrer an der *Karl-Meichelbeck-Realschule*. Schwerpunkt Englisch und Sport.“ Süffisanz klang es durch, als der Beamte fragte: „Sie verfolgen doch keine persönlichen Ziele, oder?“

Wahlberg wehrte heftig ab und fühlte sich durchschaut.

Perlinger hatte erfahren, dass Anton Brenner wieder im Lande sei. Als er zum Pallottinerhaus hochmarschierte, ging ihm Wahlbergs verstecktes Ansinnen nicht aus dem Kopf. Was trieb ihn zu seiner Fragestellung? War da was dahinter? Er grübelte und grub in seinen Gehirnzellen nach Anhaltspunkten. Er fand keine. Ein anderer Verdacht, der in ihm keimte, nahm dagegen schärfere Konturen an: Wahlberg will dem jungen Amberger eins auswischen. Das hatte er im Gespür. Aber warum?

Angenehme Kühle im Backsteingebäude empfing ihn. Er ging geradewegs auf das Büro von Lisa Olbrich zu. „Ist er jetzt da?“, flüsterte er in konspirativem Ton.

Sie bejahte mit lautloser Geste. Sie lächelten sich an wie eine verschworene Gemeinschaft.

Er klopfte deutlich und bestimmt an Brenners Bürotür und ohne abzuwarten ein. Ein „Herein“ erstarb auf des Rektors Lippen. Seine Augen schauten unwillig auf den eintretenden Hauptkommissar. Perlinger setzte sich unaufgefordert auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und fragte direkt: „Warum sind Sie damals eigentlich so schnell geflüchtet?“

Brenner schaute ihn groß an. „Wann und von wo aus bin ich geflüchtet?“

Perlinger blätterte in seinem kleinen Kalender. „Das war am Samstag, dem 7. August. Jetzt haben wir Montag ...“

„Ich weiß, dass wir Montag haben, und zwar den 23. August.“ Der Rektor klang genervt. „Woher wissen Sie, dass ich wieder hier bin?“

„Na, ich bitte Sie. Die Polizei weiß meist immer alles.“ Perlinger verkniff sich ein Grinsen. Im Inneren verabscheute er diese arrogante Haltung seines Gegenübers. „Gehen wir noch mal zurück, Herr Brenner. Warum hatten Sie es an dem besagten Samstag so eilig, dass Sie keine Zeit mehr für mich erübrigen konnten?“

Die dicken Brillengläser glänzten. Perlinger konnte Brenners Augen nicht genau erkennen. Dahinter lässt es sich gut verstecken, sagte er zu sich. Brenner antwortete nicht. Dem Polizisten schien es, als müsste sich der Rektor seine Worte zurechtlegen.

„Warum?“, drängelte der Beamte. „Ich wollte Sie im Mordfall Brockhövel befragen. Ihr eiliges Verschwinden kann gegen Sie ausgelegt werden. Immerhin haben Sie sich unseren Strafverfolgungsbehörden entzogen.“ Perlinger fuhr schweres Geschütz auf.

„Ich musste meine Reisevorbereitungen treffen.“ Angriffslustig blitzten die dicken Brillengläser. „Außerdem: Was werfen Sie mir vor? Den Mord etwa?“

Perlinger ignorierte seine Frage. „Mich interessiert, wo Sie am 2. August waren.“

„Was soll diese Frage? Wollen Sie mir den Mord wirklich anhängen?“ Brenner schien die Fassung zu verlieren.

„Aber im Gegenteil. Ich will Sie aus dem Kreis der Verdächtigen eliminieren.“ Perlinger grinste ihn an.

„Der 2. August ... was war das für ein Tag ...“ Brenner blätterte in seinem Tischkalender.

„... auch ein Montag, wenn's hilft.“

„Ha, ich war hier im Büro“, rief er triumphierend aus. „Frau Olbrich kann's bezeugen. Wir bereiteten die Abrechnung für das verflossene halbe Jahr vor.“

„Dann sind Sie ja aus dem Schneider.“ Perlinger genoss dieses kleine Scharmützel. „Aber das war nicht das Hauptthema, weswegen ich Sie befragen wollte.“ Der Kommissar stierte ausdruckslos in Brenners Gesicht, das langsam rot anlief. „Mich interessiert Ihre Rolle im *MOKK*-Verein. Dem gehörte – wie Sie ja selber wissen – auch Brockhövel an.“

„Ich gehöre aber nicht dem Vorstand an.“

„Aber Sie waren involviert. Das weiß ich aus verschiedenen Quellen. Außerdem standen Sie in intensivem Kontakt zu Georg Amberger.“

„Was hat Georg Amberger damit zu tun? Sein Tod war für uns ein tragischer Verlust.“

„Soviel ich weiß, hatte er den Verein gegründet, um Kinder zu schützen. Und zwar solche, die von Mitgliedern der katholischen Kirche missbraucht worden sind.“ Perlinger kochte innerlich bei dem Gedanken. Ihm fiel Ferdinand Messner ein. Er wischte sich über die nasse Stirn. Der plötzlich auftretende Schweißfluss ärgerte ihn. Der Seele des Menschen lässt sich nicht so ohne Weiteres entfliehen. Erziehung, verdammte ...

Auf Brenners Gesicht flammte kurz ein maliziöses Lächeln auf, kaum sichtbar, schon wieder verschwunden.

„Wohin ging Ihre Reise?“

Zorn und Arroganz durchdrangen Brenners Stimme. „Ich habe Ihnen ein Alibi geliefert. – Schon vergessen?“

„Das ist unstrittig. Zumindest erst einmal. Aber im Rahmen der Ermittlungen will ich, dass Sie mir Auskunft über ihr Reiseziel geben.“ Perlinger versuchte den Rektor, mit Blicken festzunageln. Sie prallten an den Brillengläsern ab.

„Ich musste nach in Irland. Genauer nach Shankill, etwa 15 Kilometer südlich von Dublin. Dort ist die *St. Anne's Parish* angesiedelt. Eine Gemeinde der Pallottiner.“

Perlinger hakte nach: „Waren Sie in Begleitung?“

„In den letzten Jahren bin ich häufiger mit Georg Amberger nach Irland gefahren. Ab und zu begleitete uns auch seine Frau. Sie stammte aus Irland.“

„Stammte?“

„Ja, stammte“, klang es unverhohlen ärgerlich. „Sie ist vor ein paar Wochen verstorben.“

Perlinger hob die Augenbrauen an. „Aha.“ Hatte nicht Wahlberg davon gesprochen? Aus der Innentasche holte er ein kleines, schwarzes Oktavheft hervor und schrieb eifrig hinein. Er fragte beiläufig: „Das waren doch bestimmt keine Urlaubsreisen. Ich mein, mit dem Amberger, oder?“

Offensichtlich hatte Brenner seinen inneren Widerstand aufgegeben. „Als Georg den Verein gründete, geschah das aufgrund seiner eigenen Vergangenheit und der seiner Frau.“

„Versteh ich jetzt nicht.“

„Er wollte den Missbrauch aufklären und Kinder schützen.“

„Das wollte Brockhövel auch. – Und jetzt ist er tot.“

„Georg Ambergers Motive waren klar und deutlich. Er hatte in Irland Kontakte zu einschlägigen Institutionen aufgenommen. Daraufhin hatte er hier den *MOKK*-Verein gegründet.“

„Versteh ich immer noch nicht. Was war Ihre Rolle dabei?“

Brenner reagiert aufgebracht. „Keine besondere. Wie ich schon sagte. Ich habe ebenfalls Kontakte nach Irland.“

„Diese Kinderschänder sind inzwischen weltweit miteinander vernetzt. Aus Ambergers Unterlagen geht hervor, dass in Irland ein zentraler Server stand, der ganz Europa mit diesen schmutzi-

gen Kinderbildern versorgte.“

Brenner atmete tief durch.

„Der soll inzwischen stillgelegt worden sein. Aber das ist wie mit der Hydra ...“

Brenner schwieg.

„Herrgott noch mal. Wollen Sie mich mit Ihrem Schweigen kirre machen?“ Perlinger steigerte seine Lautstärke. „Antworten Sie bitte! Gibt es Verbindungen nach Freising? Zum *MOKK*-Ver- ein?“ Er blieb hartnäckig.

Brenner schien eine Antwort schwerzufallen. „Soweit ich weiß, ist dort nichts bekannt.“

„Könnte es sein, dass deshalb nichts bekannt ist, weil Brockhö- vels Tod das verhinderte?“

Der Rektor wand sich wie ein Wurm an der Angel. Er versuch- te mit einigen abwehrenden Handbewegungen den Verdacht zu zerstreuen. „Der Verein ist sauber“, untermauerte er.

„Wir glauben, die Morde in Freising und Gathling stehen in Verbindung miteinander.“ Perlinger robbte sich weiter an Bren- ner heran.

„Mehrere Morde? Ich dachte, nur unser Priester Brockhövel sei einem Mord zum Opfer gefallen?“

„Beim Pfarrer Gschwandtner wissen wir’s noch nicht so genau. Die Untersuchungen dauern noch an.“ Das Gesicht seines Gegen- übers überzog sich mit einer leichten Blässe, was Perlinger er- staunte.

„Aber jetzt, Herr Brenner“, griff der Hauptkommissar seine Frage wieder auf, „erzählen Sie mir, mit wem Sie diesmal in Be- gleitung waren?“

Brenners Gesicht verschloss sich wie eine Auster.

Perlinger schob nach: „Ich weiß, dass Sie nicht alleine waren. Außerdem lässt es sich nachprüfen.“

Brenner zögerte lange. Dann sagte er: „Michael Amberger war mit mir in Irland.“

„Aha“, stieß Perlinger hervor. Er konnte seinen Triumph nicht

ganz verhehlen. „In der gleichen Mission wie sein Vater?“

Brenner ereiferte sich, weil er glaubte, wieder Oberwasser zu verspüren. „Er war ebenso unnachgiebig wie sein Vater. ... Er weiß gut mit dem Internet umzugehen.“

„Und er war die ganze Zeit mit Ihnen?“

Brenner zögerte wieder, aber nicht lange. „Nein, nur eine Woche. Er wollte noch zum Grab seiner Mutter ins County Donegal. Mitte August wollte er wieder zurück sein.“

Der Beamte trug die Daten in sein Heftchen ein. Während er schrieb, klopfte es leise an der Bürotür. Ein dunkler, lockiger Schopf spähte kurz durch die Tür. Perlinger entging nicht das heftige Gebaren des Rektors, der den Besucher mit den Händen hinauszuwedeln trachtete. Er konnte es aus den Augenwinkeln beobachten.

Perlinger war der Ansicht, dass er vorerst genug erfahren hatte. Brenner atmete sichtbar auf.

„Aber eins muss ich noch wissen. Mit was war Brockhövel befasst?“

Brenner zeigte sich erstaunt. „Woher soll ich das wissen? Ich bin nicht der Hüter ...“

„Es ist ein ziemliches Durcheinander in Brockhövels Wohnung gewesen. Da hat jemand etwas gesucht.“

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Kommissar. Was habe ich damit zu tun?“ Brenner richtete die dicken Brillengläser auf sein Gegenüber. „Und was sollte da gesucht und gefunden werden?“

„Zum Beispiel ein oder zwei Filme?“ Perlinger brachte Wahlbergs Theorie in das Gespräch ein.

Brenners Gesicht spiegelte keine Regung wider.

„Brockhövel hat etwas herausgefunden“, fuhr Perlinger fort. „Zum Beispiel Verbindungen im Internet bezüglich der Kinderpornografien.“ Er fügte drastisch hinzu: „Etwas, das die Sauerberkeit der Kirche tangiert.“

Brenner zuckte abwehrend die Schultern.

„Sie müssen doch wissen, was der Priester Verein gemacht hat?“

„Das weiß ich nicht. Ich vermute, er hat die Internetseiten kontrolliert“, antwortete der Rektor zögernd. „Darin war er gut.“

„Na, sieh an. Das könnte das Hauptmotiv für den Mord sein.“ Perlinger studierte Brenners maskenhaftes Gesicht. „Ich vermute, er hat etwas entdeckt, das Irland und Bayern – ich mein Freising – zusammenbrachte. Was glauben Sie?“

Brenner schwieg und starrte auf einen ominösen Punkt an der Wand.

„Wie weit war der Pfarrer in diese Dinge verwickelt?“

„Pfarrer Gschwandtner?“

„Genau der. Als ich Sie damals sprechen wollte, bekam ich einige Gesprächsfetzen mit. Offensichtlich spielten auch Sie eine Rolle bei der Verlegung des Pfarrers in die Psycho-Klinik in Wasserburg.“

Perlinger sah, wie Brenner überlegte. „Ich warne Sie. Leugnen Sie es nicht.“

„Sie haben recht.“ Der Rektor wirkte zerknirscht. „Ich hatte die Situation völlig falsch eingeschätzt. Ich hielt ihn erst noch für ein Opfer.“

„Interessant. Später nicht mehr?“

„Ich weiß es nicht.“ Brenner zuckte mit den Schultern.

Fürs Erste wollte es Perlinger genug sein lassen. Bevor er den Raum verließ, stellte er noch eine letzte Frage. „Sie sind doch schon länger dabei“, formulierte er vorsichtig.

Der Rektor bewegte unmerklich bejahend den Kopf.

„Ist Ihnen aus früheren Tagen ein Abbé bekannt?“ Perlinger fixierte ihn mit hartem Blick. „Könnte ein Spitzname sein.“

Anton Brenners Miene gefror zu Eis.

„Oder ein Franzose“, unterbrach der Hauptkommissar mit betont lockerer Miene Brenners Schweigen.

Perlinger huschte noch schnell bei Lisa Olbrich vorbei. Sie grientete ihn an, als er eintrat. „Hat alles geklappt?“

Er bewegte seinen massigen Oberkörper hin und her. „Wie

man's nimmt ... Und? klappt es morgen Abend?“

Sie nickte. Er hob die Hand, als er aus der Tür ging. Plötzlich hielt Perlinger seine Schritte an, kehrte um. Er steckte noch mal seinen Kopf durch den Türspalt.

„Sagen Sie mal, Lisa, wie läuft das hier eigentlich mit der Halbjahresabrechnung? Ich mein, so zeitlich?“

Sie schaute ihn verwundert an. „Warum interessiert Sie unsere Abrechnung?“

„Man muss allen Spuren nachgehen.“

„Ja, mein Gott. Der Rektor gibt mir alle Unterlagen, dann gehen wir die durch, dann fange ich mit der Aufstellung an und rechne ab. Also, da ist nichts Kriminelles dran“, ergänzte sie mit einem gewinnenden Lächeln.

„Und der Rektor sitzt nicht den ganzen Vormittag bei Ihnen am Computer?“

„Das könnt ich nicht ertragen. Der ist meist nur am Anfang dabei.“

„Aha.“ Zufriedenheit klang durch. „Wie alt ist eigentlich der Rektor?“

„Er ist gerade achtundsechzig geworden. Ende nächsten Jahres geht er wahrscheinlich in den Ruhestand.“

Die Zufriedenheit hielt an. Ein bisher unbekanntes, tolles Gefühl durchflutete ihn, als er das Gebäude verließ. War es das Gesprächsergebnis oder seine Herzensangelegenheit? Eigentlich war es ihm auch egal. Er fühlte sich in beiden Dingen bestätigt.

Kapitel 46

Montag, 23. August 2010 – nachmittags

Wahlberg überdachte seine derzeitige Rolle, seine Sicht der Dinge im Allgemeinen, auf Laura und insbesondere auf den jungen Amberger. Er hatte sich wieder auf eine Bank am Innufer gesetzt. Diesmal wählte er den schattigen Platz in der Nähe des alten Fährkahns. Er wollte Klarheit. Klarheit darüber, ob derjenige, den er verdächtigte, deshalb als Verdächtiger infrage kam, weil dieser seine privaten Kreise störte oder weil sich inzwischen Indizien ergeben hatten. Dem Dunkelgelockten konnte er seine Wirkung auf Frauen nicht absprechen. Andererseits brachte dieser als Täter alle Voraussetzungen mit. Er war behände und sportlich. Das hatte Wahlberg schon damals, als er hinter ihm herlief, festgestellt. Und Róisín Kennedy – Gott hab sie selig – war seine Zeugin. Ihr Sohn Michael war schon einmal über das Dachfenster ins Pfarrhaus eingestiegen. Aber er musste zugeben, in ihm kochte die Eifersucht hoch – und verletzter männlicher Stolz nagte an ihm.

Das Handy vibrierte in seiner Hemdbrust. Er hatte den nostalgischen Klingelton durch ein lautloses Signal ersetzt.

„Hallo, Herr Wahlberg.“

Diese weibliche Stimme kam ihm bekannt vor. Ein melodioser Alt. Er überlegte.

„Hallo! Hat's Ihnen die Sprache verschlagen? Sie kennen mich nicht mehr?“ Anzüglicher Spott schwang in der Stimme mit. „Na, das ist doch enttäuschend. Habe ich so wenig Eindruck auf Sie gemacht?“ Wahlberg dachte völlig irritiert nach. Dann glaubte er zu wissen, wer da sprach.

„Ich helfe Ihnen“, munterte sie ihn auf. „Denken Sie an unsere interessante Bahnfahrt nach Köln.“

„Susann Hespers“, platzte er heraus. „Stimmt’s?“

Er vernahm ein erfreutes, volltöniges Lachen. „Ich fühle mich geschmeichelt. Ich befürchtete schon, Sie würden es gar nicht mehr gebacken bekommen.“

„Es ist immerhin fast ein Dreivierteljahr her, dass wir uns gesehen haben. Letztes Mal in Mainz im November, bei der Beerdigung von unserem Kollegen Paul Steinert.“

„Genau. Der arme Paul. – Und wie läuft’s so in Bayern?“

„Woher wissen Sie, dass ich in Bayern bin?“

„Nun, das geht aus den Unterlagen hervor.“ Ihre Stimme nahm einen geschäftsmäßigen Ton an.

Wahlberg kräuselte die Stirn, fragte dann befremdet: „Welche Unterlagen?“ Er hörte wieder ein Lachen.

„Gut. Gehen wir die Sache kollegial an. Erschrecken Sie nicht gleich.“ Sie ließ einige Sekunden verstreichen. „Ich bin bei der WOCHENZEITUNG in die Chefredaktion eingestiegen.“

Wahlberg wusste zuerst nicht, ob er sich verhöhrt hatte. „Was sind Sie?“

„Ich habe die Chefredaktion übernommen.“ Selbstbewusst klang das aus dem Hörer.

„Ach.“ Die Nachricht saß wie ein Uppercut. Wahlberg erhob sich von der Bank. Er musste sich bewegen. Es gibt Dinge, sagte er sich, die sind so was von abstrus, dass sie schon wieder wahr sind. Vorsichtig fragte er: „Was ist mit Liz Tappert?“

„Sie hatte Mitte des Monats die Brocken hingeschmissen. Nicht ganz überraschend, wie ich hörte. Die WOZ suchte schnell Ersatz, die Herausgeber hatten bei meinem Vater angefragt.“

Sein erneutes „Ach“ klang eher wie ein Würgen. Verdammt, immer dieses Vitamin B. Horst Hansen hat offensichtlich überall seine Finger drin. Jetzt platziert er seine Tochter an maßgeblicher Stelle. Ätzend wie saures Magenwasser stiegen Ressentiments in ihm hoch. Er riss sich zusammen. Susann war ein anderer Typ als

Liz. Allein figürlich mit ihren zierlichen Einszweiundsechzig das Gegenteil. Wahrscheinlich lief es mit ihr leichter.

„Mein Vertrag beginnt ab dem 1. August, also in ein paar Tagen. Es wäre schön, wenn Sie bald in Berlin vorbeischauchen könnten“, schmeichelte sie, „für einen Projektaufritt aus erster Hand?“

„Na, das klingt schon anders“, murmelte er vor sich hin, „als dieser verdammte Befehlston, mit dem ich bisher nach Berlin beordert wurde.“

„Sagten Sie was? Das war so undeutlich.“

„Nee, war nur so in Kladder gesprochen.“ Mit belegter Stimme fügte er an: „Ihrem Wunsch will ich gerne nachkommen. Insbesondere organisatorisch und finanziell gibt es einiges zu klären.“ Er wollte nicht auf seine Ansprüche verzichten. „Wir bewegen uns auf der Zielgeraden, schätze ich. Ein paar Tage noch, dann haben wir den Fall erledigt.“

„Wir? Uns?“

Wahlberg erklärte kurz den bisherigen Sachstand und beschrieb seine ‚Kooperationspartner‘ bei der Polizei und den Redakteur Hubert Winkelmoser.

„Dann auf gute Zusammenarbeit“, verabschiedete sie sich, während Wahlberg ihr versicherte, dass ihr die Überraschung gelungen sei.

Er glaubte, das aufregende Parfüm, das Susann Hespers damals aufgetragen hatte, wieder in der Nase zu verspüren. Es kitzelte. War er eigentlich anfällig für jeden Rock? Julia hatte Thomas Balzer, den in Mainz getöteten Bundestagsabgeordneten, mit ähnlichen Worten bedacht.

Wahlberg rief seinen ‚Kooperationspartner‘ Perlinger an.

„Sie könnten recht haben“, gab er Wahlberg zur Antwort. „Vielleicht ist an Michael Amberger tatsächlich etwas dran – oder sogar faul.“ Der Hauptkommissar referierte sein Gespräch mit dem Pallottiner-Rektor. „Obwohl er früher aus Irland abreiste, ist damit nichts bewiesen. Einen Verdacht schließe ich nicht mehr

aus. Aber der steht noch auf wackligen Füßen. Meine Vermutungen verlaufen eher in Richtung weicher Ton als harter Granit.“

„Wie meinen Sie das? Weicher Ton, harter Granit?“

„Das bezieht sich auf die Substanz meiner Vermutungen oder meines Verdachts.“ Er lachte zufrieden, so als wäre er am Ziel angelangt.

„Ich versuche an Amberger dranzubleiben“, offerierte Wahlberg seinen Plan. „Ich gehe davon aus, dass er nicht aufgibt, sondern weitersucht. Es könnte sein, dass er uns auf die Fährte der zwei Filme bringt. Aber es gibt noch weitere Quellen, die uns Aufklärung bringen könnten. Die will ich mir noch erschließen.“ Wenn er an Amberger dranbleiben wollte, das war ihm klar, musste er auch Laura einbeziehen. Er verspürte einen Stich im Herzen. Verdammte Eifersucht.

Wahlberg dachte über die nächsten Schritte nach. Könnte ihm Resi Hauber, die nach dem Tod von Pfarrer Gschwandtner ganz bei ihrer verwitweten Schwester eingezogen war, etwas Neues erzählen? Wo hortet Gschwandtner die Filme, sozusagen über seinen Tod hinaus? Die auf den Filmen inkriminierte Person konnte vor einer Entdeckung nie sicher sein. Wenn diese Produktionen plötzlich aus dem Wust des Nachlasses auftauchen würden? Wer hätte die Kontrolle? Er musste zusehen, dass die sensationsgeile Konkurrenz außen vor gehalten würde.

Wahlberg überlegte. Der Pfarrer war schlau und pfiffig, das hatte er erlebt. Nicht auf den Kopf gefallen. Er konnte nur fündig werden, wenn er mehr über Gschwandtners Gewohnheiten erführe. Sowohl von früheren als auch von späteren. Er zückte sein Handy und tippte eine Reihe von Zahlen ein.

„Grüß Gott. Was gibt's?“ Laut ertönte die forsche Stimme von Hedwig Anders aus dem Mikrolautsprecher.

Höflich verlangte Wahlberg nach Resi Hauber.

„Ja, Momenterl mal“, kam es kurz und knapp zurück. Worte schwollen heftig an, wurden leiser, dann Schweigen. Wahlberg

ahnte, um was es ging. Hedwig Anders meldete sich mit einem Räuspern zurück. „Sie will nicht“, teilte sie ihm mit. „Ich mein, sie hat Angst“, flüsterte sie, als würde sie belauscht. „Der Tod vom Gschwandtner war halt a Schock für sie.“

„Muss ich akzeptieren. Ich schau vielleicht in den nächsten Tagen mal vorbei, wenn ich wieder in Freising bin.“

Wer kennt die Gewohnheiten von Pfarrer Gschwandtner am besten? Diejenige, die ihn am längsten kannte: Agnes Weigl.

Die Greisin saß eingefallen und etwas verrutscht im Rollstuhl. Sie hatte das Anklopfen nicht gehört. Wahlberg stand unsicher im Türrahmen und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Er wollte den Schlaf der gebrechlichen Frau nicht stören. Als er sich auf dem Absatz umdrehte, die äußere Türklinke in der Hand, hörte er ein krächzendes „Jetzt bleiben S’ do.“

„Habe ich Sie geweckt? Das war nicht meine Absicht.“

„Ja mei. Dös macht nix. Unser Rhythmus im Altenheim ist halt alleweil ‚essen – schlafen‘. Kommen S’ bitte her und ziehen S’ mich wieder hoch – wie neulich.“ Agnes Weigl hantierte in ihrer Jackentasche, schob etwas in den Mund und lächelte ihn mit blanken Zähnen an. „Ich mein immer, im Schlaf würd ich meine Dritten verschlucken“, erklärte sie. Ihr Lachen wurde breit, als hätte sie einen Witz erzählt.

Wahlberg zog sie behutsam nach oben. Sie saß gerade und aufrecht in ihrem Gefährt.

„Sie wollen bestimmt etwas von mir wissen, oder?“

Wahlberg fühlte ein schlechtes Gewissen in sich aufsteigen. Er hatte ihr einen Besuch versprochen. Rausreden wollte er sich nicht. Er begnügte sich mit einem einfachen „Ja“.

Sie schaute ihn mit ihren hellblauen Augen forschend an, sagte dann: „Jetzt setzen Sie sich erst mal da hin.“ Sie zeigte auf einen Stuhl hinter der Tür. Den rückte er an sie heran.

„Sie haben’s bisher nicht rausgefunden, wer den Pfarrer auf dem G’wissen hat?“

„Es ist so kompliziert. Sie müssten es eigentlich wissen. Die Vorgeschichte reicht weit zurück. Bis in die Anfänge, als die Gemeinde diese beiden Vikare eingestellt hatte.“

Agnes Weigl nickte zustimmend. „Ja, ja. Der Gschwandtner und der Bruckner. Die sich beide als schwere Prüfung für den alten Pfarrer Riedinger herausgestellt haben.“

„Können Sie sich noch an die Filmerei erinnern?“

„Ja, ja. Dös haben S' mich schon beim letzten Mal gefragt. Diese Sauereien, die der Bruckner aufgenommen hat. Jetzt wissen's mir genauer. Damals hab'n wir's nur gehänt.“

„Hat der Gschwandtner gefilmt?“

„Auf keinen Fall. Der Bruckner hat da keinen drang'lassen. Das Filmen war sein ein und alles.“

„Dann müsste der Bruckner eigentlich diese Filme gehabt haben.“

„Von diesen Filmen weiß ich gar nix, also wo die abgeblieben sind.“

„Wir vermuten schon, dass der Pfarrer Gschwandtner sie in Gewahrsam hatte.“

Die Greisin sah ihn mit ihren hellblauen, etwas wässrigen Augen an. „Wie kommen S' da drauf?“

Wahlberg antwortete geradeheraus. „Mehr als eine Vermutung.“ Er erzählte ihr vom Gespräch mit Winkelmoser.

„Ja mei. Den kenn ich schon als kleinen Bub ... Und der Pfarrer Gschwandtner hat den Bruckner, den Sauhund, umbracht. I könnt's net glauben, wenn i des jetzt net g'hört hätt.“

„Es ist die Wahrheit. Höchstwahrscheinlich hat er die Filme seinem früheren Gspusi abgeknöpft und ist damit getürmt. Eine gegenseitige Erpressung ist nicht auszuschließen. Wahrscheinlich durch den, der darauf zu erkennen ist. Deshalb hat Gschwandtner die Filme versteckt.“

„Dös könnt hinhauen.“

„Genau. Also, ist mein Fazit, er muss sie vor seinem Tod neu versteckt haben. Aber wo?“

„Aha, jetzt hab ich's. Der hat die Filme so versteckt, dass sie jetzt verschwunden sind.“

„Und wenn sie jetzt jemand findet?“

„Ja mei. Dann geht der Teifi los.“

„Der was?“, fragte Wahlberg irritiert.

„Der Teufel“, erklärte sie ihm.

„Wo also wäre ein sicheres Versteck?“ Hoffnung begleitete Wahlbergs Stimme, als er Agnes Weigl ansah. „Was waren seine liebsten oder auch schlechten Gewohnheiten?“

„Ha“, rief sie ihm mit krähender Greisenstimme zu, „schlechte Gewohnheiten gibt's mehr als gute.“ Sie kicherte laut vor sich hin.

„Hatte Gschwandtner außerhalb der Kirche und dem Pfarrhaus noch andere, ich meine besondere Orte, wo er sich aufhielt?“

„Der hat immer außerhalb der Kirch' seine Ruh g'sucht. Er ist viel spazieren ganga. Und auf dem Heimweg, so hat er's mir mal erzählt, hat er Zwiesprache mit Gott gehalten.“

Wahlberg grinste sie an. „So in der freien Natur? Wie bei einer Naturreligion?“

Die alte Frau schüttelte energisch den Kopf. „Naturreligion? Davon versteh ich nix. Ich glaub, der Gschwandtner auch nix ... Aber“, sie erhob ihre Greisenstimme, „diese Zwiegespräche hat er häufig in der kleinen Kapelle außerhalb vom Dorf g'halten.“ Agnes Weigl gestikuliert und gab mit ihrem Finger die Richtung an. „Da beim kleinen See, die Hügel hinauf.“

Eine kleine Kapelle? Wahlberg verspürte zunehmende Unruhe in sich aufsteigen. Er verabschiedete sich hastig, fragte aber noch: „Ist Ihnen noch was zu dem Abbé eingefallen?“

Als sie ihn etwas verwirrt ansah, legte er noch nach: „Eventuell ein Franzose, damals?“

„Der Abe? Ein Franzose?“ Agnes Weigl durchpflügte ihre Gedanken. In ihrem Gesicht nahmen die Falten zu. Sie beugte sich vor und drückte ihren dünnen Zeigefinger auf Wahlbergs Unterarm. „Ein Franzos' war nie dabei. Derjenige war von da her. Der

is' immer noch in Amt und Würden.“

Wahlberg richtete sich verwirrt auf. Waren sie die ganze Zeit auf der falschen Spur gewesen?

„Jetzt schau'n S' aber nachdenklich.“ Agnes Weigl grinste, als sie sagte: „Hat bei Ihnen was g'schnackelt?“

„Ja. Der vierte Mann.“ Er grinste zurück. „Es hat noch nicht ganz ‚g'schnackelt‘ bei mir, oder wie wir in Norddeutschland sagen: Ich hab's noch nicht ganz begriffen.“

Als Wahlberg rausging verschwand sein Grinsen schnell. „Verdammt“, sagte er laut vor sich hin. „Kein Franzose. Wer ist dieser Unbekannte Abe?“

Kapitel 47

Dienstag, 24. August 2010 – vormittags

Unten in der Senke spiegelte sich die frühe Morgensonne auf dem kleinen Gathlinger See. Blitzblank schimmerte er durch die Bäume. Wie poliertes Zinkblech, dachte Wahlberg. Er suchte die Kontemplation.

Die Nacht hatte er unruhig, wieder einmal von heftigen Träumen gepeinigt, verbracht. Das lag nicht nur an der warmen Nacht. Susann Hespers trug das Gesicht von Laura. Laura beschrieb ihr Leben, als hätte Julia dafür Pate gestanden.

Die Unruhe wurde von der abstrusen Vorstellung forciert, er käme zu spät zur Kapelle. Jemand könnte sie vor ihm betreten. Er hatte frühzeitig sein Hotel verlassen, war ohne Frühstück losgefahren. Jetzt saß er auf dieser kleinen, vom Alter und den Naturkräften verwitterten Holzbank, neben der an den Rand der Senke hingeduckten weißverputzten Kapelle.

Wahlberg blickte über das taufrische Gras und durch die Bäume auf das stehende Gewässer. Er holte tief Luft, um die Frische des frühen Morgens einzusatmen. Eine Weile nahm er die stille Atmosphäre in sich auf. Die Ruhe entspannte ihn. Wahlberg konnte Gschwandtners Bedürfnis nach einem Naturrefugium nachvollziehen. Östlich an der Kapellenseite standen Bäume, die hoch über das kleine Gemäuer wuchsen. Die Bäume warfen lange Schatten über das niedrige Kapellendach.

Wahlberg erhob sich vorsichtig von der brüchigen Bank. Er hatte Energien gesammelt. Behutsam schritt er zum Eingang der Kapelle, schaute auf die krumme Traufe, die das herabgezogene Dach begrenzte. Sie war über und über vermoost. Aus ihr wuchsen schon kleine Pflanzen. Die schieferfarbenen Dachziegel brö-

ckelten an den Kanten. Einige waren verrutscht. Am zinnoberrot abgesetzten Eingangsportal steckte ein verdorrter Feldblumenstrauß in einer tönernen Wandvase. Es scheint schon lange her zu sein, dass jemand hier war. Zumindest jemand, der sich hierum kümmern wollte. Andere Besucher waren ja nicht ausgeschlossen.

Wahlberg zog den Kopf etwas ein und trat in die feuchte Kühle des halbdunklen Innenraums. Er schätzte den quadratischen Raum mit der tief gezogenen Gewölbedecke auf dreißig Quadratmeter. An jeder Seite reihten sich vier Bänke auf. Auf den ersten beim Eingang stapelten sich unsortiert, aber griffbereit, Gebet- und Gesangbücher. Das *Ewige Licht* war erloschen. Die mächtigen, grob geschnitzten Krippenfiguren standen durcheinander. Als hätten sie die Orientierung verloren. Sie wurden durch das magere Licht, das von außen durch ein kleines Seitenfenster eindrang, spärlich beleuchtet. Dem Eingang gegenüber lag eine halbrunde Apsis. Dort war ein kleiner Altar eingerichtet, dem Licht des Seitenfensters entrückt. Ein diffuses Licht umgab ihn.

In einem Seitenregal standen weitere Gebet- und Gesangbücher aufgereiht. Im Gegensatz zur übrigen Kapelle hatte hier jemand Ordnung geschaffen. Wahlberg entnahm einem offenen Wand-schränkchen mit der Aufschrift *Der Herr ist Dein ewiges Licht* eine Kerze, die er in den roten Glasbehälter hineinschob und anzündete. Er setzte sich in die letzte Bankreihe, hinterste Ecke. Von dort war er von ersten Blicken verschont, falls Suchende erscheinen sollten. Solche, die das gleiche Ziel hatten wie er. Er wartete gespannt.

Konzentriert wanderten seine Augen rund herum und suchten nach dem Versteck. So saß er eine gute Stunde auf der harten schmalen Bank. Er durchforstete mit seinen Blicken jeden Winkel in diesem spärlich eingerichteten Raum. Es gab keine Ecke, wo sich etwas verbergen ließ. Resigniert erhob er sich und schritt wieder bis zum Altar vor. Dann kniff er die Augen zusammen, seine Mundwinkel kräuselten sich zu einem kleinen Lächeln. Beinahe hätte er sich auch noch mit der Hand vor die Stirn ge-

klatscht. Na klar. Das Offensichtliche ist immer die beste Lösung. Dieser Schlaufuchs von Pfarrer. Jetzt wusste Wahlberg, wo das Gesuchte versteckt war.

Der Generalvikar lief kurzatmig, wie mit angezogener Handbremse, in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Das Gesicht dunkelrot, fast purpurfarben. Bluthochdruck, würde ein Arzt konstatieren. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Wiederholt betupfte er sie mit einem weißen Stofftaschentuch. Mutzke war tief beunruhigt, nachdem ihm der Klinikchef in einem Telefonat eröffnet hatte, dass er nicht bereit sei, die lukrativen Seiten im World Wide Web stillzulegen. Es bestünde überhaupt keine Gefahr, hatte er versucht zu beschwichtigen. Der alte Filmausschnitt wäre kein Beweis.

„Das weiß ich“, hatte ihm Mutzke geantwortet. „Was ist aber, wenn die Originale gefunden werden? Es bleibt die ständige Gefahr einer permanenten Erpressung. Mein moralisches Image ist gefährdet, das brauch ich nicht extra zu betonen.“

Der Klinikchef war überhaupt nicht betroffen gewesen, überlegte Mutzke. Diese Websites wären über ein vielfältiges System an Servern nahezu sicher, hatte Schaffer ihm immer wieder versichert. Jedoch hatte Schaffer Mutzke verschwiegen, dass der talentierte Julian Brockhövel verräterische Spuren identifiziert hatte, wie ihm vertraulich mitgeteilt worden war. Aber Brockhövel sei jetzt keine Gefahr mehr, hatte man ihm versichert.

Mutzke verspürte immer häufiger Unbehagen. Schaffer war ein unsicherer Kantonist. Wie weit konnte er ihm noch trauen? Und was war mit Anton Brenner? Seit dem Besuch beim Bischof traute er auch ihm nicht mehr über den Weg.

Ein kurzes Klopfen an der Arbeitszimmertür schreckte ihn auf und ließ seinen Gedankenfluss abrupt stoppen. Der Kleine steckte seinen Kopf durch die Tür. Entgegen den Anweisungen des Bischofs war das Tandem immer noch in Mutzkes Diensten.

„Kommen Sie rein!“, bellte der Generalvikar ärgerlich. Eine

bange Frage begleitete seine Aufforderung. „Konnten Sie etwas finden oder erreichen?“

„Nein. Wir haben im Pfarrhaus noch einmal alles vom Kopf auf die Füße und zurück gestellt.“

„Haben Sie etwa ein Durcheinander hinterlassen? Es soll nicht auffallen, das wissen Sie.“ Mutzke nahm eine bedrohliche Haltung ein. „Sonst gehen Sie mit Ihrem Partner und Ihren Neigungen endgültig über den Jordan.“

„Wir haben alles so hingestellt, wie wir es vorgefunden hatten. Aber“, der Kleine sah ihn durchdringend an, „ich glaube, jemand hat die Filme gefunden – oder der Gschwandtner hat sie woanders hingebracht.“

Der Generalvikar seufzte auf. „Wie kommen Sie darauf?“

„Auf dem Dachboden waren die Kartons verschoben und Dieben aufgebrochen. Darunter hat der Pfarrer die Filme aufbewahrt.“

„Wieso konnten Sie das nicht früher bemerken?“

„Diese vielen Kartons. Da ist doch keiner draufgekommen.“

„Ihr seid mir so Deppen!“ Mutzke entließ ihn mit einer abwerfenden Handbewegung.

Die Filme verschwunden. Das konnte alles Mögliche bedeuten. Langsam ekelte ihn alles an. Diese Abhängigkeiten. Diese Subalternen, die wie Krähen auf seinen Schultern hingen. Aber ebenso seines eigen Fleisches Lust, die – Gott sei Dank – langsam, aber beständig abnahm. Bald war er diesen fleischlichen Verführungen nicht mehr ausgeliefert. Diesen Segen brachte das Alter mit sich. Das beruhigte seine von Sünde gepeinigten Gedanken.

Mutzke trat ans Fenster, sah in den Innenhof, hörte aus der Ferne eine kleine Glocke läuten. Josef Maria, wohin gehst du? Der Klang der kleinen Glocke drang mehr und mehr in den vorderen Teil seines Bewusstseins. Ihm fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen. Die Kapelle. Das war immer schon Gschwandtners Refugium gewesen. Damals schon, nach der genüsslichen Attacke hinter dem Heuhaufen. Mutzke lief es schauerlich kalt über

den Rücken. Später war er ihm einmal nachgeschlichen, neugierig wie er war. Da hat er ihn drinnen beten sehen. Hektik überkam ihn jetzt, dann zwang er sich zur Ruhe. „Du musst kühl überlegen“, sagte er kaum hörbar zu sich selbst. „Was ist zu tun?“

Winkelmoser war inzwischen aus dem Krankenhaus entlassen worden. Wahlberg fuhr zu ihm in die Redaktion. Erst drängte es ihn, von seinem Fund zu erzählen, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon ab. Eigentlich hatte er vorgehabt, zuerst Laura aufzusuchen. Aber diesen Gedanken legte er erst einmal auf Eis. Sein schlechtes Gewissen, gepaart mit einem diffusen Gefühl der Enttäuschung, stieg wieder in ihm hoch. Mulmig ist der treffende Ausdruck, dachte Wahlberg. Er wusste, er würde sich Laura stellen müssen. Und zwar bald.

Zu Wahlbergs Überraschung zierte eine Nasenschiene die Gesichtsmitte des Redakteurs. Er deutete darauf. „Haben Sie jetzt noch eins auf die Nase bekommen?“

Winkelmoser zog die Mundwinkel nach unten. „Mir wurde beim Aufstehen schwindlig. Da hat’s mich hing’haun, genau auf die Kante von dem Beistelltisch.“ Er atmete tief durch. „Ja mei. Ich hab’s da nicht mehr im Krankenhaus ausg’halten. Ich wollt heim. Da ist’s dann passiert.“ Er lächelte gequält. „Ein Unglück kommt selten allein. – Und mir passiert’s halt immer.“

„Das mit dem Schaden und Spott hatten wir schon.“ Wahlberg grünte unsensibel. „Aber zum Konkreten: An was können Sie sich erinnern?“

Der Redakteur zauderte. Er druckste herum. „Vielleicht ist’s auch bloß ein Hirngespinnst ... gar nicht wichtig.“

„Mal sehen.“ Wahlberg sah ihn aufmunternd an.

„Also. Ich mein, ich hätt damals, als ich etwas beschwipst an der Bushaltestelle g’sstanden bin, den Generalvikar Mutzke in einem Auto vorbeifahren sehen. Er war mir ja schon im Pfarrhaus begegnet.“

„Aber das erklärt sich doch von selbst“, wandte Wahlberg ein,

„wenn er den Pfarrer besucht hat, oder?“

„Der Zeitpunkt, Herr Kollege, der Zeitpunkt.“

Wahlberg schaute ihn irritiert an. „Was ist mit welchem Zeitpunkt?“

„Ja mei. Ich war doch fast über eine Stund' oder noch länger beim Pfarrer g'wesen. Was hat der da in Gathling so lang g'macht? Außerdem ist er nicht selber gefahren, sondern hat noch zwei Leut' drin sitzen g'habt.“ Er fügte hinzu: „In dem dunkelblauen Auto.“

„Was wollen Sie daraus schließen?“

Mit einer komischen Grimasse, die durch die Nasenschiene verstärkt wurde, hob Winkelmoser erst die Schultern, dann die Hände. „Ich glaub, einer von denen ist der Täter.“

„Geht nicht, Herr Winkelmoser“, warf Wahlberg ein. „Der Tod vom Pfarrer ist erst viel später eingetreten.“

„Aber was haben die dann die ganze Zeit dort gemacht? Die haben doch nicht auf mich g'wartet?“ Winkelmoser mühte ein ironisches Lächeln auf sein entstelltes Gesicht.

„Vielleicht doch? Sie wollten schauen, was Sie machen, wie lang Sie beim Pfarrer waren – oder so ähnlich. Oder sie wollten was versuchen ...“

„Sie meinen die Filme? Im Pfarrhaus können s' aber nichts gefunden haben, da waren wir drin.“ Winkelmosers Stimme klang aufgeregt. „Die haben bestimmt in der Kirche g'sucht.“

Wahlberg hielt an sich. Er wollte nichts verraten.

Laura saß im Garten. Die späte Nachmittagssonne wärmte die vom Wind abgekehrte Seite der Terrasse. Mit bangem Herzen schlich Wahlberg auf sie zu, verhielt aber seinen Schritt, als er sah, wie spärlich bekleidet sie dalag. Ihr anmutiges Gesicht hielt sie in die Sonne, eine altmodische *Ray-Ban* vor den Augen. Sein Starren schien sie bemerkt zu haben, denn mit einem Ruck sprang sie von ihrer Liege auf. Sie warf rasch ein Badetuch über ihre nackten Brüste und richtete ihre dunklen Gläser auf den An-

kömmling. Unmöglich ihre Reaktion zu erfahren. Sie stand da, undurchdringlich wie eine Sphinx. Ihr Gesicht mit den herabgezogenen Mundwinkeln war ohne Regung. Ihre Frage nach seinem Wünschen und Wollen klang dumpf und abweisend. Sie stand ihm gegenüber. Sein plötzlich aufwallendes Begehren traf ihn wie ein elektrischer Schlag.

„Ich muss mit dir reden.“ Seine Bitte klang hilflos. Sie stand in einigen Metern Entfernung vor ihm – abweisend wie ein ehernes Monument. Er überlegte. Sollte er sich schnell umdrehen, rasch wieder verschwinden? Nein, das wollte er nicht. Sein Stolz behielt die Oberhand. Er suchte die dunklen Brillengläser zu durchdringen. Keine Chance. Ihr Blick blieb starr und unnahbar. Undurchdringlich.

„Es ist eine wichtige Frage, die ich dir stellen muss.“ Er quälte sich durch seine wenigen Worte.

„Geht es etwa um Michael Amberger?“ Der Spott in ihrer Stimme brachte Wahlberg zum Schweigen.

Er beobachtete sie. Gab es jetzt wieder Häme für ihn, wie neu-lich?

„Eifersüchtig?“ , fragte sie anzüglich.

„Wie man's nimmt.“ Er fühlte sich ertappt. „Aber“, wich er aus, „ich habe eine Sachfrage.“

Sie zog die Augenbrauen hoch. Sie äffte ihn nach. „Ach, eine Sachfrage?“ Ihr Ton wurde beißend ironisch. „Typisch Männer, immer eine Sachfrage. Keine Gefühle. Nein, wie hilflos.“

„Liebe Laura“, Wahlberg heischte um Verständnis, „ich meine wirklich eine Sachfrage. Es geht um Michael Am...“

Sie fiel ihm mit einem triumphierenden Aufschrei ins Wort. „Das ist also deine Sachfrage? Michael Amberger? Lächerlich.“ Laura nahm ihre Sonnenbrille ab und funkelte ihn böse an. „Du machst einen Popanz, wenn ich mal Besuch habe. Du ziehst gleich beleidigt ab, lässt dich nicht mehr blicken ...“

Wahlberg riss sich zusammen. „Tut mir leid. Es ist alles unglücklich gelaufen. Mein Job ...“ Er fühlte sich schuldig. „Hör

doch bitte erst einmal zu, bevor du dich so ereiferst. Bitte.“

„Also gut.“ Sie atmete flach und gleichmäßig, als wäre nichts gewesen. „Bitte. Deine Sachfrage.“

Wahlberg wusste, dass er sich mit seiner Frage wieder auf dünnes Eis begab. „Was hat Michael Amberger von dir gewollt?“

Laura blieb weiterhin ruhig. Nur ihre Augen blitzten spöttisch. „Vielleicht war er einfach nur nett?“ Sie zog betont langsam ihre Augenbrauen hoch und neigte ihren Kopf kokett zur Seite.

„Die Sachfrage bezog sich auf ihn.“ Er wollte sich im Zaum halten. „Hat er dich über den Pfarrer ausgefragt?“

Sie atmete tief ein, sah ihn ruhig an. „Michael Amberger tauchte insgesamt dreimal bei mir auf. Das letzte Mal vor drei Tagen.“

„Wollte er wiederkommen?“

Sie schaute ihn misstrauisch an. Er hoffte, dass sie nicht merkte, dass das eigentlich nicht zu seiner ursprünglichen Frage gehörte.

„Auch eine Sachfrage?“ In ihren Augen glitzerte es ironisch.

Wider Willen lief er rot an. Peinlich. „Jein“, antwortete er.

Unwillkürlich musste sie lächeln, hatte sich aber wieder schnell im Griff. „Gestern hatte er noch angerufen und sich für seine Aufdringlichkeit entschuldigt. Mir schien, er hat etwas in den Unterlagen seines Vaters entdeckt.“

„Er hat dich also ausgefragt. Nach was?“ Wahlberg schaute gespannt auf Laura. „Nach Filmen? Oder zu Gschwandtners Wohnheiten?“

Laura wirkte auf einmal nachdenklich. „Wenn du mich so fragst. Ja, er hat mich nach allen Seiten über den Pfarrer ausgefragt, über seine Tage in der Klinik. Es war schwierig, ihm zu erklären, dass der Gschwandtner nicht in meiner Obhut war, sondern ich nur ab und zu an ihn herankam.“ Sie zielte mit dem Finger auf Wahlberg. „Du hast mich schließlich auf ihn abgerichtet.“

„Tut mir leid, Laura. Und mehr hat er von dir nicht gewollt?“ Jetzt grinste er sie offen an. Es war ihm ein Stein vom Herzen gefallen.

„Johann, du bist unverschämt.“ Empört drehte sie sich um und verschwand im Haus.

Wahlberg klopfte an die Terrassentür. „Laura, was macht eigentlich dein Klinikchef?“

Erstaunt wandte sie sich ihm zu. „Mein Klinikchef? Wie soll ich das verstehen?“

„Du hattest mir ein paar Mal von den Begegnungen von ihm und den Soutanenträgern erzählt.“

„Bertram Schaffer will morgen in Urlaub fahren. Zwar ein bisschen plötzlich, aber na ja, er ist eben der Chef.“

Als Wahlberg Hals über Kopf den Garten verließ, hörte er Laura mit empörter Stimme hinter ihm herschreien: „Jetzt haust du schon wieder ab!“

Er drehte sich kurz um. „Nein, bestimmt nicht. Ich komme wieder“, und spurtete los.

Kapitel 48

Dienstag, 24. August 2010 – nachmittags

Wahlberg preschte die Münchner Straße hinauf. Wollte der Klinikchef fliehen oder wollte er seine Schäflein ins Trockene bringen? Vielleicht trifft er sich auch mit seinen Pappenheimern? Er hoffte, Schaffer noch zu erwischen. Verhaften konnte er ihn nicht – selbst wenn er es gewollte hätte. Aber Wahlberg war auch viel mehr daran interessiert, Schaffer zu folgen, falls der Klinikleiter mit irgendjemandem Kontakt aufnehmen wollte. Es gab Abhängigkeiten zwischen den jetzt verdächtigen Personen. Da war er sich sicher. Nur, wer von den Beteiligten war in den ganzen Missbrauchsskandal, dessen Zentrum wahrscheinlich in Freising lag, involviert? Drei davon waren identifiziert, zwei davon tot. Walter Mutzke war einer von zwei Überlebenden dieses früheren Vierer-Kartells. Nur blieb der Vierte bisher im Dunkeln: der ominöse Abe.

Als Wahlberg ankam, bedeutete ihm eine der Schwestern – nach der Beschreibung von Laura musste es sich um das ‚Auge‘ handeln – ihr Chef habe vor einer guten halben Stunde die Klinik verlassen. Wahlberg verzog das Gesicht und zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen. Das ‚Auge‘ sah ihn missbilligend an. Er benachrichtigte Perlinger. Vielleicht könnte er Mutzke überwachen, schlug er ihm vor, falls Schaffer den Generalvikar kontaktieren sollte.

Nachdenklich ging Wahlberg zurück zum Pkw. Er holte tief Luft. Eine große Last war ihm wie ein schwerer Backstein vom Herzen gefallen. Laura hatte ihn wieder aufgenommen. Sie würde ihn erwarten, da war er sich sicher. Hätte sie sonst so heftig hinterhergeschrien, dass er schon wieder ‚abhauen‘ würde? „Ich will

sie“, sprach er überschwänglich zu sich, während er den Motor startete. „Ich will Verantwortung übernehmen. Ich liebe sie.“ Er atmete auf. Jetzt war es raus.

Michael Amberger durchsuchte die Unterlagen seines Vaters zum wiederholten Male. Etwas musste doch vorhanden sein, woraus ersichtlich würde, wo Gschwandtner die allseits begehrten Gegenstände versteckt hatte. Er ergriff die kleine schwarze Kladde. Keine schlüssige Notiz. Auch nicht nach dem zwanzigsten Durchblättern. Immer wieder das gleiche Szenario, das sich in seinem Kopf abspielte, verbunden mit der Frage, warum sein Vater die kleine Dorfkapelle skizziert hatte. Amberger senior war nicht der begnadete Zeichner. Aber der Junior erkannte sie auf Anhieb. Die Rundgänge durch das Dorf, wenn sie die Tante Sofie besuchten, gehörten zum Ritual, ebenso der Besuch auf dem Friedhof. Das stille Gedenken auf der Bank vor der Kapelle. Es war immer wieder der gleiche Erinnerungsrundgang des Georg Amberger.

Michael war inzwischen davon überzeugt, dass ihm Laura Bechtheim nicht weiterhelfen konnte. Sie weiß nichts. Wahlberg ist ein blöder Hund, dachte er mit abfällig herabgezogenen Mundwinkeln. Ein kleines böses Grinsen überflog sein Gesicht. An Laura war er nie interessiert gewesen. Sie war für ihn Mittel zum Zweck. Er wollte nur wissen, ob sie etwas von oder über den Pfarrer herausgefunden hatte. Dessen Tod war ihm unangenehm, aber von keinem Bedauern begleitet.

Seine Gedanken schweiften ab. Als er neulich mit Anton Brenner in Irland unterwegs war, traf er wieder Emilie Byrne. Ähnliche Augen wie seine Mutter. Halblange rötlich braune, glatte Haare. Wenn hier alles erledigt war, würde er dorthin zurückkehren, wo er geboren war. Er grübelte Brenner hinterher. Sie waren zusammen gereist, wie in der Tradition seines Vaters. Aber was hatte Brenner in Irland gewollt? Als Michael in Shankill angerufen hatte, um zu erfahren, wann Brenner zurückzufahren ge-

dachte, war niemand in der Lage gewesen, ihm über den Rektor Auskunft zu geben. Was war los gewesen? Was hatte Brenner vorgehabt?

Ihm fiel plötzlich ein, wie sein Vater von einem Zusammentreffen mit Gschwandtner berichtet hatte. Vor gut einem Jahr führte der Zufall beide in dieser Kapelle zusammen. Dann noch einmal einige Wochen später. Gschwandtner sei hektisch wegelaufen, hatte ihm sein Vater berichtet. War es sein schlechtes Gewissen? Dann im Oktober war Georg Amberger tödlich verunglückt. Er kniff Mund und Augen fest zusammen. Immer wieder gab es ihm einen Stich, wenn er an den Tod seines Stiefvaters erinnert wurde.

Die Kapelle. Sein Vater war immer alleine hineingegangen. Warum, hatte er ihm nie erklärt. Es musste mit früher zu tun haben. Er hatte es ihm nie verboten, dort einzutreten. Oft war er als Kind davorgestanden. Aber mehr als einen kurzen Blick wollte er nie hineinwerfen. Er hatte diese diffuse Dämmerung, den Weihrauchgeruch, der ihm entgegenwehte, als unheimlich empfunden. Oft zaudernd, mal neugierig, hatte er Blicke ins Innere riskiert, aber nie einen Fuß über die Türschwelle gesetzt. Er hatte das Gefühl gehabt, damit eine Intimsphäre zu stören: Die Zwiesprache Georg Ambergers mit seinem Bruder Loisl.

Die Kapelle! Musste er etwa dort suchen? War diese Skizze seines Vaters indirekt eine Botschaft? Sein erster Gedanke war mit Wahlberg Kontakt aufzunehmen. Abwägend bewegte er den Kopf hin und her, dann verwarf er seine Absichten und fuhr nach Gathling.

„Schaffer ist nicht bei Mutzke erschienen.“ Wahlberg saß Perlinger in dessen Büro gegenüber, als ihm der Hauptkommissar den derzeitigen Sachstand mitteilte. „Zumindest bislang. Kann sein, dass er ganz abgehauen ist. Ich hab der Kollegin Seehofer Bescheid gegeben. Sie wird die Grenzübergänge nach Österreich überwachen lassen.“

Wahlberg beobachtete, wie der Kriminalhauptkommissar mit dem Zeigefinger über seinen angriffslustig gesträubten Schnäuzer strich. Mit Schmunzeln bemerkte er, wie sich die widerborstigen Barthaare erneut nach allen Seiten abspreizten.

„Ich bin überzeugt“, ergriff der Journalist das Wort, „dass er den Vierten im Bunde, den wir die ganze Zeit nicht auf der Rechnung hatten, kontaktiert hat. Ich vermute, dass Mutzke nur Teil einer bestimmten Strategie ist, obwohl er glaubt, er hätte alle Fäden in der Hand.“

Perlinger schob seine Unterlippe unter der Nasenbürste vor. „Wie kommen Sie darauf?“

„Ich vermute es eben.“ Wahlberg fügte hinzu: „Sehr stark.“

„Nun, sehr starke Vermutungen habe ich auch jede Menge. Ich könnte bald einen Saal damit füllen. Damit kommen wir nicht weiter. Wir brauchen Beweise.“

Wahlberg grinste sein Gegenüber triumphierend an. „Damit könnte ich durchaus dienen.“ Er griff in die Seitentaschen seines Jacketts und legte zwei kleine, flache, an den Kanten schon angestoßene Kartons auf Perlingers Schreibtisch.

Ungläubig schaute ihn der Beamte an, starrte dann auf die zwei Päckchen. „Ich glaub’s net. Sind des die ...“

„Ja, die Filme“, ergänzte Wahlberg, diebische Freude im Gesicht.

„Sakrament noch mal, woher auf einmal?“

Wahlberg erklärte ihm den Weg zum Fundort, wen er kontaktiert und befragt und welche Schlüsse er daraus gezogen hatte.

„Ja, sauber. Fast wie der Sherlock.“ Perlinger strahlte vor Anerkennung, als hätte sein Lieblingslehrling den Vogel abgeschossen. „In der Gathlinger Kapelle also. Und wo genau?“

„Am Eingang lag ein Stapel von Gesang- und Gebetbücher. Die lagen da ein wenig kreuz und quer. Ungeordnet. Nichts Auffälliges. Ich hab mich dann in die hintere Bankreihe gesetzt, um in Ruhe nachzudenken.“

„Und der HERR gab Ihnen dann die Erleuchtung?“

„Es war im Dämmerlicht der Kapelle nicht gleich zu bemerken. Aber irgendwann hatte ich das Gefühl, dass die Gesangbücher auf dem Bord hinter dem *Ewigen Licht* eine Spur zu akkurat hingestellt worden waren. So, als sollte keiner diese Ordnung stören, als wäre es nicht opportun, diese liturgischen Bücher zu verwenden. Es erschien mir so auffällig unauffällig.“

„Und das hat Sie gestört.“ Perlinger schaute ihn verschmitzt an. „Na ja, ich hab schon immer den Eindruck gehabt, als wenn Sie durch Ordnung gestört würden.“ Er nickte beifällig. „Mein Gott, gute Arbeit ‚Kommissar Wallander‘.“

„Jetzt hauen Sie nicht so auf den Putz.“ Aber Wahlberg schmunzelte geschmeichelt. „Ich bleibe bescheiden und firmiere unter Wahlberg.“

„Ja mei. Des passt scho.“ Der Hauptkommissar stand auf und haute seinem Gegenüber fast überschwänglich auf die Schulter. „Jetzt müssen wir diese Filme anschau’n und auswerten.“

„Dazu brauchen wir aber einen von diesen alten Projektoren.“

„Das packen wir schon. Und wenn ich ins städtische Museum persönlich gehen muss. Wir treiben einen auf.“

Beim Hinausgehen zupfte der Hauptkommissar Wahlberg kurz am Ärmel. „Der Anton Brenner geht mir ständig durch den Kopf. Sagen Sie mal, haben Sie zufällig einen Ansprechpartner in Irland?“

Verdutzt schaute der Journalist ins breite Gesicht des Kommissars. „Ja. In der Tat. Fragen Sie nach Chief Inspector John O’Sullivan von der Dubliner Polizei.“

Bertram Schaffer wollte eigentlich nicht zum Generalvikar. Aber bei seiner ersten Anlaufstelle in Freising war er auf taube Ohren und kühle Ablehnung gestoßen. Es ärgerte ihn, dass er so abgeledert wurde. Er hatte den Eindruck, dass sein bisheriger Ansprechpartner langsam, aber präzise die Dinge auf ihn und Mutzke abzuschieben gedachte. Dieser Herr wollte seine Hände in Unschuld waschen. Diese Partnerschaft sollte klandestin been-

det werden. Der Kerl hat die Schotten dicht gezurrt, vermutete Schaffer. Hoffte er, dass nichts mehr nach außen drang?

Mutzke war notgedrungen die nächste Adresse. Die Beobachter vor dem Generalvikariat fielen ihm gleich auf. Er nahm, wie auch schon früher, den versteckten Kellereingang an der Seite des Gebäudes. Mutzke hatte er vorher von seinem Besuch und über die Bewacher informiert. Jetzt saß er dem Generalvikar gegenüber, der Schaffer weinerlich fragte: „Was soll das werden? Ich als einziger Sündenbock?“

Schaffer wandte sich angewidert ab. „Reißen Sie sich bitte zusammen. Sonst haben wir gleich verloren.“

„Ich hab aber den Pfarrer nicht umgebracht. Das wissen Sie doch.“ Mutzke quengelte wie ein kleines Kind.

„Reißen Sie sich zusammen, verdammt noch mal.“

Mutzke zog seine weichen Lippen zu einem Strich zusammen. Er schaute den Klinikchef mit tückisch glänzenden Augen von unten an. „Was weiß eigentlich Ihre Angestellte?“

„Nichts“, kam es lapidar über die Lippen des Klinikchefs. „Worauf wollen Sie hinaus?“

„Wenn Gschwandtner ihr ein Sterbenswörtchen gesagt hat, nur ein kleines, dann ...“ Mutzke hob beschwörend seine gefalteten Hände.

„So ein Quatsch. Was soll er ihr erzählt haben? Er war doch ein eitler Pfau, der alle, die nicht der Kirche angehörten, nicht richtig ernst nahm.“

Schaffer betrachtete Mutzke mit zusammengekniffenen Augen. Er würde alles ernst nehmen. Fest presste er seine Kiefer zusammen bis die Kaumuskeln hervortraten. Er brachte ein vages „Mal sehen“ über seine Lippen, als er sich verabschieden wollte.

Mutzkes Gesicht schien vor Angst und Selbstmitleid auseinanderzulaufen. Es verlor zusehends an Konturen. „Was haben Sie vor?“, fragte er ahnungsvoll, als er Schaffer mit einer Handbewegung zurückhielt. „Die Sache muss wasserdicht sein, sonst ...“

„Nichts sonst, Sie General. Ich habe meinen Arsch für diese

Filmsuche hingehalten. Der gefesselte Pfarrer. Damals die Polizei im Haus. Wenn sie tiefer gebohrt hätte, was dann? Es hätte weiß Gott was passieren können. Also, hören Sie auf mit ‚sonst‘.“

„Aber Sie wollten doch immer wissen, wer auf den Filmen zu erkennen ist?“ Mutzke knetete seine Hände. „Sie wollten das, weil Sie glaubten, ein gehöriges Pfund damit in Ihren Händen zu halten“, wiederholte er. „Weil Sie ein Geschäft draus machen wollten. Sie und Brenner.“

Schaffer wiegelte ab. „Aber nicht doch. Ich wollte einfach nur Sicherheit.“

„Ha, Sicherheit auf Kosten anderer. Ich kenn Sie inzwischen“, antwortete Mutzke.

Nach kurzem Schweigen ergriff Schaffer erneut das Wort. „Anton Brenner irritiert mich. Warum verweigert er sich auf einmal?“

„Lenken Sie nicht ab“, empörte sich der Generalvikar.

„Das ist keine Ablenkung. Ich mach mir ernsthaft Sorgen, dass er uns ins Messer laufen lässt.“

„Gut, gut.“ Mutzke schwenkte ein. „Also, wenn ich Sie richtig verstanden habe, seilt er sich ab.“

„Er versucht es ...“

„Meinen Sie, dass er diese Sache so schnell aufgibt?“

„Er war immerhin in Irland.“

Der Generalvikar schwieg nachdenklich. „Das war seine Verbindung? Wodurch wir hier ...?“

Schaffer nickte. Er betrachtete ihn wie ein Habicht die Maus, auf die er sich gleich stürzen wollte. „Sie waren mit dabei.“

„Aber das wissen Sie doch. Damit habe ich nichts zu tun.“ Mutzke spie fast jedes Wort einzeln aus. „Definitiv ... Ich will doch nur die Filme.“

„Aber profitiert haben Sie schon davon.“ Schaffer fixierte ihn scharf.

„Ich bin da nur wegen dieser Filme reingeraten. Man würde mich erkennen ...“

„... sagt man. Aber sonst gehören Sie sicherlich auch zu den Unschuldslämmern, was?“ Der Klinikchef verzog höhnisch sein Gesicht.

Der Generalvikar atmete nur tief ein, sagte sonst kein Wort. Schaute scheinbar zu Schaffer.

„Was genau weiß eigentlich Brenner über die Filme?“

Mutzke druckte kurz herum. „Er war Gschwandtners Beichtvater.“

„Das sagen Sie mir erst jetzt?“

Mutzke zuckte ergeben mit den Schultern.

„Glauben Sie, dass er Brenner davon erzählt hat?“

„Ich weiß es nicht.“ Mutzke klang wieder kläglich. „Mensch Schaffer, wenn die Filme nicht in unsere Hände kommen ...“

„Kann es sein, dass Brenner diese Filme eventuell schon hat? Und mit uns Katz und Maus spielen will? Erpressung?“

Mutzke blickte kurz auf. „Unser Josef Maria, Gott hab ihn selig, hat ihm bestimmt nichts erzählt.“

„Was macht Sie so sicher?“

„Im Prinzip hatten wir uns alle gegenseitig in der Hand“, antwortete der Generalvikar. „Man kannte sich schon lange. Erpressung wäre nicht möglich. Jeder hat ziemlich viel Dreck am Stecken.“ Er lachte kindisch, als er auf diese Doppelsinnigkeit hinwies.

„Was heißt ‚man‘? Wer genau?“

Mutzke quälte sich um eine Antwort herum. Diese Vergangenheit wollte er Schaffer nicht auf die Nase binden. „Na ja. Es kann sein, dass Anton Brenner bei Filmaufnahmen dabei war. Er fiel nie groß auf.“

Schaffer rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. „Also wusste er doch schon seit Langem von den Filmen. – Und er wusste genau, wer da drauf war. Darauf wette ich.“

„Haben Sie Hämorrhoiden oder was juckt Sie da?“, fragte Mutzke völlig unpassend zur Situation, was Schaffer aus der Fassung brachte.

„Sie sind ein Kindskopf“, schrie der ihn empört an. „Was anderes geht Ihnen wohl nicht durch den Kopf?“

Mutzke hatte Oberwasser gewonnen, als er den erbosten Schaffer vor sich sah. „Sie stehen doch mit dem Rektor in bestem Einvernehmen. Dann fragen Sie ihn doch mal.“

Schaffer atmete tief durch, beruhigte sich schnell. „Sie haben gut reden. Sie kennen ihn doch länger ...“

„Wie schon gesagt, er fiel nie groß auf. Daher ...“

„Alles wird auf einmal intransparent. Ich traue ihm nicht erst seit heute Nachmittag nicht mehr. Seitdem er mich offenkundig preisgibt – beziehungsweise uns.“ Er schaute sein Gegenüber demonstrativ in die Augen.

Mutzke zog ein Gesicht, als wäre er gezwungen, einen Schwamm mit Essig zu verkosten.

„Ich fühle mich nicht mehr sicher“, bemerkte der Klinikchef unheilschwanger. „Denken Sie an Brockhövel, die arme Socke. Wir müssen gegensteuern.“

Kapitel 49

Mittwoch, 25. August 2010 – Freising

Breite Hände, klobige Finger. Wahlberg staunte, wie der Hauptkommissar trotzdem elegant und flink den Film in den Projektor einspannte. Perlinger klopfte sichtlich zufrieden auf den Vorführapparat.

„Das ist ein *Bauer T 10*, Baujahr 1962.“ Perlinger schaute stolz wie ein radschlagender Pfau zum Journalisten. „Wie ich schon voraussagte, das städtische Museum war so freundlich, auch wenn ich hartnäckig nachbohren musste.“

„Sie scheinen sich ja damit auszukennen.“

Perlinger nickte. „Das stimmt. Als Bub haben wir uns damit diese Dick- und Doof-Filme vorgespielt.“

Sie standen im abgedunkelten Vernehmungsraum. Den Vorführtsch, auf dem der Projektor stand, rückte der Beamte etwas näher an die weiß gestrichene Wand.

„Film ab“, rief Wahlberg, der seine innere Spannung nur schwer verbergen konnte.

„Erst wenn der Operator die Hand hebt“, lachte schnarrend der Kommissar und drückte auf den Knopf. Surrend setzten sich die Rollen in Bewegung.

„Eine Tonwiedergabe hatten diese Apparate noch nicht“, erklärte Perlinger. „Alles Stummfilm.“

„Ist vielleicht auch besser so“, merkte Wahlberg an. „Das Gestöhne der Klerikalen oder das Weinen der kleinen Opfer will ich lieber nicht hören.“

Der Film zeigte unmittelbar bewegte Bilder, ohne Titel oder Autorenschaft. Beide beugten sich gespannt vor, um keine Details zu verpassen. Sie sahen eine Versammlung, die sich langsam zu

einem Zug formierte. Der wurde angeführt von Ministranten, Weihrauchspendenden Priestern und Vikaren, die ihre Weihrauchfässer in Richtung der umstehenden Menschen schlangen. Unter dem Baldachin erhob der Pfarrer die Monstranz. Gemächlich schritt die Prozession aus dem Sichtfeld.

„Noch mal zurück“, forderte Wahlberg. „Schauen Sie mal.“ Er wies auf eine der kesselschwenkenden Personen vor dem Baldachin. „Ich glaub, das ist der Gschwandtner – in jungen Jahren als Vikar.“

„Wer ist das neben ihm?“ Perlinger deutete auf eine schmale Gestalt.

„Kommt mir bekannt vor.“ Wahlberg zögerte. „Der ist auch so schwächling. Nein, ich weiß es nicht ... Machen Sie mal weiter.“

„Die Vikare wurden früher alle auf Wasser und Brot gesetzt“, bemerkte Perlinger hämisch.

„Was?“ Wahlberg versuchte, trotz Dunkelheit, in Perlingers Gesicht zu sehen. Der grinste.

„Na ja, weil die halt so schwächling waren wie Hänflinge.“

„Verarschen kann ich mich auch alleine.“

„Ich weiß.“ Perlinger lachte verhalten.

Wahlberg klang nach einigen Minuten Laufzeit ungeduldig. „Da kommt nix, worauf wir warten.“

Der Hauptkommissar stand hastig auf und stoppte die Vorführung. „Dann leg ich jetzt mal den zweiten Film ein.“ Wieder nur Bilder einer Prozession.

Enttäuscht rief Wahlberg aus: „Sollte die Sucherei umsonst gewesen sein?“

„Und die Tode wären es auch“, stellte Perlinger lapidar fest, als er den Apparat anhielt. „Die müssen aufgeklärt werden.“ Er tätschelte die Filmrollen mit seiner flachen Hand. „Wir müssen geduldig sein. Ich bin überzeugt, der Verfasser der inkriminierten Bilder hat sie zwischen harmlosen Filmsequenzen versteckt. Also schau'n mer mal.“ Er warf die Maschine wieder an.

„Halt, zurück“, rief Wahlberg kurz darauf, „das ist der Loisl ge-

wesen.“ Perlinger spulte kurz zurück. „Könnten Sie den Film mal anhalten?“

„Auf keinen Fall“, wandte der Kommissar ein, „dann brennt die Lampe den Film durch. Dann ist alles vorbei.“ Er schmunzelte. „Ist halt kein Video.“

Der Film lief weiter. „Na ja, außer dem Gesicht des Jungen fällt nichts auf“, äußerte sich Wahlberg unzufrieden.

Beide schauten stumm und gebannt auf die Projektionsfläche, wo ungeordnet und zusammenhangslos verschiedene kurze Bildfolgen mit steif wirkenden Männern in Soutanen, dann wieder Kindergesichter, aufeinanderfolgten.

„Mein Gott“, brach es plötzlich aus beiden Mündern hervor. „Da, noch mal der Loisl, aber halbnackend, auf dem Schoß von ...“

„Noch mal zurück“, unterbrach Wahlberg Perlingers Ausruf. „Das ist nicht der Mutzke.“

„Himmikreiz noch mal, das ist der, den Sie zuvor nicht zuordnen konnten.“

„Dann ist der Generalvikar immer von einer falschen Annahme ausgegangen.“

„Oder das war Absicht. Aber unschuldig ist dieser Himmihund deswegen noch lang net.“

„Das müsste dann der Vierte im Bunde gewesen sein. Denjenigen, den wir noch nicht identifiziert haben: den Abe.“

„Aber mir erscheint eine Vision.“ Perlinger gab sich erst ein durchgeistigtes, nach oben gewandtes Gesicht, dann lachte er etwas verlegen.

Wahlberg zog seine Augenbrauen zusammen. „Eine Vision?“

Der Hauptkommissar lachte laut auf. „War nicht ernst gemeint. Aber ich glaub jetzt zu wissen, wer sich hinter *Abe* versteckt. Schau'n S' noch mal genauer hin.“

„Aha, genau“, rief Wahlberg überrascht aus. „Offensichtlich kein Abbé, stimmt's, Perlinger?“

Er bekommt Panik, schätzte Mutzke Schaffers Abgang ein. Ihm selbst war mulmig zumute. Das Herz klopfte ihm bis in den Hals. Flach atmend legte er die schweißnasse Stirn an die kühle Wand seines Zimmers. Ein dunkler Fleck, konstatierte er, als er den Abdruck betrachtete. Er empfand ihn wie das Menetekel an der Wand. Warum sprang Schaffer nicht auf seine Warnung an? Steckt etwas Persönliches dahinter? Diese Psychologin ist doch eine Gefahr. Er wischte sich die Stirn ab, lugte er aus dem Fenster und beobachtete die zwei Gestalten an der Straßenecke. Die Überwachung. Ein Vorgang, der in ihm ebenfalls panische Reaktionen hervorrief. Was war zu tun?

Die Gedanken des Generalvikars konzentrierten sich auf Schaffers letzte Worte: Sie müssten etwas gegen Anton Brenner unternehmen, sie müssten handeln. Schaffer warnte plötzlich vor dem Rektor? Was steckte dahinter? Anton Brenner. Das Phantom. Unauffällig, meist alle Fäden in der Hand. Aber er war auch ein Getriebener. Seine Vergangenheit ... Wollte Anton Brenner sie alle in den Abgrund reißen? Dabei lag alles schon so weit zurück. Er konnte sich eigentlich an nichts mehr erinnern. Die Gnade der abbauenden Erinnerung. „Noch so ein Privileg des Alters“, grummelte er vor sich hin. Wenn nur nicht diese unwiderruflich bewegten Bilder wären, die mit eindeutigen Szenen aufwarteten. Wie ein Damoklesschwert hängen sie über mir. Die Furcht vor Entdeckung. Ein leichtes Zittern durchlief seinen Körper. Hängt jetzt wirklich alles von Anton Brenner ab?

Das Telefon im Arbeitszimmer klingelte. Er durchmaß mit raschen Schritten den Raum. Schaffer raunte ihm zu: „Wir nehmen diese Pornoseiten noch heute aus dem Internet. Meinen Mittelsmann in Irland habe ich schon instruiert.“

„Sind Sie verrückt? Wenn man uns abhört?“

„Doch nicht in diesem kleinen Laden.“ Schaffer hatte seine Selbstsicherheit wiedergewonnen.

Mutzke wischte sich mit dem Handrücken Schweißperlen von der Stirn. Krächzend antwortete er: „Sie meinen,alles ist sicher?“

„Das bekommen wir hin.“ Schaffer sprach in ruhigem Ton. Diesen Eckpunkt seiner europaweit umspannenden Infrastruktur wollte er nicht aufgeben.

„Und die Filme? Wissen Sie etwas darüber?“

Schaffer übergang Mutzkes Frage. Er verkündete halbherzig: „Sie müssen hier ruhig am Ball bleiben. Das ist wichtig. Dann passiert nichts.“

„Was ist mit Anton Brenner?“

Der Themenwechsel kam überraschend. „Wie kommen Sie jetzt auf den?“, fauchte er Mutzke an.

„Nun, Sie hatten zuvor vor ihm gewarnt.“

„Vielleicht war ich ein wenig vorschnell.“ Schaffers Stimme klang gehetzt. „Ich will der anderen Spur nachgehen.“

„Jetzt bin ich überzeugt, dass wir das dicke Ende in der Hand halten. Der Fall ist gelöst.“ Der Hauptkommissar grinste schief. „Zumindest theoretisch“, schränkte er ein, „es fehlen noch die knallharten Beweise.“

„Es wäre auch zu schön um wahr zu sein.“ Wahlberg lächelte sparsam. „Woran hapert's?“

„Ja mei. An Beweisen halt, hab ich doch schon g'sagt.“

„Entschuldigung, ich meinte, was für Beweise im Einzelnen?“

„Sie hatten mir nahegelegt, den Chief Inspector da in Dublin zu kontaktieren.“

„John O'Sullivan ...“

„Der war goldrichtig. Und so ein gutes Deutsch hat der g'sprochen.“

„Da kann sich mancher Deutscher ...“

„Genau. Und erst recht ein Bayer eine Scheibe abschneiden“, grinste der Hauptkommissar verschmitzt. „Aber zur Sache. Im Zuge der Missbrauchsaufklärung hat die irische Organisation *Child Abuse* zahlreiche Internetkontakte und Websites von Kinderpornografie aufgetan. Ein von Irland aus operierender Kinderporno-Zirkel, sagte O'Sullivan, hat seine Tentakeln schon früh

nach Deutschland ausgefahren. Den hat er gerade hochnehmen lassen.“

„Wo haben sie die Razzia durchgeführt?“

„In Shankill, das ist ziemlich nahe bei Dublin.“ Perlinger legte eine dramatische Pause ein. „Die Spur führt nach Bayern und von dort in die Diözese Freising.“

Nach einer weiteren Schweigeminute sagte Wahlberg trocken: „Dann sind wir ja bestätigt.“

„Aber kein Beweis.“

„Hat O’Sullivan Ihnen Namen genannt?“

„Das hat er. Es gibt zwei Personen, die öfter im Zusammenhang mit Kinderpornografie in Irland genannt wurden: Georg Amberger und Anton Brenner.“

„Da Georg Amberger tot ist“, griff Wahlberg den Faden auf, „und höchstwahrscheinlich über jeden Zweifel erhaben ...“

„Bleibt nur noch einer übrig ...“, spann Perlinger weiter, „... wie ich zuvor schon andeutete.“

„Anton Brenner.“

Der Hauptkommissar nahm Papier und Kugelschreiber. „Schau’n Sie mal.“ Er drückte hinter das A einen Punkt, dann hinter das B einen weiteren.

„A Punkt – B Punkt“, stellte Wahlberg fest, „oder Anton Brenner.“ Er musterte Perlinger mit gerunzelter Stirn. „Aber es ist kein Beweis, nur ein Verdacht.“

„Aber der ist deutlich, wenn man nicht A Punkt, B Punkt sagt, sondern AB.“

„Das wäre die Identifikation vom bislang unbekanntem Abe?“

Perlinger nickte heftig. „Genau – und daraus konstruieren wir einen begründeten Anfangsverdacht. Dann sind wir zur Ermittlung verpflichtet. Das würde für eine Hausdurchsuchung reichen.“ Er grinste breit, sodass sich sein Schnäuzer wieder borstig sträubte.

„Sie glauben, dass wir dann auch Beweise finden?“ Aus Wahlbergs Frage sprach die Hoffnung auf eine schnelle Aufklärung. Er

wollte reinen Tisch machen: mit dem Fall, mit Laura und mit sich selber.

Schaffer wollte auf Nummer sicher gehen, bevor er sich davonmachte. Aus dem Gespräch mit Mutzke war ihm inzwischen klar geworden: Der einzige, der jemals – außer Josef Maria Gschwandtner und Georg Amberger – diese Filme gesehen hatte, war Anton Brenner. Er war sich inzwischen sicher, dass dieser Depp von Pfarrer, wie Schaffer den Kleriker nannte, bei Brenner in der Beichte mehr gesagt hatte, als Mutzke ahnte. Das war Wasser auf des Rektors Mühlen. Zu dem Zeitpunkt war das Schweigekartell der sechziger Jahre durch Bruckners Tod schon längst auseinandergebrochen. Man pflegte nur sporadische Kontakte zueinander, nach außen hin gar keinen.

Brenner hatte es geschickt eingefädelt, dass Mutzke immer im Glauben gelassen wurde, er sei abgebildet worden, als sie sich an Loisl Amberger vergangen hatten. Für Schaffer war diese Vergewaltigungsszene, von der er nicht wusste, dass Georg Amberger sie absichtsvoll in den pornografischen Untergrund einstellte, nützlich für seine Geschäfte und Neigungen gewesen.

Auf Nummer sicher gehen. Mutzke hatte ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt, wenn auch unabsichtlich. Jetzt kreiste ständig dieser Verdacht durch seinen Kopf. Was, wenn sie doch etwas wusste? Das musste er vorher noch unbedingt feststellen, sonst hätte er keine Ruhe – weder heute noch später. Mutzkes Verunsicherung wirkte.

Der Klinikdirektor suchte Laura Bechtheim auf, die ihren Chef ahnungslos hereinließ. Sie saßen sich in ihrem Wohnzimmer gegenüber. Er kam gleich zur Sache.

„Sie wissen von dem Filmversteck des Pfarrers?“

Sie kniff erstaunt die Augenbrauen zusammen. Fassungslos schüttelte sie ihre leicht gewellte braune Haarpracht. „Ich bin empört, dass Sie mir so etwas unterstellen.“

Schaffer ließ sich nicht irritieren. „Ich habe aber den Eindruck, sie wissen davon. Ich habe öfter beobachtet, wie Sie in der Klinik heimlich den Pfarrer besuchten.“ Wenn er die Filme vor den anderen finden würde, dann könnte er eine Position erringen, die ihm Sicherheit bieten würde. Davon war er überzeugt. Schaffer erhob sich und trat mit vorgerecktem Kopf auf Laura zu. Wie mit einer Lanze stach er mit dem Zeigefinger in ihre Richtung. „Er hat Ihnen gesagt, wo diese Filme sind.“

„Sie behaupten das.“ Sie beugte den Oberkörper im Sessel weit zurück, schwang die behosten Beine schnell über die Sessellehne und erhob sich geschmeidig. Sie stellte sich schutzsuchend hinter den Sessel. „Warum sollte mir dieser ausgebuffte Pfarrer ein Geheimnis anvertrauen?“

Zwar sah Schaffer das im Grunde genommen ähnlich, aber seine Furcht vor Entdeckung schränkte sein rationales Denken ein. „Ich bin davon überzeugt, dass er Ihnen das Versteck verraten hat.“ Er giftete hektisch in ihre Richtung und rückte vor. Sie duckte sich in panischer Angst hinter den Sessel, bereit wegzuspringen.

„Ich werde alle Mittel einsetzen, die mir zur Verfügung stehen“, warnte er. Sie sah zur offenen Verandatür. Er verstellte ihr mit einem Seitenschritt den Weg. Mit angstgeweiteten Augen versuchte sie trotzdem dorthin zu entweichen. Schaffer griff daneben. Hastig fasste er nach. Gerade noch erwischte er einen Zipfel des locker sitzenden T-Shirts. Schaffer riss es ihr mit seinem harten Zugriff fast vom Leib, packte sie am Arm, umschlang sie. Er schüttelte heftig ihre schmale Gestalt. „Sie kennen das Versteck. Heraus damit.“

„Ich weiß nichts. Ich kenne keine Filme, hab noch nie einen gesehen.“

„Was ist mit diesem Journalisten?“

Laura wehrte sich mit Füßen. Sie trat um sich, während er sie am Hals packte. Ein Tritt in den Hoden ließ ihn kurz aufschreien. Der Griff um den Hals lockerte sich. Aber nur kurz. Er er-

griff sie wieder. Mit Wut und einer bisher nicht gekannten Befriedigung drückte er langsam zu. Ihre Sinne schwanden. Sie lag schlaff und willenlos, mit nach hinten durchgedrücktem Kreuz, in seinen Armen. Schaffer hörte ein Rufen, dann ein Geräusch durch die offenstehende Verandatür. Er ließ sie schnell los. Sie schlug mit dem Hinterkopf auf die Tischkante. Panisch verließ er in geduckter Haltung das Haus durch die Vordertür.

Kapitel 50

Donnerstag, 26. August 2010 – Freising

„Wie schaut’s aus?“ Perlinger wandte sich mit gerunzelter Stirn an Wahlberg, der mit bleichem Gesicht in die Gaststube eintrat.

„Ein angeknackster Schädel, innere Blutgerinnsel können nicht ausgeschlossen werden. Alles hart an der Grenze zwischen Leben und Tod.“ Wahlbergs Blick irrlichterte. „Wer ihr das angetan hat“, stieß er mit gepresster Stimme hervor, „muss mit allem rechnen, wenn ich ihn in die Finger bekomme.“

Der Kommissar legte beruhigend die Hand auf seinen Unterarm. „Hock dich nieder.“ Perlinger zog ihn am Ärmel. Seine vertrauliche Anrede schien Wahlberg zu besänftigen. „Sie scheint Glück gehabt zu haben.“

„Vielleicht.“ Wahlberg war skeptisch. „Es hätte schlimmer kommen können, obwohl ihr Zustand schon schlimm genug ist. Wenn sie neulich nicht gesagt hätte, ich sei nie da, dann wäre ich heute gar nicht bei ihr vorbeigefahren. – Dieser gewissenlose Mörder.“

„Sie ist noch am Leben. Behalten Sie klaren Kopf. Den brauchen wir.“

„Ja, sie lebt – noch. Sie hat dicke Würgemale am Hals. Der Arzt meinte, dass das Zungenbein kurz vorm Bruch gestanden hätte. Blutergüsse an den Oberarmen.“

Wahlberg fuhr mit verzweifelter Geste durch sein ausgedünntes Kopfhaar. Die vier Finger seiner rechten Hand pflügten wie wild in dem lichten Besatz hin und her.

„Man hat sie in ein künstliches Koma versetzt. Das kann vier Tage oder vier Wochen oder vier Monate dauern.“ Er rieb sich die rotgeränderten Augen, die keine Tränen mehr hergaben.

Perlinger hatte Mitleid. „Hab'n Sie den Täter erkannt? Sie mussten ihm ja ganz dicht auf den Fersen gewesen sein.“

„Nicht wirklich. Ich kam durch den Garten, durch die Verandatür. Ein Schatten flüchtete durch die Haustür. Laura benötigte Soforthilfe. Wäre ich ihm hinterhergelaufen, dann säh es wahrscheinlich noch schlimmer für sie aus.“

„Die KTU ist schon im Haus. Eigentlich können von den Tatverdächtigen nicht mehr viele infrage kommen. Die meisten haben wir identifiziert. Jetzt müssen wir sie nur noch überführen. Ich denk, zwei Schnapsler werden uns jetzt gut tun.“ Perlinger bestellte zwei große Enzian. „Und dann reden wir über einen Plan, wie wir die Saubande hinter Schloss und Riegel bekommen. Denn ich befürchte, dass unser Hauptverdächtiger nicht so schnell klein begeben wird.“

Sie hatten ihre Hausaufgaben fertig. Perlinger schaute zufrieden, Wahlberg verspürte Leere. Lauras Schicksal brannte in seiner Seele. Die Hausdurchsuchung bei Brenner war gerade veranlasst worden. Aus einer Intuition heraus rief Perlinger Lisa Olbrich an und fragte nach Kleidung von Brenner, die eventuell vor Kurzem zu einer Reinigung gebracht oder abgeholt worden sei.

Sie brachte nur ein gestöhntes „Mein Gott“ über die Lippen.

„Wissen Sie, welche Kleidung es war?“

„Nun, das Übliche. Was diese Herren immer so tragen. Man fragt sich, ob Tag oder Nacht, oder ob es täglich dasselbe Kleidungsstück ist.“

Perlinger merkte, wie sich Lisa Olbrich hinter einen ihm fremden Zynismus zurückzog. Ihre flapsigen Worte irritierten ihn. „Es tut mir leid, wirklich.“ Als hätte er etwas zu entschuldigen.

„Ja, ja. Auch das Eigelb an der Knopfleiste ist tagtäglich immer das alte.“ Die Sekretärin schluchzte. Dann hörte Perlinger das bekannte Klappern. Wenn der Hörer umständlich zurück in die Schale der Basisstation gelegt wird.

Ich werde sie jetzt bald trösten müssen, dachte er. Trotz der an-

gespannten Situation verspürte er eine leichte Heiterkeit, oder war es eine gewisse Vorfreude?

„Wir unterziehen die Klamotten von Brenner einem Bluttest“, erklärte er Wahlberg. „Alle Reinigungen in Freising werden befragt, und auch Wasserburg, falls er so schlau war.“

Die Maschinerie der Kripo war in Gang gesetzt. Perlinger beherrschte sein Metier aus dem Effeff, wie Wahlberg zufrieden feststellte.

„Wenn die KTU die Spuren bei Frau Bechtheim und die Kleidung von AB gecheckt hat“, das AB ließ Perlinger genüsslich über die Lippen fließen, „dann sollten wir uns unbedingt den Klinikchef vorknöpfen.“

„Mensch, Perlinger.“ Wahlberg schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. „Ich hab’s. Der Klinikchef. Das war Lauras Angreifer. Der wollte was von ihr.“ Wahlberg zögerte einen Moment. „Der wollte etwas wissen. Der meinte, dass es nur Laura wissen könnte.“ Mit zerknirschter Miene gestand er: „An dem Überfall auf Laura habe ich Schuld.“

„Sie machen mir langsam Sorgen, Wahlberg.“

„Als ich in Irland war, rief mich Laura an. Der Gschwandtner sei wieder in die Klinik eingeliefert worden. Ich hab sie gebeten, sie sollte ihn mal ausfragen.“

Perlinger drückte rasch ein paar Ziffern auf dem Handy. „Hausdurchsuchung auch bei Schaffer, Wasserburger Klinik. Grenzen überwachen.“ Er wandte sich an den Journalisten. „Und da hat der Schaffer die Frau Bechtheim gesehen und hat seine abstrusen Schlüsse gezogen.“

„So kann’s gewesen sein. Ja, wahrscheinlich“, pflichtete ihm Wahlberg bei. „Den Rest kennen Sie.“

„Gut, aber jetzt machen wir einen Termin mit dem Bischof.“

„Mit ihm oder bei ihm?“

Perlinger bäugte Wahlberg. „Diese Spitzfindigkeit ist mir schon klar. Klar ist auch mit ihm. Andererseits steht die taktische Frage im Raum: Wollen wir ihm einen sicheren Rückhalt geben?“

„Dann bei ihm?“

Perlinger zögerte erst, antwortete dann resolut. „Nein. Es sind Menschen straffällig geworden, die Institution Kirche hat dazu beigetragen oder durch das Schweigen und Verdrängen zumindest Vorschub geleistet.“

„Dann mit ihm.“

Bischof Althaus legte den altmodischen Telefonhörer mit zitternden Händen zurück in die Gabel. Schweiß perlte auf seiner Stirn und lief die Schläfen herunter. Sein Gesicht war von einer ungesunden Röte überzogen. Er schnaufte schwer. Was ihm der Hauptkommissar da gerade aufgetischt hatte, ließ ihn in Grund und Boden versinken. Er schämte sich zutiefst. In einem unkontrollierten Wutanfall brüllte er die Wand hinter seinem Schreibtisch an. Auch wenn Kaplan Dörfler mit offenem Mund in der Tür stand. Jetzt, wo in der katholischen Kirche langsam eine Debatte über Missbrauch in Gang gesetzt wurde. Eine Debatte, die behutsam gesteuert werden musste. Dann dieser Hammer, wie er sich selbst eingestehen musste, der wird die Kirchenstrategie wahrscheinlich überrollen. Die Öffentlichkeit wird ein reißendes Raubtier werden. Tabula rasa, dachte er, so sehr ihm das widerstrebte, aber es hilft nichts. Die letzten Reste von Glaubwürdigkeit in der Kirche würden verspielt werden, wenn er jetzt mauerte. Am besten er setzte sich an die Spitze der Bewegung, dann ließ sich noch etwas steuern – hoffte er.

„Hat Ihre KTU die Fakten gesichert?“

Perlinger bejahte Wahlbergs Frage. Der Hauptkommissar konzentrierte sich auf die taktische Marschroute, die er verfolgen wollte. „Wir vernehmen erst den AB, legen ihm die Beweise vor. Wenn die Kollegin Seehofer den flüchtigen Klinikchef beibringt, dann ...“

„Der ist schon geschnappt worden?“ Wahlbergs Augen glühten unheilvoll.

Er sah Wahlbergs bösartiges Glimmen in den Augen. „Aber Sie bleiben bitte ganz ruhig. Sonst dürfen Sie nicht zuhören.“

Wahlberg wusste, dass der Hauptkommissar ihm ein Privileg eingeräumt hatte. Hinter einem Paravent durfte er die Vernehmung verfolgen. Auch eine besondere Art von Datenschutz, meinte er. Aber der Zweck heiligt die Mittel. Den Bischof wollte er später interviewen.

„War Schaffer schon hinter der Grenze?“

„Nein, in Kufstein. Dort hat man ihn aufgegriffen. Wie die Kollegin mitteilte, hatte er einiges an pornografischem Material dabei. Das ist ein Argument gegen ihn, wenn auch zunächst ein schwaches. Erst wenn mit Frau Bechtheim eine Gegenüberstellung realisiert werden kann, wird er die Anklage auf versuchten Mord angehängt bekommen. Bislang haben wir nur seine DNA-Spuren aus Frau Bechtheims Wohnung. – Übrigens: Wie geht es ihr?“

„Unverändert. Bin zweimal am Tag dort.“ Hilflos hob Wahlberg die Schultern. „Und in den nächsten Tagen muss ich mich von hier verabschieden. Mein Auftrag ist zu Ende.“

Perlinger drückte ihm den Oberarm und gab ihm einen aufmunternden Klaps auf die Schulter. „So nebenbei: Ich hab grad mit dem Bischof g’reedt. Der tut sich schwer, aber er hat’s eingesehen, dass wir ihn hier im Büro für die Vernehmungen brauchen.“

Perlinger komplimentierte den in einem schwarzen Straßenanzug gekleideten Bischof höflich in sein Büro, ließ Kaffee und einige Zeitschriften auffahren. „Exzellenz, Sie müssen sich bitte gedulden. Es kann sein, dass wir Sie schon zwischendurch einbinden müssen, aber gewiss am Ende der Vernehmungen.“

Als Althaus demonstrativ auf seine Armbanduhr schaute, hob Perlinger beide Hände. Die Geste signalisierte, dass es keinen Zeitrahmen geben konnte.

Im Vernehmungsraum werteten der Hauptkommissar und seine Kollegin Seehofer die neuen Ergebnisse der KTU aus. „Das

scheint jetzt eindeutig, was die Verdächtigen betrifft“, bemerkte die Hauptkommissarin. „Die Beweise sind erdrückend.“

„Mal schau'n.“ Perlinger war skeptisch. „Jede Ratte findet immer wieder ein Schlupfloch. Wen haben wir jetzt da draußen?“

„Nun, den Rektor Brenner, den Generalvikar Mutzke und Michael Amberger. Der Klinikchef ist unterwegs. Wir haben ihn in Rosenheim noch intensiv verhört“, erwiderte Perlingers Kollegin.

„Den Amberger können wir erst mal außen vor lassen. Das, was man ihm unterstellt, ruht auf sehr dünnem Eis.“

Brenner und Mutzke wurden in den verdunkelten Vernehmungssaal geführt. Wahlberg lauschte im Verborgenen.

„Meine Herren, Sie waren ewig lang hinter bestimmten Filmen her, die der Pfarrer Gschwandtner in Gewahrsam hatte. Sie waren das Ziel vieler Begehrlichkeiten seitens einzelner Personen. Und man hat auch – das konnte ich selbst erleben, wenn auch eher mittelbar – alles drangesetzt, dass diese Filme nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickten.“ Perlinger beendete seine Einleitung, indem er den Knopf am Projektor drückte. Sie hatten absichtlich erst einige Prozeptionsbilder vorgespannt, bevor die Szene mit Loisl erschien.

„Ungeheuerlich, das ist ungeheuerlich!“ Mutzkes Stimme steigerte sich fast zum Falsett. Es klingt wie das Quicken eines Schweins, dachte Perlinger. „Das bin ich gar nicht, das ist der AB“, kreischte der Generalvikar. „Und mir hat man über vierzig Jahre weisgemacht, dass ich der Kinderverführer bin. Und der Gschwandtner, der Sauhund, hat mir nichts davon erzählt.“ Mutzke atmete in schweren Zügen.

„Halt endlich dein Maul“, zischte Brenner unfein in Mutzkes Richtung. Er wandte sich an Perlinger, den er im Dunkeln hinter sich wähnte. „Das ist alles Manipulation. Da hat die Polizei schön mitgeholfen, mich hier in Verdacht zu bringen.“

„Das ist nicht wahr“, quiekte Mutzke, „ich durfte damals ausnahmsweise die Schmalfilmkamera bedienen, damit der Bruckner auch aufs Bild kam.“

Der Hauptkommissar bestätigte Mutzkes Aussage. „Die Identität der zweiten Person auf dem Film ist geklärt. Das war Matthias Bruckner.“ An Brenner gewandt sagte er: „Eine Manipulation an alten Filmen wäre leicht nachzuweisen. So ein altes Material gibt's nicht in jedem Laden.“

Marion Seehofer ergänzte: „In den Filmen sind weitere brisante Stellen, die gewisse Kleriker – auch wenn sie zum Teil schon tot sind – in ein äußerst fragwürdiges Licht setzen.“

Der Generalvikar, der sich erleichtert zurücklehnen wollte, im Glauben, er wäre raus aus dem Schneider, richtete sich wieder auf. Die wieder eingeschaltete Beleuchtung blendete ihn.

„Es gibt keinen Grund, Herr Mutzke“, sagte Perlinger. „Sie dürfen uns nicht für naiv halten. Sie trifft es ebenso, wie auch den toten Pfarrer. Sie hatten ein ‚unheimliches Kartell‘ in den 1960er Jahren gebildet. Sie waren damals ohne Skrupel. Sie befriedigten in der Gathlinger Idylle, trotz unterschiedlicher sexueller Neigungen, ihre Triebe. Sie dachten – angeregt durch andere Vorkommnisse in anderen Kirchengemeinden – ihnen würde nichts passieren. Die große Mutter Kirche behütet die sündigen Kinder Gottes. Mit einer Beichte wurde das große Schweigetuch über die Missbräuche gelegt. Überall.“ Perlinger tupfte sich den Schnauzbar ab, der sich mit Speichelfäden beflockt hatte.

„Es wäre wahrscheinlich nichts weiter passiert, wenn Sie vier nicht aus dem Ruder gelaufen wären. Loisl Amberger war der Auslöser. Von da an lief das Ganze so ziemlich unkontrolliert.“ Die Hauptkommissarin hatte den Part ihres Kollegen übernommen, der seelisch mitgenommen schien. „Der Bruder von Loisl, der Georg Amberger, verließ das damals übliche Gleis des Schweigens. Amberger wollte Rache im biblischen Sinne: Auge um Auge ...“

„Wie wir aus seinen Unterlagen entnommen haben“, übernahm Perlinger wieder die Regie, „legte er eine Strategie fest, wie er an die Täter rankommen könnte. Er war vollgesogen wie ein Schwamm von dem Gedanken, sie alle vier zu eliminieren.“

„Später, mit dem Internet, kam die Porno-Szene hinzu“, ergänzte die Hauptkommissarin. „Amberger und seine Frau waren besonders sensibilisiert. Als in Irland Anfang 2002 die Aufklärung begann, änderte er sein Vorgehen. Er wollte die damaligen wie heutigen Täter bloßstellen. Er musste feststellen, dass es die gleichen geistigen Urheber und Nutzer waren wie vor knapp fünfzig Jahren, die ihren Frevel weitertrieben. Er hatte mehrere Personen im Visier. Sie, Herr Brenner, gehörten von Anfang an dazu. Amberger und seine Frau nutzten ihre Irland-Kontakte, um dieser europaweit agierenden Krake zumindest ansatzweise die Tentakeln zu stutzen.“

Brenner fokussierte seine undurchdringlichen Brillengläser auf Perlinger. „Was Sie da reden, ist großer Quatsch. Amberger und ich waren vereint in der Aufdeckung dieser unseligen Pornografien.“

„Die Unterlagen, die uns Michael Amberger zur Verfügung gestellt hat, sprechen eine andere Sprache. Georg Amberger hat nicht umsonst den *MOKK*-Verein gegründet.“ Der Hauptkommissar erhob seine Stimme. „Nicht nur um den Opfern eine Stimme zu geben, sondern auch um die Täter ‚step by step‘, wie er schrieb, zu entlarven.“

„Du hast uns alle in die Scheiße geritten. Du und der geldgeile Zuhälter“, brach es aus Mutzke heraus.

„Wen meinen Sie mit ‚geldgeiler Zuhälter‘?“, fragte Marion Seehofer.

„Na, den Klinikchef, der den Gschwandtner auf die Isolierstation gebracht hat. Ans Bett gefesselt haben sie ihn. Mit Billigung von AB.“

„Tu nicht so scheinheilig! Du warst einverstanden! Du hast den Druck weiter forciert“, giftete Brenner.

„Ja, weil ihr mir immer g’sagt habt, dass ich da auf dem Film mit dem Bauernbub bin.“ Der Generalvikar weinte fast.

„Das ist ja fast schon ein halbes Geständnis. Jetzt geben S’ zu, dass Sie für Ihre päderastischen Begierden die heutigen elektroni-

schen Möglichkeiten einsetzten. Von Bertram Schaffer unterstützt.“ Marion Seehofer drückte energisch aufs Tempo.

„Was reden Sie da für einen Quatsch“, antwortete Brenner kühl und kontrolliert. „Sie haben eine rege Fantasie.“ Sein schmales Gesicht verzerrte sich zu einer diabolischen Grimasse. „Sie erwähnten einen Bertram Schaffer. Der ist mir völlig unbekannt.“

„Lügner, elendiger!“ Mutzkes Stimme überschlug sich vor Selbstmitleid und Empörung.

„Na ja, Herr Brenner.“ Perlinger ignorierte den Zwischenruf. „Wenn Sie ihn nicht kennen, werden Sie sicherlich gleich Gelegenheit haben ihn kennenzulernen. Er kommt vorbei, wenn auch nicht freiwillig“, fügte der Hauptkommissar in einem Anflug von schwarzem Humor hinzu. „Außerdem hätten wir da noch den Bischof Althaus in petto.“

Während Brenner ausdruckslos vor sich hinstierte, erbleichte Mutzke. Das Neonlicht im Raum gab seinem Gesicht eine fast bläuliche Farbe. Der Generalvikar schwieg abrupt. Stille im Raum. Wahlberg kam sich vor wie in einem absurden Theaterstück. In die belastende Stille trat der Bischof ein. Er hat sich umgezogen, fuhr es Perlinger durch den Kopf. Aber wo? In vollem bischöflichem Ornat trat er auf Brenner und Mutzke zu. Er blickte sie lange an, sagte aber kein Wort. Er setzte sich abseits und beobachtete die Szenerie mit grimmigem Gesicht.

„Ihr Getue und Leugnen hilft nichts, Herr Brenner“, ergriff der Hauptkommissar das Wort. „Das was hier vorliegt, übertrifft diese Pornogeschichten, die wahrscheinlich eh verjährt sind, in hohem Maße.“ Perlinger blickte auf den Bischof, als er sagte: „Es handelt sich um Mord. Wir werden Sie, Herr Brenner, wegen Mordes an Priester Julian Brockhövel festnehmen. Die Beweise sind hieb- und stichfest.“

Althaus beugte sich mit fahlem Gesicht zu Brenner vor. „Stimmt das?“

Brenner zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung, von was die reden.“

Perlinger reizte es, Brenner langsam, aber sicher zuzusetzen. „Georg Amberger war Ihnen auf der Spur. In Julian Brockhövel hatte er einen Mitstreiter in seinem Geiste gewonnen. Bei dem Priester haben wir Briefe und E-Mails gefunden, an Sie adressiert. In einigen früheren Schreiben verwies er auf einen internen Täter. Er wollte Sie zur Aufklärung gewinnen.“

„Mit dem jungen Brockhövel bestand immer bestes Auskommen. Es gab doch gar keinen Grund.“ Brenner blickte bei seiner Aussage verstohlen auf den Bischof, als erwartete er Unterstützung von ihm, und zwar die seit Generationen übliche: Schweigen, Schweigen, Schweigen ...

Business as usual, argwöhnte Wahlberg, als er diesen hoffnungsvollen Blick nach einem stillen Einvernehmen bemerkt hatte. Der Bischof blickte starr, kalkweiß im Gesicht, an Brenner vorbei.

„Bestes Auskommen? Das glaube ich sogar.“ Perlingers Worte glitten behutsam in den Raum. Dann legte er Brenner die Beweise vor: „Sie fühlten sich entdeckt, ertappt, als Ihnen Brockhövel mitteilte“, der Hauptkommissar schob Brenner einen E-Mailausdruck zu, „dass er ein Bild entdeckt habe, in dem eine ihm bekannte Person vorkam. Nur Sie konnten wissen, *welche* Person das war. Das tragische an der Sache war, dass auch Brockhövel Ihr Gesicht nicht richtig identifizieren konnte. Er war sich im Unklaren über diese Person. Ihr Missverständnis, Herr Brenner, war Brockhövels Todesurteil.“

„Wie wollen Sie diesen Quatsch beweisen?“ Brenner saß immer noch aufrecht, unnahbar am Vernehmungstisch.

„Ganz einfach“, übernahm die Hauptkommissarin, „wir haben Ihre Kleidung auf Blutspuren untersuchen lassen.“

„Und?“, kam es kühl aus Brenners Mund.

„Auch die Kleidung, die Sie in die Reinigung brachten. Trotz chemischer Behandlung ist Julian Brockhövels Blut daran festgestellt worden. Sie haben ihn getötet. Das Blut aus seinem Hals muss nur so herausgespritzt sein.“

Als Brenner langsam vom Stuhl rutschte, verließ der Bischof

angewidert, ohne sich zu verabschieden, ohne die am Verhör Beteiligten eines Blickes zu würdigen, das Vernehmungszimmer.

Mal sehen, ob ich noch ein Interview von ihm bekomme, überlegte Wahlberg in seiner stillen Ecke. Bevor ich morgen abreise.

Epilog

Nach dem Verhör von Brenner und Schaffer fuhr Wahlberg in die Kreisklinik Wasserburg. Marion Seehofer hatte auf seinen Wunsch hin verfügt, dass Laura dorthin gebracht wurde und nicht in die Klinik ihres früheren Arbeitgebers. Dort saß er nun schon über zwei Stunden an ihrem Bett.

Ihr Gesicht, von einem dünnen Schweißfilm überzogen, schimmerte im Kunstlicht. Wahlberg staunte über den gesunden rosigen Teint. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie gleich aufgestanden wäre. Eine Maschine, mit einer großen Anzahl dünner Schläuche, hielt ihre Versorgung aufrecht. Er hatte das Gefühl, dass Laura ihm entschwunden war. Sie war einfach weg, obwohl sie vor ihm lag. Nachts ließen ihn die Schuldgefühle nicht mehr los. Arbeit würde helfen, so etwas zu verdrängen. Er hatte aber keine mehr, der Fall war gelöst und abgeschlossen. Wahlberg streichelte ihren Arm, dessen Haut sich im Gegensatz zum Gesicht trocken anfühlte. Mit einem dünnen Gazestreifen tupfte er ihr die Stirn ab. Die Nachtschwester komplimentierte ihn schließlich hinaus.

In den *Paulaner Stuben* warteten sie schon auf ihn: Marion Seehofer, Franz Perlinger und Hubert Winkelmoser. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Es war keine Runde, der nach Feiern zumute war. Schließlich war alles beredet und bewiesen. Aber Wahlberg hatte um die Zusammenkunft gebeten, weil für ihn noch einige Fäden lose herumlagen.

„Mir gehen zwei Dinge durch den Kopf“, begann Wahlberg. „Was ist mit Georg Ambergers Unfall und wer hat Gschwandners Tod zu verantworten?“

„Wir haben diese Sache wieder aufgegriffen“, antwortete Mari-

on Seehofer, „aber unsere Verkehrspolizei hatte den Unfall an die Kollegen nach Freising abgegeben. Wegen der Bezirksgrenze.“

„Bei uns“, erzählte Perlinger, „ist nie der Verdacht aufgekommen, dass es sich um mehr als einen Unfall handeln könnte.“

„Ja, aber diese zeitliche Nähe von Brenners Enttarnung durch Amberger und die Weitergabe der Informationen an Brockhövel ...“, wandte Wahlberg ein.

„Es ist aber leider so, dass es ein Zufall war. Ein Zufall, der Brenner und seinen ‚geldgeilen Zuhälter‘ innerlich frohlocken ließ. Tatsache ist, dass der Bericht des Abschleppunternehmens und eine KTU keinerlei Hinweise auf Manipulation ergaben.“

„Keine lockeren Schrauben an den Vorderrädern?“

„Wirklich nicht, mein lieber Wahlberg.“ Perlinger legte tröstend seine Hand auf Wahlbergs Arm. „Es gibt so viele Beispiele für tödliche Verkehrsunfälle auf gerader Strecke, bei trockenem Wetter, freier Sicht und so weiter. Wo man sich fragt, wie es geschehen konnte ...“

„Manchmal fällt einem eine Zigarettenkippe zwischen die Beine“, argumentierte Winkelmoser. „Des langt schon.“

„Oder das Autoradio, das Handy ...“, assistierte Seehofer.

Mit gerunzelter Stirn blickte er in die Runde. „Also ein Unfall. Brenner fällt dann offensichtlich raus.“ Die Runde nickte unisono zur Bestätigung. „Nur ein Unfall.“ Wahlberg musste unmittelbar an Sofie Amberger denken. Sie würde nie überzeugt davon sein.

„Wie geht’s Laura?“

„Unverändert. Sie sieht aus wie ein lebender Leichnam. Hoffentlich ...“ Wahlberg brach ab. Er verspürte einen dicken Kloß im Hals.

Sie schwiegen und tranken. Nach einer Weile ergriff Wahlberg erneut das Wort. Die journalistische Neugierde brannte in ihm. „Was ist mit dem Tod vom Gschwandtner? ... Ich habe da so meinen Verdacht.“

„Den haben wir auch“, brummte Perlinger. „Leider aber auch nichts.“

„Keine Spuren?“

„Doch. Jede Menge.“ Perlinger schaute Wahlberg offen an. „Auch von dem, den Sie im Visier haben.“ Er lächelte ganz sparsam, was aber hinter seinem dicken Schnäuzer verborgen blieb.

„Der Tod trat nicht durch Schütteln ein. Möglicherweise war es eine Ursache, die zu einem Infarkt geführt hat“, bestätigte die Hauptkommissarin. „Aber ausschließlich der Infarkt führte zum Tod.“

„Und wo ist Michael Amberger jetzt?“

„Er ist in den Schoß seiner Urväter zurückgekehrt“, berichtete Perlinger. „Back to the roots. – Europa macht’s möglich. Er wird eine Lehrerstelle in Dublin antreten. Eine Emilie Byrne wartet auf ihn. Außerdem war er den Filmen auch auf der Spur. Das hat er mir beim Abschied erzählt. Sie wären ihm in der Kapelle grad zuvor gekommen.“

Der ICE donnerte mit hoher Geschwindigkeit durch die Landschaft. Weil er Zeit aufholen musste, wurden die Passagiere bei jeder Weichenquerung durchgeschüttelt. Das Notebook musste Wahlberg ein paar Mal festhalten, sonst wäre es vom schmalen Tisch gerutscht.

Der Bischof hatte ihm heute Morgen, bevor er seinen Leihwagen abgegeben hatte, kein Interview mehr gegeben.

„Sie müssen das verstehen“, hatte er am Telefon gesagt. „Der gestrige Schock. Ich hatte es nicht für möglich gehalten.“

Ob es zu einem späteren Termin möglich wäre? Man müsse die gesamte Entwicklung, die derzeit in der Gesellschaft und der katholischen Kirche ablaufe, im Auge behalten. Eher ging’s nicht.

„Also“, hatte Wahlberg geantwortet, „dann werde ich mich wieder melden.“

Der Bischof verabschiedete sich mit einem geräusperten „Hm, Hm.“

Den Bericht wollte er Susann Hespers nächste Woche in Berlin vorbeibringen.

„Warum so spät?“, fragte sie.

Er redete sich raus, dass jetzt Wochenende sei und er Erholung brauche. Zu viele schockierende Erlebnisse. Er wollte ein paar Tage ausspannen.

Inzwischen waren Wochen vergangen. Der August zeigte sich am Ende trüb und wetterwendisch. Erste Herbstboten. Den Abend begann er mit einem kräftigen *2004er Viña Aljibón* aus dem La Mancha-Gebiet. Ein Wein für innere Einkehr und Kontemplation. Er glitt langsam in eine eigentümliche Gedankenwelt ab. Tiefe Melancholie umgab ihn. Der Wein brachte nicht die erhoffte Entspannung. Ihn beschlich auf einmal dieses Gefühl ewiger nutzloser, erfolgloser Kämpfe, wo das Gute immer mehr Opfer brachte als das Böse. Lauras Zustand war unverändert. Wie soll das weitergehen? Wird sie jemals wieder gesund? Julia blitzte kurz durch sein Gedächtnis, verschwand aber ohne großen Nachhall.

Wahlberg saß auf dem Teppich. Sein Lieblingsplatz. Er schob seine Beine auf ein großes flaches Lederkissen. Er hörte die Musik, die er in den letzten angespannten Tagen häufig vermisst hatte. Schön wäre es, mit Laura hier zu liegen. Tränen tropften in seinen Bart. Die *Chieftains*. Schnelle Jigs und fetzige Reels wechselten mit leisen *Airs* und traurigen *Laments*. Paddy Maloney's Uilleann Pipes imaginierten fiepende Füchse und Peadar Mercier schlug die *Bodhrán*, als würden schwerblütige Pferde über grüne Weiden donnern. Danach das *Istanbul Oriental Ensemble*. Wie sehr sich die irischen, bulgarischen und türkischen Melodien ähneln. Der schwere Wein und die Musik entrückten seine Gedanken der Wirklichkeit.

Dass sein Handy in seiner Tasche vibrierte, merkte er erst ziemlich spät. Er brauchte einigen Anlauf, um wieder in die Gegenwart zurückzukehren.

„Johann Wahlberg?“ Rau und kratzig klang die Stimme an seinem Ohr.

Er war erstaunt. „Wer will das wissen?“, fragte er mit schwerer Zunge.

„Johann Wahlberg, Journalist.“ Das war eine Feststellung.

„Ja. – Aber ...“

„Nix aber. Hier ist Massud. Ich muss dich treffen.“

„Massud?“ Wahlberg rappelte sich auf. „Mensch, das ist aber lange her.“ Er glaubte, im Hintergrund mehrere Stimmen wispern zu hören. Ihm kam es vor, als wären arabische Wortbrocken zu vernehmen.

„Ich brauch deine Hilfe. Vielleicht schon zu spät.“ Es klickte, die Leitung war tot.

Massud. Der Kommilitone aus alten Studientagen. Aber warum legte er auf? Was war passiert? Seine Gedanken drifteten in die Vergangenheit ab. Der Kreis der afghanischen Studenten Mitte der 1980er. Aufbruchstimmung, weil die sowjetischen Genossen für Klarheit im Lande sorgen wollten. Ein politisches Irrlicht – ein Desaster schloss sich an. Seine Gedanken verloren sich wieder. Setzten sich bei Laura fest. Er trank das volle Glas in einem Zug aus. Reine Verschwendung, das wusste er. Aber vielleicht hilft's gegen die Seelennot. Wahlberg versank in einen unruhigen Schlaf. Er träumte von einem humpelnden, gesichtslosen Mann.

Liebe Leserin. lieber Leser,

das muss es nicht gewesen sein.

EMILE CLAASSEN hat in unserem **blattFuchs Verlag** noch weitere Romane veröffentlicht.

Schauen Sie bitte einmal auf die folgenden Seiten ...

Zum Autor:

EMILE CLAASSEN (emile-claassen.de) ist ein Pseudonym. Er ist in seinem Leben viel herumgekommen. In neun Bundesländer hat er gewohnt hat. Das kommt insbesondere seinem in Bremen-Vegesack beheimateten Protagonisten Johann Wahlberg zu Gute. Johann Wahlberg, der Ex-Starjournalist, der sich mit kleinen Brötchen wieder in die Zunft zurück verdienen will. Und CLAASSEN schöpft seine Ideen aus den "Gebrechen der Gesellschaft". Dafür verfügt er über eine Spannweite vom Referenten im Bundestag bis zu Mitarbeit bei einer Regionalzeitung.

blattFuchs  Verlag präsentiert:

EMILE CLAASSEN: Die Fünfte Macht
Polit-Thriller, 356 Seiten, 11,50 € - ISBN: 978-3-946652-00-7

Thomas Balzer, Chef der neuformierten Partei für demokratischen Fortschritt und Bundestagsabgeordneter, wird tot in einer Mainzer Bushaltestelle aufgefunden. War es Mord oder Selbstmord?

Wahlbergs Recherchen legen beide Möglichkeiten offen. Gleichzeitig stößt er auf ein Machtkartell, welches Lobbyismus als Einfallstor für Korruption und Machtausbreitung nutzt. Ein Konglomerat, das ihn schon einmal von den Beinen holte.

Die Fünfte Macht ist Fiktion. Man glaubt es kaum: aber Entwicklungen in Politik und Gesellschaft geben dem Roman einen aktuellen Rahmen.

EMILE CLAASSEN: Die Kunduz-Connection
Polit-Thriller, 466 Seiten, 12,50 € - ISBN: 978-3-946652-02-1

Johann Wahlberg muss gezwungener Maßen in die Bremer Gerichtsmedizin. Der Tote war ihm bekannt. Nicht persönlich - er hatte ihn im Traum gesehen. Angstweite Augen hatten ihn verfolgt. Hatte er das zweite Gesicht?

Wahlberg gerät in einen Intrigenstrudel und Drogenschmuggel, der von Afghanistan bis nach Köln reicht. Und Bremen war Ziel als Drehscheibe. Beteiligt traumatisierte Ex-Soldaten vom Spezialkommando KSK.

Wahlbergs Recherchen stehen in Konkurrenz zu denen von Maik Meyers vom BKA und dem unergründlichen MAD.

Romane in Vorbereitung:

JONATHAN METZELL: *paranoid*

Polit-Thriller, 398 Seiten, Erscheinungsdatum 3. Quartal 2016

Wenn Leuk Lellek auf seiner HOREX unterwegs ist, schaut er sich nicht um, sondern nach oben. Drohnen hat er in Afghanistan kennengelernt. Aber diese jetzt. Klein, wendig und gierig in der Erfassung seiner Daten. Seinen Kumpel Zorro haben sie bereits auf dem Gewissen.

Als Lellek nach achtzehn Monaten Haft wieder die Bühne betritt, hat sich vieles verändert. Noch mehr transparente Bürger, aber Abschottung nach oben. Mit seiner Ninja-Ausbildung versucht er die dunklen Mauern zu durchbrechen. Was beinahe in die Hose geht. Aber er findet Kampfgenossen.

JONATHAN METZELL: *ausgespäht*

Kriminalroman, Erscheinungsdatum 4. Quartal 2016

EMILE CLAASSEN: Die LUX-Transfers

Kriminalroman, Erscheinungsdatum 1. Quartal 2017



